

ARBEITSBERICHTE



Geographisches Institut, Humboldt-Universität zu Berlin

M. Schulz (Hrsg.)

Geographische Exkursionen in Berlin
Teil 1

Heft 93

Berlin 2004

Arbeitsberichte

**Geographisches Institut
Humboldt-Universität zu Berlin
Heft 93**

M. Schulz (Hrsg.)

**Geographische Exkursionen in Berlin
Teil 1**

**Berlin 2004
ISSN 0947 - 0360**

**Geographisches Institut
Humboldt-Universität zu Berlin
Sitz: Rudower Chaussee 16
Unter den Linden 6
10099 Berlin
(<http://www.geographie.hu-berlin.de>)**

Vorwort

Der vorliegende Band ist im Rahmen eines Oberseminars zur Stadtentwicklung Berlins im Sommersemester 2002 entstanden. Die Leitidee der Lehrveranstaltung war die Kopplung von zwei wichtigen Arbeitsfeldern für Geographen - die Bearbeitung von stadtgeographischen Themen in ausgewählten Gebieten der Stadt und die Erarbeitung und Durchführung einer Exkursion zu diesem Thema. Jeder Teilnehmer konnte sich eine für ihn interessante Thematik auswählen und musste dann die Orte in Berlin suchen, in denen er das Thema im Rahmen einer zweistündigen Exkursion den anderen Teilnehmern des Oberseminars vorstellte. Das Ergebnis dieser Lehrveranstaltung liegt in Form eines Exkursionsführers vor.

Die gewählten Exkursionsthemen spiegeln eine große Vielfalt wider. Sie wurden inhaltlich in drei Themenbereiche gegliedert:

- Stadtsanierung im Wandel (drei Exkursionen)
- Wandel eines Stadtgebietes als Spiegelbild politischer Umbrüche oder städtebaulicher Leitbilder (sieben Exkursionen) und
- Bauliche Strukturen Berlins (drei Exkursionen).

Die Exkursionen zeugen von dem großen Interesse aller beteiligten Studierenden an den selbst gewählten Themen. Alle haben mit großem Engagement die selbst erarbeitete Aufgabenstellung bearbeitet und viele neue Erkenntnisse gewonnen.

Besonders hervorzuheben ist die Bereitschaft und Geduld von Herrn Patrick Klemm, den Texten der einzelnen Exkursionen ein einheitliches Layout zu geben, so dass die Ergebnisse nun in dieser ansprechenden Form vorliegen.

INHALTSVERZEICHNIS

STADTSANIERUNG IM WANDEL

1. INNENSTADT BERLIN (WEST) – KREUZBERG	7
1.1 Einführung	7
1.2 Zielstellung.....	8
1.3 Standort 1 – Neues Kreuzberger Zentrum	8
1.4 Standort 2 – Dresdnerstraße 14	9
1.5 Standort 3 – Oranienstraße/Ecke Oranienplatz.....	12
1.6 Standort 4 – Oranienhöfe, Oranienstraße 183	12
1.7 Standort 5 - Heinrichplatz Block 103/ Mariannenstraße 47	13
2. INNENSTADT BERLIN (OST) – SPANDAUER VORSTADT	16
2.1 Einführung	16
2.2 Zielstellung.....	17
2.3 Standort 1 - Sophienstraße	17
2.4 Standort 2 - Rosenthaler Straße	18
2.5 Standort 3 - Linienstraße 206	20
2.6 Standort 4 – Mulackstraße 37.....	21
2.7 Standort 5 – Mulackstrasse 9/10.....	22
2.8 Standort 6 – Alte Schönhauser Straße 36/37	24
3. ÄUßERES STADTGEBIET – KOMPONISTENVIERTEL WEIßENSEE	24
3.1 Einführung	24
3.2 Zielstellung.....	24
3.3 Standort 1 – Bizetstraße 61	24
3.4 Standort 2 – Bizetstraße 78.....	24
3.5 Standort 3 – Markus-Reich-Platz	24
3.6 Standort 4 – Arnold-Schönberg-Platz.....	24
3.7 Standort 5 – Gutenberg´sche Höfe.....	24
3.8 Standort 6 – Bizetstraße 109	24

WANDEL EINES STADTGEBIETES ALS SPIEGELBILD POLITISCHER UMBRÜCHE ODER STÄDTEBAULICHER LEITBILDER

4. NIKOLAIVIERTEL	24
4.1 Einführung	24
4.2 Zielstellung.....	24
4.3 Standort 1 – Nikolaikirche.....	24
4.4 Standort 2 – Ephraimpalais	24

4.5 Standort 3 – Gerichtslaube.....	24
4.6 Standort 4 – Gasthaus „Zum Nussbaum“.....	24
4.7 Standort 5 – Wohnbauten, Straße „Am Nussbaum“.....	24
4.8 Standort 6 – Bebauung am Marx-Engelsforum.....	24
4.9 Standort 7 – Platz mit Drachentöterdenkmal.....	24
5. SPITTELMARKT UND FISCHERINSEL.....	24
5.1 Einführung und Zielstellung.....	24
5.2 Standort I (Mühlendammschleuse / Fischerinsel 2).....	24
5.3 Standort II (Roßstraßenbrücke).....	24
5.4 Standort III (Petrikirchplatz).....	24
5.5 Standort IV (Gertraudenbrücke).....	24
5.6 Standort V (Spindlerbrunnen / Friedrichswerder).....	24
5.7 Standort VI (Spittelmarkt).....	24
5.8 Zusammenfassung.....	24
6. PARISER PLATZ.....	24
6.1 Einführung.....	24
6.2 Zielstellung.....	24
6.3 Pariser Platz in den 20er Jahren (I. Epoche).....	24
6.4 Nationalsozialismus (II. Epoche).....	24
6.5 Nachkriegszeit (III. Epoche).....	24
6.6 Seit der Wiedervereinigung (IV. Epoche).....	24
6.7 Kritische Rekonstruktion.....	24
6.8 Die Zeit nach 1990.....	24
6.9 Standorte.....	24
6.9.1 Botschaft des Vereinigten Königreichs von GB und Nordirland.....	24
6.9.2 Bürogebäude Dresdner Bank.....	24
6.9.3 Palais am Pariser Platz.....	24
6.9.4 Haus Liebermann.....	24
6.9.5 Verwaltungsgebäude der DZ Bank.....	24
6.9.6 Akademie der Künste.....	24
6.10 Zusammenfassung.....	24
7. DIE STALINALLEE.....	24
7.1 Einführung.....	24
7.2 Zielstellung.....	24
7.3 Standort 1 – Gubener Straße zwischen Jadamowitz- und Wedekindstraße.....	24
7.4 Standort 2 – Hochhaus an der Weberwiese.....	24
7.5 Standort 3 – Laubenganghaus an der Karl-Marx-Allee 102/104.....	24
7.6 Standort 4 – Karl-Marx-Allee 105.....	24

7.7 Standort 5 – Karl-Marx-Allee Ecke Straße der Pariser Kommune.....	24
7.8 Standort 6 – Karl-Marx-Allee zwischen Andreas- und Koppenstraße	24
7.9 Zusammenfassung	24
8. DIE GARTENSTADT FROHNAU.....	24
8.1 Einführung.....	24
8.2 Zielstellung	24
8.3 Standort 1 – Ludolfinger Platz.....	24
8.4 Standort 2 – Senheimer Straße 22.....	24
8.5 Standort 3 – Zeltinger Straße 31	24
8.6 Standort 4 – Buddhistischer Tempel / Edelhofdamm 54	24
8.7 Standort 5 – Oranienburger Chaussee 18	24
8.8 Standort 6 – Lindenstraße 11/13.....	24
8.9 Gartenstadt-Konzept von HOWARD.....	24
8.10 Zusammenfassung	24
9. RELIGIONSVIELFALT IN BERLIN.....	24
9.1 Einführung	24
9.2 Zielstellung.....	24
9.3 Standort 1 – Melanchthonkirche	24
9.3.1 Geschichte des Christentum in Berlin	24
9.3.2 Grundlagen des Christentums	24
9.3.3 Expertengespräch.....	24
9.4 Standort 2 – Synagoge am Fränkelufer.....	24
9.4.1 Geschichte des Judentums in Berlin	24
9.4.2 Grundlagen des Judentum	24
9.4.3 Juden in Kreuzberg.....	24
9.4.4 zum Standort selbst	24
9.5 Standort 3 – Merkez Moschee.....	24
9.5.1 Geschichte des Islam in Berlin	24
9.5.2 Expertengespräch.....	24
9.6 Standort 4 – Internationaler Zen Tempel e. V.....	24
9.6.1 Geschichte des Buddhismus in Berlin	24
9.6.2 Expertengespräch.....	24
9.7 Abschließende Bemerkungen.....	24
10. NEUE WOHNFORMEN IM TIERGARTENDREIECK	24
10.1 Einführung	24
10.2 Zielstellung.....	24
10.3 Standort 1- von der Heydt Str. 16- 18.....	24
10.4 Standort 2- Rauchstraße 4-10	24

10.5 Standort 3- Corneliusstr. 11-12	24
10.6 Standort 4- „Pocket Park“	24
10.7 Standort 5- Corneliuspromenade	24
10.8 Zusammenfassung	24

BAULICHE STRUKTUREN BERLINS

11. BERLINER VERKEHRSBAUTEN	24
11.1 Einführung	24
11.2 Zielstellung.....	24
11.3 Standort 1 – U-Bhf. Heidelberger Platz (U1)	24
11.4 Standort 2 – Schmargendorfer Brücke	24
11.5 Standort 3 – Autobahnüberbauung Schlangenbader Straße	24
11.6 Standort 4 – Wiesbadener Straße.....	24
11.7 Standort 5 – Südlicher Innenbereich der Wohnanlage	24
11.8 Standort 6 – Südliche Schlangenbader Straße (Schallschutzrandbebauung)	24
12. STADTENTWICKLUNG IM BERLINER UNTERGRUND	24
12.1 Einführung	24
12.2 Zielstellung.....	24
12.3 Standort 1 – Vorraum der Bunkeranlage am Gesundbrunnen.....	24
12.3.1 Festungs- und Siedlungsanlagen.....	24
12.3.2 Trink- und Abwassersystem.....	24
12.4 Standort 2 – In der Bunkeranlage	24
12.4.1 Bunkeranlage A am Gesundbrunnen.....	24
12.5 Standort 3 – Kreuzung Badstraße/Ecke Behmstraße	24
12.6 Standort 4 – Ausstellungsräume	24
12.6.1 Brauereien und Weinkeller.....	24
12.6.2 Rohrpost	24
12.7 Standort 5 – Bahnsteig der U8 im U-Bahnhof Gesundbrunnen	24
12.7.1 U-Bahnlinie U8	24
12.7.2 U-Bahnhof Gesundbrunnen	24
12.7.3 Heutige Entwicklung.....	24
12.8 Zusammenfassung	24
13. WASSERVERKEHRSSTRAßEN BERLINS	24
13.1 Einführung	24
13.2 Zielstellung.....	24
13.3 Standort 1 – Wassertorplatz	24
13.4 Standort 2 – Stegitzdamm/Erkelenzdamm.....	24
13.6 Standort 4 – Fraenkelufer 38-44	24

13.7 Standort 5 – Hobrechtstraße/Maybachufer	24
13.8 Standort 6 – Paul-Linke-Ufer	24
13.9 Standort 7 – Paul-Linke-Höfe	24
13.10 Zusammenfassung	24
14. ABBILDUNGS- UND TABELLENVERZEICHNIS	24

Stadtsanierung im Wandel

1. INNENSTADT BERLIN (WEST) – KREUZBERG

Exkursionsroute: U-Bahnhof Kottbusser Tor Ausgang Adalbertstraße vor den Marktständen – Adalbertstraße 4 – Dresdnerstraße 14 – Oranienplatz – Oranienstraße – Oranienhöfe 183 – Heinrichsplatz / Block 103 – Mariannenstraße 47 / Innenhof

Die Exkursion befasst sich mit der neueren Stadtentwicklung in einem der Altbaugebiete des inneren Stadtgebietes Berlins, dem sogenannten „Wilhelminischen Großstadtgürtel“. Es werden die Entwicklung und die Struktur des Wohnens nach dem 2. Weltkrieg im Bezirk Kreuzberg, speziell in der ehemaligen „Luisenstadt“ erörtert. Die unterschiedlichen Phasen der Stadtentwicklung im Gebiet sollen erkennbar werden. Es wird deutlich gemacht wie die jeweilige Wohnungspolitik, aber auch kulturelle und soziale Wandlungsprozesse die Stadtentwicklung bedingen und beeinflussen, welche räumlichen Muster auf Grund vorhandener Bevölkerungsstrukturen entstehen.

1.1 Einführung

Der westliche Teil Kreuzbergs die ehemalige „Luisenstadt“ geht in seiner Anlage auf die Planung von Peter Josef Lenné aus dem Jahr 1841 zurück. Er plante das Quartier mit großen Alleen, Kanälen, Promenaden, Gärten und Plätzen. Die Häuser waren meist zweigeschossig und auf den Blockrand beschränkt, was auch den Ansprüchen der überwiegend kleinbürgerlichen Bevölkerung entsprach.

Mit den sich verändernden Verkehrsbedingungen durch die Eisenbahn und im Zuge der Industrialisierung zogen massenhaft Arbeiter aus der Provinz nach Berlin/Kreuzberg. Die Stadt brauchte vermehrt Wohnraum, und den ersten großen Stadterweiterungsplan hierfür liefert James Hobrecht im Jahr 1862. Die südliche Luisenstadt wächst nach außen über die ehemalige Zollmauer hinweg und in das Innere der Blöcke hinein. Die Gärten werden zugebaut und große Gewerbekomplexe entstehen. Es werden höhergeschossige – meist viergeschossige Häuser entlang den Straßen errichtet, dabei werden zum Teil alte Häuser aufgestockt oder durch neue Gebäude ersetzt. Dadurch gehen Plätze und Anlagen verloren und es entstehen tiefe, große Gebäudekomplexe. Die „Berliner Mietskaserne“ ist geschaffen. Sie ist gekennzeichnet durch enge Höfe (Mindestgröße: 5,34 m mal 5,34 m - gerade groß genug damit ein Feuerwehrlöschwagen wenden konnte), Seitenflügel, Quergebäude und Hintergebäude. Die Wohnverhältnisse waren schlecht, die Wohnungen überbelegt, und es mangelte an sozialen Einrichtungen. Mit der Berliner Mietskaserne entwickelt sich auch die sogenannte typische „Kreuzberger Mischung“, d.h. es gibt eine intensive Mischung von Wohnen und Gewerbe in einem Block.

1.2 Zielstellung

Ziel der Exkursion soll es sein die typischen Merkmale des Stadtteiles zu zeigen und die jeweiligen Phasen der Stadterneuerung nach dem II. Weltkrieg zu kennzeichnen. Es werden die gesellschaftlichen Transformationsprozesse innerhalb der einzelnen Zeitetappen von den 60er bis Ende der 80er Jahre des vorherigen Jahrhunderts behandelt. Die Wechselwirkung von städtebaulichen Leitbildern und kulturellen Wertungen mit ihren Konsequenzen wird exemplarisch im Exkursionsgebiet thematisiert. Die Exkursionsteilnehmer sind dazu angehalten die Umstände und Rahmenbedingungen zu erkennen, die zu den vorhandenen stadt-strukturellen und soziodemographischen Merkmalen geführt haben. Die Exkursion ist zu Fuß durchführbar und dauert ca. 1,5 Stunden.

1.3 Standort 1 – Neues Kreuzberger Zentrum

Die ehemalige Luisenstadt wurde im II. Weltkrieg relativ gering zerstört, vielmehr wurde sie durch die politischen Veränderungen der Folgezeit geprägt. Mit dem Bau der Mauer 1961 geriet Kreuzberg von der vorher zentralen Lage in eine städtische Randlage in Berlin-West. Dadurch gingen wichtige Verbindungen zur City, zu Arbeits- und Einkaufsstätten, die traditionell in Richtung Alexanderplatz lagen, verloren. Auch Naherholungsgebiete wie z. B. der Treptower Park im Ostteil der Stadt waren von nun an nicht mehr zugänglich. Reste der ehemaligen Straßenbahnführung, die von diesen Verbindungen zeugen, sind noch heute in der Adalbertstraße zu finden.

Die oft überbelegten Gebäude wurden über lange Zeit vernachlässigt, die intensive Mischung aus Wohnen und Gewerbe sowie der Verlust gewohnter Verhaltensweisen wurde von den Bewohnern oft als störend empfunden, und veranlasste die mobilen Bevölkerungsteile zum Wegzug. Es blieben Arme, Alte und Arbeitslose im Gebiet.

Der Senat von Berlin beschließt 1964/65 ein erstes Stadterneuerungsprogramm für Berlin-West mit dem Teilbereich Kottbusser Tor. Es war der zweit größte Bereich in Berlin-West in dem großflächig saniert werden sollte. Zur Umsetzung der Bauvorhaben werden Wohnungsbaugesellschaften, die bereits die Großsiedlungen am Stadtrand bauten, beauftragt.

Charakteristikum dieser ersten Phase ist nicht die Bestandspflege, sondern großflächiger Neubau. Die Flächen- oder auch „Kahlschlagsanierung“ der 60er und frühen 70er Jahre hatte das Ziel alte Strukturen durch neue zu ersetzen. Man glaubte, die Modernisierung der vorhandenen Baustruktur könne die soziale Situation verbessern und stabilisieren.

Die einzelnen Funktionen Wohnen, Gewerbe und Verkehr sollten entsprechend der Charta von Athen räumlich getrennt liegen. Man wollte den Altbaubestand großflächig durch moderne Wohnkomplexe austauschen. Zur Realisierung wurden die alten Häuser „auf

Abriss“ bewirtschaftet, d.h. es wurden weder Modernisierungsmaßnahmen noch Instandhaltungsmaßnahmen durchgeführt. Die alteingesessenen Bewohner wurden allmählich verdrängt, und es kam kaum zu Neuvermietungen. Lediglich die sogenannten Gastarbeiter – auf billigen Wohnraum angewiesen – wurden als „Zwischennutzer“ in die bis zum Abriss leerstehenden Wohnungen eingewiesen. Nach der schrittweisen Entmietung folgte der großflächige Abriss geschlossener Wohnblöcke, der Verlust gewachsener Strukturen und die „Verpflanzung“ der vormaligen Kreuzberger in die neuen Trabantensiedlungen am Stadtrand. Man erkennt dies deutlich am vorhandenen Objekt:

Lediglich einzelne Dienstleistungen des täglichen Bedarfs befinden sich im Erdgeschoss des elfgeschossigen Gebäudekomplexes, die Wohnfunktion dominiert. Auffallend ist auch die extrem hohe Bevölkerungsdichte, obwohl die Flächensanierung auch mit zu hoher Dichte begründet wird. Die kolossale Bebauung über die Adalbertstraße quer hinweg ohne die vorhandene Baustruktur zu berücksichtigen, war nicht einfach „architektonischer Entdeckerdrang“. Diese Konstruktion war als Lärmschutzwand für den zu dieser Zeit noch geplanten Autobahnausbau entlang der direkt dahinter verlaufenden Oranienstraße gedacht. Kennzeichnend für diese Phase der Stadterneuerung war, dass die Stadtplanung der Verkehrsplanung folgte, die spezifischen Bedürfnisse der Bevölkerung und gewachsene städtebauliche Strukturen blieben unberücksichtigt. Das Neue Kreuzberger Zentrum wird zum Symbol aus Beton für eine „von oben“ durchgesetzte Sanierungspolitik.

1.4 Standort 2 – Dresdnerstraße 14

Wie sehr die Planungen und Ziele der Sanierungspolitik an den Bedürfnissen der Bewohner und an den städtebaulichen Strukturen vorbei gingen, dokumentiert auch der tunnelartige Durchgang vom Neuen Kreuzberger Zentrum zur Dresdner Straße. Sie war historisch eine der ältesten Ausfallstraßen der Stadt und wurde durch die Neugestaltung des Gebietes, dem Bau des Neuen Kreuzberger Zentrums einfach vom Verkehr abgeschnürt.

Die Folge der Flächen- bzw. Kahlschlagsanierung war die soziale Auslese mit hoher Segregation. Das Gebiet verwahrloste und soziale Netze wurden zerstört. Es bestand akuter Wohnungsmangel besonders in den unteren Marktsegmenten bei gleichzeitigem Leerstand durch die Entmietungspraktiken in den Sanierungsgebieten.

In den 70er Jahren kommt es zum ersten Wendepunkt in den städtebaulichen Leitbildern. Die „alte“ Stadt wird bezüglich ihrer Gebäude und Bewohner allmählich kulturell neu bewertet. Die Mietskasernenstadt erhält eine partielle Rehabilitierung. Die zweite Phase der Stadterneuerung beginnt Mitte der 70er Jahre.

Man entdeckt Stadtgrundriss und Blockrandbebauung wieder. Es wird nicht mehr „kahlschlagsaniert“, sondern „teilsaniert“. Altbauten werden durchgreifend modernisiert, oder es werden Neubauten so konstruiert, dass sie sich in Fluchtlinie und Höhe in das

bestehende Stadtbild integrieren. Man entkernt das Innere des Hofes und nur einzelne Gewerbegebäude bleiben erhalten. Die Betroffenen werden über die Planungsabsichten informiert, aber die Folgen sind immer noch die gleichen: Entmietungen, Verwahrlosung, Leerstand, soziale Segregation. Die Diskrepanz zwischen Politik und den Bedürfnissen der Bewohner sowie der Mangel an bezahlbarem Wohnraum veranlasste einzelne Gruppen von jungen Leuten, Studenten, Alternativen und Künstlern in leerstehende Häuser zu ziehen, sie zu besetzen und wieder bewohnbar zu machen. Hierbei spricht man von „instandbesetzen“. Ein „alternatives Netzwerk“ von Kleinbetrieben, Wohnungen, Treffpunkten und kulturellen Aktivitäten entstand. Im Mai 1981 waren 168 Häuser in Berlin-West besetzt, die Hälfte davon befand sich in Kreuzberg. Es bildeten sich Betroffenenvertretungen und Bürgerinitiativen, die sich gegen die bisherige Form der Sanierung engagierten (vgl. Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1990, S. 61).

Der Mieterladen hier in der Dresdner Straße 14 war der erste Bürgerladen seiner Art in Berlin-West. Das Konzept gegen die Kahlschlagsanierung hat hier seinen „Ursprung“, es wurde hier entwickelt und ausgearbeitet. Hausbesetzungen am Heinrichsplatz, dem letzten Exkursionsstandort, wurden von hier aus geplant. Parallel zu den Geschehnissen fanden zahlreiche Demonstrationen als Ausdruck der Sympathie und Zustimmung mit den Protestaktionen in Kreuzberg in ganz Berlin-West statt.

Der wachsende Druck der breiten Öffentlichkeit gegen die Sanierungspraktiken bewirkte eine Neuorientierung in der Stadterneuerungspolitik. Das Abgeordnetenhaus von Berlin beschließt 1979 eine besondere Maßnahme zur Korrektur der städtebaulichen und baulichen Entwicklungen. Mit Hilfe einer Internationalen Bauausstellung, die IBA 1987, sollte die „Innenstadt als Wohnort“ zurück gewonnen werden, die „kaputte Stadt“ sollte gerettet werden. Die Bewohnervertretungen und (Instand-)Besetzer stellten einen Forderungskatalog an die IBA, damit nicht wieder an den Interessen der Bewohner vorbei geplant wird und diese in ihren Häusern bleiben und mitwirken konnten.

Es wurden zwölf Grundsätze entwickelt, die in den zukünftigen Planungen berücksichtigt werden sollten:

1. Die Erneuerung muss mit den jetzigen Bewohnern und Gewerbetreibenden geplant und – substanzerhaltend – realisiert werden.
2. Planer sollen mit Bewohnern und Gewerbetreibenden in den Zielen der Erneuerungsmaßnahmen übereinstimmen, technische und soziale Planungen Hand in Hand gehen.
3. Die Eigenart Kreuzbergs soll erhalten, Vertrauen und Zuversicht in den gefährdeten Stadtteil müssen wieder geweckt werden. Substanzbedrohende Schäden an Häusern sind sofort zu beseitigen.
4. Behutsame Änderung von Grundrissen soll auch neue Wohnformen möglich machen.

5. Die Erneuerung von Wohnungen und Häusern soll stufenweise geschehen und allmählich ergänzt werden.
6. Die bauliche Situation soll durch wenige Abrisse, Begrünung im Blockinnern, Gestaltung von Fassaden verbessert werden.
7. Öffentliche Einrichtungen sowie Straßen, Plätze und Grünbereiche müssen bedarfsgerecht erneuert und ergänzt werden.
8. Beteiligungsrechte und materielle Rechte der Betroffenen bei der Sozialplanung müssen geregelt werden.
9. Entscheidungen für die Stadterneuerung müssen offen gefunden und möglichst am Ort diskutiert werden. Die Betroffenenvertretung ist zu stärken.
10. Stadterneuerung, die Vertrauen erzeugt, braucht feste Finanzausgaben. Das Geld muss schnell und auf den Fall bezogen ausgegeben werden können.
11. Es sind neue Formen der Trägerschaft zu entwickeln. Treuhänderische Sanierungsträgeraufgaben (Dienstleistungen) und Baumaßnahmen sollen getrennt werden.
12. Die Stadterneuerung nach diesem Konzept muss über die IBA hinaus gesichert werden. (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1990, S. 64, 65)

Diese Grundsätze für den behutsamen Umgang mit der Stadt wurden 1982/83 von den Bezirksverordneten in Kreuzberg, vom Bausenator und vom Abgeordnetenhaus Berlin verabschiedet. Mit diesem Konzept war die dritte Phase der Stadterneuerung ins Leben gerufen, die sogenannte „behutsame Stadterneuerung“.

Von jetzt ab ist die zentrale Entscheidungsgrundlage die Erfahrung der Betroffenen. Erst stimmen die Bewohner im Haus über Erneuerungen ab, übergreifende Fragen und Konflikte werden im Stadtteilgremium verhandelt.

Wesentliches Prinzip ist die Rückverdichtung der Innenstadt durch Baulückenschließungen und Dachgeschossausbau, sowie die Erhaltung der „Kreuzberger Mischung“ – Funktionsmischung – und schließlich die Wiederentdeckung von Hof, Straße, Platz und (Stuck-)Fassaden. Das gegenüber dem Mieterladen isoliert stehende Gebäude wurde als Parkhaus geplant, sollte 1979 mangels Bedarf abgerissen werden, aber der Abriss wurde dann aus finanziellen Gründen nicht realisiert und somit stand das Gebäude für Jahre leer. Es wurde zum Symbol für eine falsche Planung und Verwahrlosung.

Im Zuge der „behutsamen Stadterneuerung“ wurde eine Kindertagesstätte in den baulichen Bestand integriert, die bis heute besteht. Das Leitbild der "behutsamen Stadterneuerung", die Schaffung von sozialer Infrastruktur in den verdichteten Gründerzeitvierteln ohne Abriss vorhandener Wohnbebauung, wurde eindrucksvoll umgesetzt.

In der Dresdnerstraße kann man sehen wie mit alternativen Techniken versucht wurde traditionelle architektonische Elemente kostengünstig zu erhalten/ersetzen. Stuck ist teilweise durch Anstrich imitiert, der Gesamteindruck der Straße wirkt durch die Farbwahl aufgelockert. Typisch für die nach dem Hobrecht-Plan von 1862 gebauten Häuser sind die drei- bis viergeschossigen Bauten in einheitlicher Traufhöhe. Die Etagen verjüngen sich nach oben, die erste Etage, die sogenannte „belle etage“, war Wohnung des Hausbesitzers. Zu erkennen am üppigsten Stuck und reichlich Verzierungen, die Zimmer dieser Wohnung haben die höchsten Decken.

Am Oranienplatz angekommen, sei nochmals auf die zu Beginn der Exkursion erwähnte Autobahnnetzausbauung hinweisen. An dieser Stelle hätten sich zwei der vier Haupttangentialen kreuzen sollen. Die Pläne wurden jedoch wieder fallengelassen. Man sieht deutlich wie mitten durch das innerstädtische Wohngebiet geplant wurde, ohne auf bestehende Strukturen Rücksicht zu nehmen. Die Verkehrsplanung hatte Priorität.

1.5 Standort 3 – Oranienstraße/Ecke Oranienplatz

Wir werden jetzt die Oranienstraße vom Oranienplatz in Richtung Heinrichplatz entlang laufen. Nachdem an den vorangegangenen Standorten bereits ausführlich auf den geschichtlichen Verlauf der Stadterneuerung eingegangen wurde, werden die Teilnehmer gebeten, auf die gegenwärtige Gewerbestruktur, eventuelle Besonderheiten und Auffälligkeiten zu achten. Die gesammelten Eindrücke werden anschließend in den Oranienhöfen besprochen.

1.6 Standort 4 – Oranienhöfe, Oranienstraße 183

Die Oranienhöfe spiegeln in musterhafter Weise die sogenannte „Kreuzberger Mischung“ mit ihren Charakteristika wieder. Wir finden hier die Mischung aus Wohn- und Gewerbefunktion in einem Hauskomplex. Besonders in den Erdgeschosszonen und in den hinteren Gebäudeteilen befinden sich in unmittelbarer Nähe zu den Wohnungen mittelständische Betriebe des produzierenden und verarbeitenden Gewerbes.

Eine besondere Ausprägung erfuhr dieser städtebauliche Besonderheit der Gründerjahre in den Gewerbehöfen, die von der Straße aus den Eindruck eines normalen Mietshauses erweckten, aber in den übrigen Gebäudeteilen um die Hinterhöfe in allen Stockwerken die verschiedensten Gewerbebetriebe und Fabriken bargen. Auch heute dienen diese Gewerbeflächen noch zum großen Teil ihrer Bestimmung, wie die Oranienhöfe exemplarisch deutlich machen. Eine Kreuzberger Besonderheit sind die Klein- und Kleinstverlage. Der „Stumme Portier“, eine Informationstafel in der Hofeinfahrt hilft sich in den Höfen zu orientieren. Bis heute sind Verlage, Druckerein und Medienbüros hier ansässig.

Von der Straße aus erweckt die prunkvoll verzierte Jugendstil-Fassade den Eindruck eines normalen Mietshauses, betritt man die drei Innenhöfe befindet man sich mitten in einer Gewerbezone. Die Fassaden sind wenig bis gar nicht verziert, es dominiert die Funktionalität. Auch der Seitenflügel des Vorderhauses ist schlicht und ohne Verzierungen. Dies ist typisch für den Jugendstil, eine repräsentative Außenfassade für das dort lebende Bürgertum, glanzlose Fassaden im Inneren für die Arbeiterschicht.

Besprechung der gesammelten Eindrücke zur Oranienstraße mit den Exkursionsteilnehmern:

Die Oranienstraße spiegelt in ihrem Angebot die typische Kreuzberger Gewerbestruktur wieder. Neben türkischen Gemüsehändlern und Bäckereien, Kulturvereinen findet man eine Vielzahl Restaurants und Imbissen mit internationaler Küche, Bio-Läden, Fahrrad- und Musikinstrumentenhändler, Einzelhändler mit Kunsthandwerkprodukten – deren Werkstätten oft im Hinterhof oder Sudterrain liegen sowie diverse Bars. Es fehlen große Filialen und Supermarktketten. Da sich das Gewerbe immer den Bedürfnissen der Bevölkerung anpasst, kann man die typische Bewohnerstruktur darin ablesen. Es dominieren bis heute Bewohner, die alternative Lebensstile pflegen und (türkische) Migranten. Das bunte Nebeneinander zeugt auch von einer großen Toleranzfähigkeit der Bewohner.

Die Oranienstraße zeigt exemplarisch die typischen Merkmale der behutsamen Stadterneuerung. Die farblich heterogen gestalteten Außenfassaden mit zum Teil sehr originellen Stuckimitationen veranschaulichen den Versuch kostengünstig dem historischen Original treu zu bleiben. Auf vielen Dächern der Gebäude befinden sich Solarpanelen, die Fassaden und Dächer wurden teilweise begrünt. Das ökologische Bewusstsein, kennzeichnend für diese Phase der Stadterneuerung kann daran abgelesen werden. Es ist gleichzeitig Ausdruck einer kulturellen Neuorientierung, eines neuen Bewusstseins in der Gesellschaft. Die Architektur und die Gewerbestruktur spiegeln die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse und die soziokulturellen Neubewertungen wieder, zeigen wie die Stadterneuerungspolitik diesmal den Bedürfnissen der Bewohner folgte.

1.7 Standort 5 - Heinrichplatz Block 103/ Mariannenstraße 47

Der Block 103 am Heinrichsplatz gilt als ein Musterbeispiel für die behutsame Stadterneuerung. Der Prozess von der Besetzung 1981, die allmähliche Instandsetzung, bis zur Unterzeichnung der Erbenverträge dauerte zehn Jahre. Aus den ehemaligen Hausbesetzern wurden dadurch Hausbesitzer. Der Schriftzug „Luisenstadt e. G.“ dokumentiert eine der neuen Formen der Eigentumsverhältnisse. Es handelt sich hier um eine der neu gegründeten Genossenschaften, die im Zuge der behutsamen Stadterneuerung entstanden.

Der Block kennzeichnet exemplarisch die Verbindung von baulichen und ökologischen Maßnahmen mit intensiver Bewohnerbeteiligung und Beschäftigungsinitiativen.

Auch hier sieht man wieder wie mit einfachen, kostensparenden Mitteln eine städtebauliche Aufwertung stattfand. Die Fassaden wurden mit künstlerischen Details individuell gestaltet.

Der Innenhof, zugänglich über die Mariannenstraße 47, wurde begrünt und ein Kinderspielplatz wurde angelegt, man hört und sieht nichts vom lauten Treiben auf der Oranienstraße. Die Verwandlung grauer Hinterhöfe in grüne Oasen ist ein sichtbarer Nachweis für das Gelingen der behutsamen Stadterneuerung in Kreuzberg. Wesentliches Merkmal dieser Erneuerung war, dass Seitenflügel und Hinterhäuser erhalten blieben, damit der Charakter der Kreuzberger Hinterhöfe nicht verloren geht.

Abschließend wird nochmals resümierend auf die Phasen der Stadterneuerung seit den 60er Jahren eingegangen:

Die erste Phase der 60er und frühen 70er Jahre ist die sogenannte Flächensanierung oder auch Kahlschlagsanierung genannt. Die Stadterneuerungspolitik folgte der Verkehrspolitik, Bedürfnisse der Bevölkerung blieben unberücksichtigt, soziale Auslese und Segregation sowie akuter Wohnungsmangel sind die Folge.

Die zweite Phase der 70er Jahre ist gekennzeichnet durch Teilabriss, Entkernung der Innenhöfe und Modernisierung von Altbauten. Man entdeckt den Stadtgrundriss und die Blockrandbebauung wieder. Es ist der erste Wendepunkt in den städtebaulichen Leitbildern, aber mit ähnlichen sozialen Folgen wie in der ersten Phase.

Die dritte Phase der 80er Jahre ist durch den behutsamen Umgang mit der Stadt und ihren Bewohnern gekennzeichnet, die zentrale Entscheidungsgrundlage ist die Erfahrung der Betroffenen. Im Prinzip geht es um die Rückverdichtung der Innenstadt durch Baulückenschließungen und Dachgeschossausbau. Die Erhaltung der Funktionsmischung sowie die Wiederentdeckung von Hof, Straße, Platz und (Stuck-)Fassaden.

Das erfolgreiche Ergebnis der behutsamen Stadterneuerung sind 4260 realisierte Wohnungen mehr als ursprünglich vorgesehen, bei gleichzeitig fast 10 % geringerem Förderaufwand. Der Einsatz alternativer Baumethoden, die Nutzung von Solarenergie, mehr Grünflächen und eine Stabilisierung der Bevölkerungsstruktur belegen erfolgreich die Umsetzung der behutsamen Stadterneuerung mit dem Ziel des ökologischen Stadtumbaus.

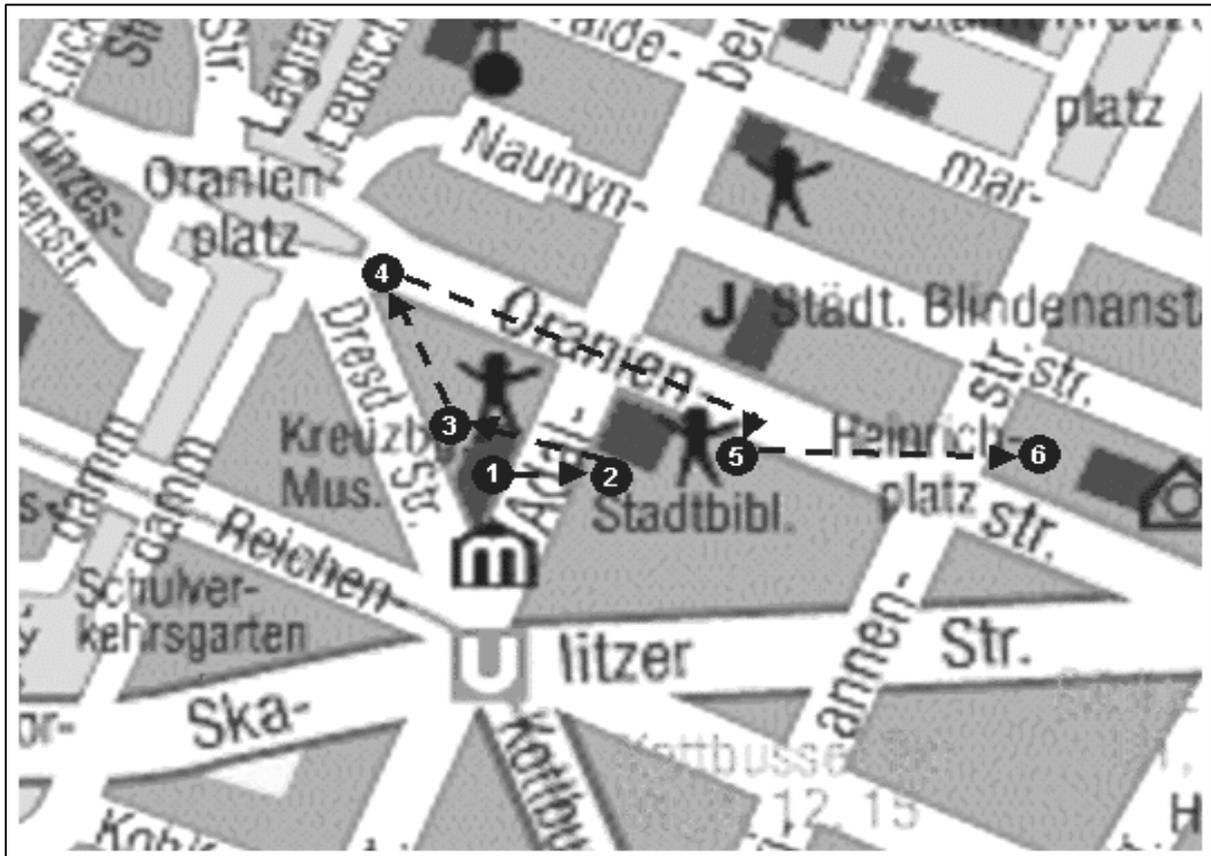


Abb. 1: Exkursionsroute Kreuzberg

Literatur:

SENATSWERWALTUNG FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN (1990):

Stadterneuerung Berlin – Erfahrungen, Beispiele, Perspektiven.

S. T. E. R. N. GESELLSCHAFT DER BEHUTSAMEN STADTERNEUERUNG BERLIN (1990):

Schritt für Schritt – Behutsame Stadterneuerung Kreuzberg.

Internet:

<http://www.oranienstraÙe.de>

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de./wohnen>

2. INNENSTADT BERLIN (OST) – SPANDAUER VORSTADT

Exkursionsroute: Sophienstraße - Rosenthaler Straße – Linienstrasse 206 – Mulackstraße – Alte Schönhauser Straße 36/37

Die Exkursionsroute befasst sich mit Stadterneuerungsmaßnahmen in der östlichen Innenstadt Berlins. Abhängig von den politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen werden die unterschiedlichen Rekonstruktionsmaßnahmen in der östlichen Spandauer Vorstadt erläutert und deren Wirkung auf die baulich-strukturelle Erscheinung des Gebietes dargelegt. Beginnend mit den ersten innerstädtischen Sanierungsmaßnahmen Anfang der 1980er Jahre in Ostberlin ist die Exkursionsroute chronologisch entsprechend der Sanierungs- bzw. Erneuerungsmaßnahmen aufgebaut.

2.1 Einführung

Die Besiedlung der Spandauer Vorstadt als unmittelbar an den historischen Stadtkern angrenzende nördliche Erweiterung Berlins begann Ende des 17. Jahrhunderts außerhalb der von Memhardt (1658/83) angelegten Stadtbefestigung. 1737 wurde die Vorstadt durch die Verlagerung der Akzisemauer (entlang der heutigen Linienstraße) in das Stadtgebiet eingegliedert. Nördlich der Spree gelegen, entwickelte sie sich im Karree der heutigen Straßenzüge Tor-, Friedrich- und Karl-Liebknecht-Straße „zur größten und wichtigsten der Berliner Vorstädte“ (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1993, S. 2). So charakterisierte sich das Gebiet Ende des 18. Jahrhunderts durch eine Vielzahl von Wohn-, Arbeits- und Lebensformen sowie durch das eigenständige Gemeinwesen der jüdischen Bevölkerung. Der mit der Industrialisierung einhergehende Anstieg der Bebauungs- und Einwohnerdichte ist heute noch anhand der kleinen Parzellierung mit den unregelmäßigen Flurstücken zu erkennen, da die bauliche Grundstruktur von Kriegsschäden weitestgehend verschont geblieben und das unregelmäßige Straßensystem nahezu unverändert erhalten geblieben ist.

Nach dem Zweiten Weltkrieg diktierte das sozialistische System die weitere Entwicklung des historisch bedeutsamen Gebietes. Abgesehen von Reparaturen an Wohngebäuden in der unmittelbaren Nachkriegszeit gab es bis zur zweiten Hälfte der achtziger Jahre weder Wohnungsneubau noch Modernisierung. Die „Innenstadt mit ihrer sehr dichten Bebauung galt als ‘Erbe kapitalistischer Bodenspekulation’ und als steingewordener Ausdruck der sozialen Verhältnisse des 19. Jahrhunderts und somit als nicht erhaltenswürdig“ (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1995, S. 6). Geplant und partiell durchgeführt war ab Mitte der achtziger Jahre der flächenhafte Abriss der alten Baustruktur

mit anschließendem Wohnungsneubau in industrieller Plattenbauweise. Aufgrund der Wohnungsnot, der ökonomischen Engpässe und der schwer zu bewerkstellenden Verlagerung des vorhandenen Gewerbes konnten jedoch nicht alle Bauvorhaben realisiert werden, und Ende der achtziger Jahre hatten sich die Anwohner der Vorstadt in Bürgerinitiativen organisiert, um den flächenhaften Abriss zu verhindern.

2.2 Zielstellung

Das gegenwärtige Stadtbild der Spandauer Vorstadt begründet sich zum einen in der historischen Siedlungsgenese. In sichtbar höherem Maße resultiert es jedoch aus Stadterneuerungsmaßnahmen, welche aufgrund ihrer unterschiedlichen politischen und rechtlichen Rahmenbedingungen gegensätzliche Leitbilder bzw. Ansätze verfolgen. Ziel der Exkursion ist es, diese ideologisch begründeten Differenzen respektive den kulturellen Wertewandel im Umgang mit der Altbausubstanz aufzuzeigen bzw. anhand der aktuellen baulich-strukturellen Prägung des Gebietes zu verdeutlichen.

2.3 Standort 1 - Sophienstraße

Die Sophienstraße entstand 1712 als „Kirchhofgasse“ in Verbindung mit dem Bau der Sophienkirche. Als eine der ältesten erhaltenen Strassen Berlins charakterisiert sie sich durch schmale Gehwege und zwei- bis viergeschossige Gebäude mit einfacher Bauausführung. Die heute über 200 Jahre alten Wohnhäuser - älter als die sich nach außen hin anschließende „Wilhelminische Wohnstadt“ - sind heute noch anhand wichtiger Details aus der Entstehungszeit erkennbar: originale Kreuzstockfenster, Hofdurchfahrten mit handwerklich hervorragend ausgeführten offenen Treppen, Hofsituationen mit erhaltenden Seitenflügeln und Quergebäuden (vgl. LEISERING 1995, S. 31). Das zweigeschossige Gebäude Nummer 11 in klassizistischen Formen gilt als das älteste Haus der Straße, im Jahre 1780 oder noch früher gebaut. Im Erdgeschoss befindet sich ein Restaurant, Seitenflügel und Obergeschoss haben Wohnfunktion.

Die ersten bauwerkserhaltenden Maßnahmen in der Spandauer Vorstadt seit der unmittelbaren Nachkriegszeit erfolgten in der unter Denkmalschutz gestellten Sophienstraße, so dass „ein unverwechselbares Kleinod frühbarocker Berliner Stadtbaukunst in alter Schönheit neu“ entstand (RIETDORF 1989, S. 49). Die gesamte Strasse ist zwischen 1981 und 1987 unter folgendem städtebaulichen Programm restauriert worden (vgl. Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1990, S. 185 f.):

- Gestaltung des Gebiets unter denkmalpflegerischen Aspekten
- Instandsetzung der Häuser; Einbau von Innentoiletten und Bad/ Dusche in 321

rekonstruierten Wohnungen¹

- Originalgetreue Wiederherstellung der Fassaden
- Ergänzung der Dachzonen, Erdgeschosse und drei Neubaulückenschließungen
- Wahrung und Wiederherstellung milieuprägender Details (Haustore, Tür- und Fenstergitter, Zäune, Schilder, Beschläge, Zunftzeichen, Hauseingangs- und Straßenlaternen, Stadt- und Webegraphik)
- Neugestaltung von Frei- und Spielplätzen
- Aufwertung der Straße durch Neuordnung verschiedenster Handwerksbetriebe
- Einrichtung von Läden und Werkstätten, gastronomischer und kultureller Einrichtungen, wie z. B. eine Puppenbühne, eine Holzwerkstatt, eine Töpferei, eine Goldschmiede.

Innerhalb der Stadterneuerungspolitik der DDR stellen die sechsjährigen Restaurationsarbeiten in der Sophienstraße jedoch einen Ausnahmefall dar, der sich ideologisch begründet. Im Rahmen der 750-Jahr-Feier Berlins, des Stadtjubiläums 1987, erfolgte die Fertigstellung großer zentraler Bauvorhaben in der Innenstadt, u. a. „das Herausputzen der Sophienstraße“. Der rekonstruierte Straßenzug repräsentierte die „Wurzeln“, die Ursprünge der Siedlungsgeschichte Berlins „auf Ostberliner Boden“, und diese Historisierung nutzte das sozialistische Regime, um sich gegenüber dem Westteil der Stadt zu behaupten, die Berechtigungsfrage bzgl. der geteilten Stadt für sich zu entscheiden. Wie im Allgemeinen Stadterneuerung in der DDR definiert wurde, lässt sich am folgenden Standort erkennen.

2.4 Standort 2 - Rosenthaler Straße

Als eine der wichtigsten Hauptverkehrsadern in der Spandauer Vorstadt (Verbindung zwischen dem Hackeschen Markt und der Torstraße) zeichnet sich die Rosenthaler Straße bzw. deren westliche Straßenfront durch eine in industrieller Plattenbauweise errichtete siebengeschossige Bebauung der Wohnungsbauserie 70 (WBS 70) aus, welche dem Straßenzug einen „geschlossenen und einheitlichen Charakter [gibt]. Durchgehende Schaufensterfronten und die durch unterschiedliche Farbbehandlung betonte stark plastische Gliederung der Fassaden unterstützen den angestrebten repräsentativen Eindruck der Rosenthaler Straße“ (Bauakademie der DDR 1987, S. 16). Der in der Spandauer Vorstadt realisierte innerstädtische Wohnungsneubau ab Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts kennzeichnet eine neue Phase in der Stadtentwicklung der DDR, die intensive

¹ Bezüglich der modernisierten und rekonstruierten Wohnungen gibt es mehrere Zahlenangaben. Prang; Kleinschmidt schreiben, dass 473 Wohnungen modernisiert und 12 neue Wohneinheiten gebaut worden sind und in die überalterten Häuser 442 Bäder, sowie moderne Küchen und vielfach auch Zentralheizungen eingebaut wurden. (PRANG; KLEINSCHMIDT 1990, S. 203 f.)

Stadtentwicklung. Stadterneuerung im Rahmen des „innerstädtischen Bauens“ bedeutet Abriss der vernachlässigten und inzwischen verfallenen Altbausubstanz mit anschließendem „Ersatzneubau“ (vgl. SCHULZ, K. D. 1998, S. 51) durch die „Aneinanderreihung einzelner standardisierter Wohneinheiten im Baukastenprinzip auf genormter Fertigbetonteilbasis“ (SCHRETZENMAYR 1998, S. 44).

Innerstädtische Stadterneuerung wird in der DDR unter dem Begriff „komplexe Rekonstruktion“² diskutiert und auf der Sektionstagung der Bauakademie der DDR 1985 unter folgender Zielstellung formuliert: „Je nach der vorhandenen Bausubstanz und der Städtebaulichen Zielstellung muss eine Harmonie der Architektur der Neu- und Altbauten durch wesentlich mehr geistig-schöpferischen Anteil im Entwurfsprozess erreicht werden, um die Neubauten in der Plattenbauweise in vorhandene Stadtstrukturen einzuordnen“ (Bauakademie der DDR 1985, S. 9). „Ein einheitliches Sanierungs-, Stadterneuerungs- oder Städtebaugesetz wird in der DDR wohl deshalb nie verabschiedet, da Stadterneuerung zur Reproduktionsmaßnahme degradiert, immer dem Bauwesen [...] zugeordnet ist und insofern die städtebauliche Bedeutung jener Bauaufgabe eher verdrängt wird“ (SCHULZ, K.D. 1998, S. 50).

Im Zuge der komplexen Rekonstruktion erfolgte zwischen 1985 und 1987 die schrittweise Umgestaltung und Erneuerung des gesamten Wohn- bzw. Wohnmischgebietes in der Spandauer Vorstadt³. Das Bemühen um eine „höhere Qualität in der architektonischen Gestaltung“ der Plattenbauweise lässt sich an folgenden Bebauungsmerkmalen belegen: Die gewachsenen Raumstruktur und ehemalige Bebauungsstruktur wird gewahrt, indem sich die Bebauung in die vorhandenen Baufluchten einordnet, die siebengeschossige Bauhöhe der vorhandenen Trauffläche entspricht bzw. sich die steildachähnliche Ausbildung des obersten Geschosses an die Altbauten angleicht. Des Weiteren stellen die Fassadengliederungen in Sockelzone, Geschossbereiche und Dach sowie die differenzierte und modifizierte Fassadengestaltung durch unterschiedliche Farbbehandlung und Vor- bzw. Rücksprünge durch die Elemente Erker, Balkon und Loggien (vgl. BA der DDR 1985, S. 27), „neue Möglichkeiten zur ästhetischen Beherrschung der Plattenbauweise“ dar (ebd. S. 9). Weitere Bebauungsmerkmale, welche die Differenzen zwischen der industriellen Bauweise der WBS

² „Der Begriff ‘Rekonstruktion’ beschreibt Investitionsmaßnahmen an bestehenden Gebäuden, die deren Erneuerung, Vervollkommnung und Modernisierung zum Ziel haben. Die Durchführung von Rekonstruktionsmaßnahmen erfolgt in der Regel nicht hausweise, sondern in größeren städtebaulich begründeten Einheiten, also eines Straßenzuges, Häuserblockes oder eines ganzen Stadtquartiers als ‘komplexe Rekonstruktion’.“ (Stimmann, H. Berlin 1988, S.11)

³ Auf rund 15 Einzelstandorten im Gebiet Neue Schönhauser –, Weinmeister-, Münz-, Alte Schönhauser-, Max-Beer-, Altmstadtstrasse, Schendelgasse und Rosa-Luxemburg-Straße errichteten Wohnungsbaukombinate etwa 780 Neubauwohnungen mit 6 bis 7-geschossiger Bebauung einschließlich der erforderlichen gesellschaftlichen Einrichtungen.

70 am Stadtrand und an innerstädtischen Standorten ausmachen, sind neben der abwechslungsreichen Fassadengestaltung die durchgehenden Schaufensterfronten in der Erdgeschosszone.

Ursache für diese konzentrierten Baumaßnahmen in den 1980er Jahren (Gleichzeitigkeit von Siedlungsbau am Stadtrand und innerstädtischer Stadterneuerung verbunden mit Baulückenschließungen) ist unter anderem die Realisierung der „auf der 10. Tagung des ZK der SED (1973) gestellten Aufgabe, allein von 1976 bis 1990 2,8 bis 3 Millionen Wohnungen neu zu bauen bzw. zu modernisieren [...], um bis 1990 die Wohnungsfrage als soziales Problem, als „Kernstück der Sozialpolitik“, lösen zu können“ (SCHULZ, K.D. 1998, S. 49). Dennoch verfiel die Altbausubstanz neben den Lückenschließungen durch Fertigbetonplatten anscheinend ungeachtet.

2.5 Standort 3 - Linienstraße 206

Das Areal Rosenthaler-, Linien-, Kleine Rosenthaler Straße ist Beleg für den schlechten Zustand der Altbausubstanz, der Anfang der 1990er Jahre noch das gesamte Gebiet der Spandauer Vorstadt charakterisierte. Auch die Brachflächen auf diesem Areal sind letzte Resultate der DDR- Baupolitik: die geplante - aufgrund der Umbruchssituation Ende der 80er Jahre jedoch nicht mehr realisierte - Flächensanierung in der östlichen Vorstadt.

Das 1826 erbaute Eckhaus Linienstraße 206 steht seit Anfang der 90er Jahre als Einzeldenkmal unter Schutz und fällt durch die künstlerisch kreative Gestaltung der Fassaden auf. Alternative Lebens- und Kunstauffassungen sind hier nach wie vor, wie einst anderswo im Kiez zu finden. Nachdem Anfang der 90er Jahre das Vorhaben der Bürgerinitiativen scheiterte, dieses Haus in Selbsthilfe instand zu setzen und zu modernisieren, wurde es „erst mal“ besetzt. Restitutionsansprüche wurden geklärt⁴, den Bewohnern wurden Mietverträge für 3 DM/ qm angeboten (Vermieter: WBG Mitte) und in Zusammenarbeit mit dem Sanierungsbeauftragten⁵ planten die Bewohner, eine Selbsthilfegruppe zu organisieren bzw. das Haus als Genossenschaft selber zu erwerben. Jedoch blieben wirksame Aktivitäten seitens der Bewohner aus, dafür ging im Spätsommer 2001 ein Kaufvertrag von einer Bremer Firma beim Bezirksamt ein. Die Intentionen der – beim Sanierungsbeauftragten unbekannt – Kaufinteressenten sind zu diesem Zeitpunkt unklar und fraglich bleibt, ob der Umgang zwischen den neuen Mietparteien einvernehmlich verlaufen wird. Zielt der neue Eigentümer auf eine Sanierung ab, muss er diese privat finanzieren, da aufgrund des „immer engeren finanzpolitischen Spielraum[s] Berlins“ (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1994, S. 26) Förderprogramme und -

⁴ Die Eigentümerin lebt in Rumänien und kann die Sanierungskosten des Hauses nicht tragen.

⁵ Sanierungsbeauftragter des Sanierungsgebietes Spandauer Vorstadt ist das „Koordinationsbüro zur Unterstützung der Stadterneuerung in Berlin“.

gelder ausgelaufen sind. Durch die im Sanierungsgebiet festgelegten Mietobergrenzen würde sich die Sanierung nur dann gewinnbringend rechnen, wenn er die Wohneinheiten nach der Sanierung als Eigentumswohnungen verkauft. Das hieße, Verdrängung der alten Bewohner einschließlich ihres alternativ-künstlerischen Lebensstils.

2.6 Standort 4 – Mulackstraße 37

Nachdem 1987 feststand, dass die ökonomische Leistung des Berliner Bauwesens hinsichtlich der Modernisierung der Altbausubstanz zu gering ist, um die Wohnungsfrage bis 1990 zu lösen, begann man „mit der Planung einer völligen Neubebauung von der Weinmeister- über Stein-, Mulack- bis zur Linienstraße, kurz Stein-/Mulackstraße genannt“ (BAUDITZ 1995, S. 44)⁶. Der damit einhergehende Abriss der Altbauten und anschließende Plattenneubau lösten Widerstand in der Bevölkerung aus, welcher sich in konkreten Aktionen der Anwohner manifestierte. Die politischen Umbrüche im November 1989 sowie die vorausgegangenen Proteste der Bewohner verhinderten in letzter Minute den geplanten Abriss im Gebiet des Scheunenviertels. Die Bewohner, die aktiv für die Erhaltung des Komplexes Stein-/Mulackstraße eingetreten waren, organisierten sich ab dem 16. November 1989 in der „Bürgerinitiative Spandauer Vorstadt“ und erhielten ab Dezember Aufmerksamkeit und Unterstützung von Sanierungsträgern und Bewohnern ehemals besetzter Häuser in Kreuzberg. Mit dem Ziel „ihre Häuser“ zu übernehmen, instand zu setzen und zu modernisieren, gründete sich die Wohnungsbaugenossenschaft „Speckstein“ im Februar 1990.

Der Senat von Berlin (West) reagierte in diese Umbruchssituation mit dem 25 Millionen DM Programm zur Unterstützung der Wohnungsinstandsetzung und –modernisierung für den Ostteil der Stadt. Die Mittel dieses Sofortprogramms gingen vor allem an die Bürgerinitiativen. Mit dem Einigungsvertrag zeigte sich jedoch ein zentrales Problem bei der Durchführung der Selbsthilfeprojekte: Die ungeklärten Eigentumsverhältnisse bzw. die Rückübertragungsansprüche, so dass nur zwei von fünf Häusern in das Sofortprogramm aufgenommen werden konnten. Dazu gehört das – noch im Herbst 1989 für den Abriss vorgesehene, bereits leergezogene und mit Sprenglöchern versehene – Haus Mulackstraße 37, welches von den Mietern als erstes Vorhaben in Selbsthilfe und mit finanzieller Unterstützung aus dem 25-Millionen-Programm bis zum Sommer 1993 instandgesetzt und modernisiert wurde. Verschiedene Faktoren, u. a. fehlendes Eigenkapital, aber auch fehlende wirksame Förderprogramme für genossenschaftliches Wohnen führten zur Auflösung der Wohnungsbaugenossenschaft „SpEckstein“. Das Ende der „charmanten Morbidität, der Geschichtsträchtigkeit [der Spandauer Vorstadt und, d. V.] der Wandel zum

⁶ Das Modell des Gebietes stand seit Oktober 1989 zur Besichtigung und Diskussion im damaligen Informationszentrum der kommunalen Wohnungsverwaltung aus.

Schickimicki-Quartier“ (ebd. S. 47) war mit dem Verkauf der Häuser an neue Eigentümer, mit der Bebauung der übriggebliebenen Lücken durch finanzkräftige, große Bauherren und den Galerien und Restaurants, die in den 90er Jahren wie Pilze aus dem Boden geschossen sind, eingeläutet. Die Entwicklung des unter hohem Investitionsdruck stehenden Quartiers war auf eine geschichtsbewusste und zukunftsorientierte Steuerung ausgerichtet. Festzuhalten gilt, dass dank der Bewohner bzw. der Bürgerinitiative Spandauer Vorstadt die Altbauten erhalten werden konnten und die Spandauer Vorstadt Flächendenkmal wurde. Mit den Bürgerinitiativen begann die basisorientierte Stadterneuerung Anfang der 90er Jahre im Ostteil Berlins.

2.7 Standort 5 – Mulackstraße 9/10

Aufgrund der jahrzehntelang unterlassenen Instandhaltung zielt die Stadterneuerung in den Ost-Berliner Altbauquartieren Anfang der 1990er Jahre auf die Instandsetzung und Modernisierung der Gebäude und die Verbesserung der Infrastruktur ab (vgl. Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1994, S. 26). Die Rahmenbedingungen dazu bilden die am 31.08.1993 beschlossenen „Leitsätze zur Stadterneuerung in Berlin“, resultierend aus den in der IBA Kreuzberg entwickelten Zielen der behutsamen Stadterneuerung. Nach dem im „Ersten Gesamt-Berliner Stadterneuerungsprogramm“ (1992) beschlossenen Beginn der Vorbereitenden Untersuchungen im Osten der Stadt wurde die Spandauer Vorstadt im Oktober 1993 gemäß § 142 BauGB als Sanierungsgebiet förmlich festgelegt. Die unumstrittene Priorisierung der Spandauer Vorstadt als eines der ersten Sanierungsgebiete begründet sich im folgenden:

- in der herausragenden baulichen Geschichte und Bedeutung dieses vorindustriellen Stadtteils, vor allem hinsichtlich der jüdischen Geschichte des Ortes
- in den „baulichen Mängeln und Missständen“ in der Wohnbausubstanz sowie in den städtebaulich-funktionalen Missständen (siehe Abb. 2)
- in der Lage zum Zentrum der Hauptstadt und der daraus resultierenden Funktion als Cityergänzungsgebiet

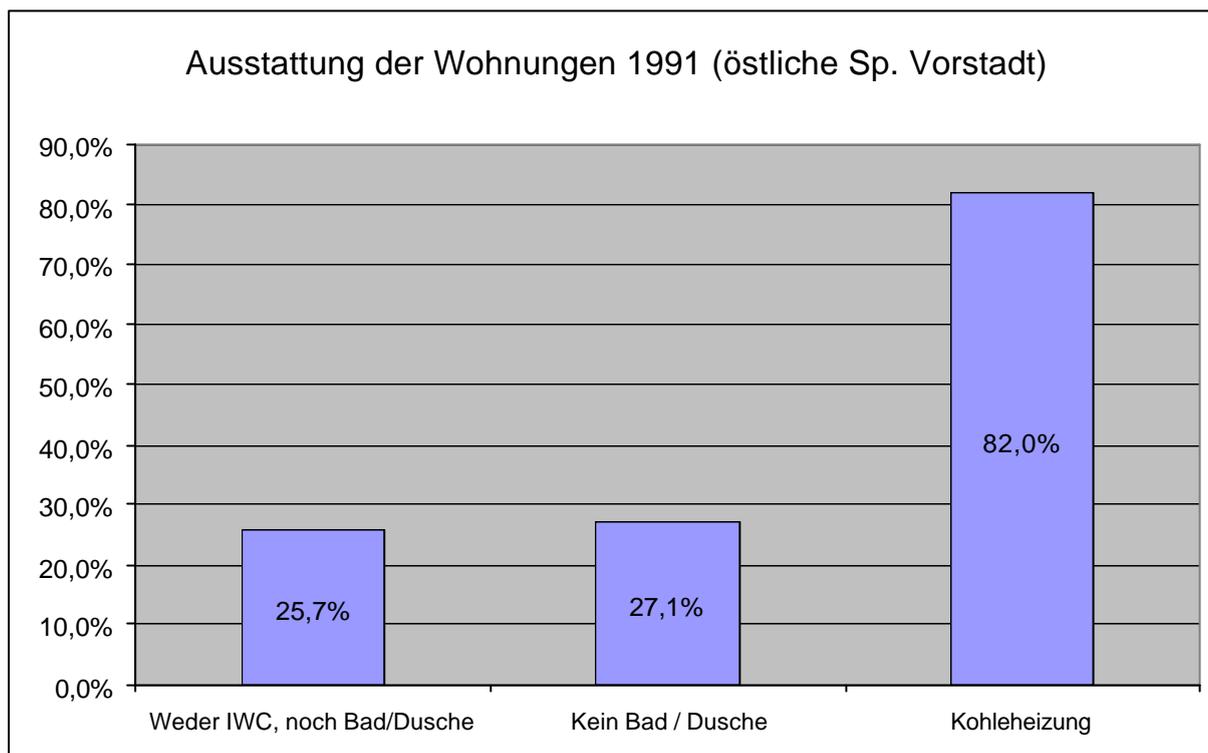


Abb.2: Ausstattung der Wohnungen 1991 in der östlichen Spandauer Vorstadt (Quelle: Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1991)

Mit dem Stadterneuerungskonzept des „behutsamen Umbaus“ hat zum einen die „Sicherung und Erhaltung des Wohnungsbestandes [...] höchste Priorität“ (ebd. S. 26). Des weiteren wurden für die Sanierungsgebiete aufgrund der „Anfang der 90er Jahre erwartete[n] starke[n] Aufwertung und Verdrängung in den Innenstadtbezirken“ (KURTH, D. 1999, S. 101) sehr differenzierte und wirksame Sanierungsziele entwickelt, so dass die Entwicklung des Quartiers unter Berücksichtigung der Belange der dort lebenden und arbeitenden Bevölkerung erfolgt. Auf die „behutsame Stadterneuerung“ aufbauend werden Ansätze der sozialorientierten Stadterneuerung realisiert. Gesichert ist die Einbeziehung der bzw. die Rücksichtnahme auf die im Gebiet ansässigen Bürger durch folgende sanierungsrechtliche Instrumente und Verfahren:

- Einrichtung und Beteiligung der Betroffenenvertretung (§ 137 BauGB)
- Festlegung der Regelungen für den Sozialplan und Härteausgleich (§ 180 BauGB)
- Genehmigungsvorbehalte beim Neubau oder Umbau an Gebäuden (§ 144-145 BauGB)

Entsprechend den gebietspezifischen Potentialen und Defiziten ergeben sich für das Sanierungsgebiet Spandauer Vorstadt folgende, im Rahmenplan konkretisierte „Leitsätze“:

- Die Spandauer Vorstadt hat Denkmalrang.

- Die Spandauer Vorstadt ist Wohn- und Arbeitsort am Cityrand mit hohem kulturellen Stellenwert.
- Die Spandauer Vorstadt ist Teil des Ökosystems Mitte.“ (Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1995, S. 7)

Durch die förmliche Festlegung zum Sanierungsgebiet werden die Erneuerungsmaßnahmen in der Spandauer Vorstadt durch öffentliche Mittel des Landes Berlin gefördert, zugleich wird auf Finanzhilfen aus Einzelprogrammen zurückgegriffen, so z. B. aus dem Bund-Länder-Programm „Städtebaulicher Denkmalschutz“.

Von Anfang an vollzieht sich die Umsetzung der Sanierungsziele im Spannungsfeld von zu bewahrender Tradition und Veränderungsdruck infolge der Zentrumsnähe. Verschiedene Konfliktpunkte erschweren die Zufriedenstellung aller Parteien (alteingesessene und neue Anwohner, Gewerbetreibende, Stadtverwaltung), so z. B. der Nutzungskonflikt um die Freifläche Mulackstraße 9/10: Anfang der 90er Jahre von Kindern aus dem Quartier als Spielplatz besetzt, wurde das kahle Ruinengrundstück mit Hilfe von Ursula Wunsch (Mitglied der Bürgerinitiative Spandauer Vorstadt) und den Kindern bunt gestaltet. Mit den Neuanwohnern Mitte der 90er Jahre sollte die Freifläche als Biergarten genutzt werden, doch Ursula Wunsch und die Kinder kämpften um den Erhalt „ihres Spiel- und Bastelparadieses“ - und siegten: 1997 wurde gegen den Protest der Zuzügler die Mulackstraße 9/10 offiziell zum Spielplatz erklärt. Das Ehepaar Wunsch betreut nun ehrenamtlich den Spielplatz, die Koeppe-Johannsche Stiftung unterstützt finanziell, und das Gartenamt bezahlt das Wasser. Auf diesem Grundstück wird die Spandauer Vorstadt ihrer Rolle als innerstädtischer familiennaher Wohnort gerecht und nicht, wie vor allem um den Hackeschen Markt, das Cityergänzungsgebiet mit einem überwiegenden Anteil an Handel und Dienstleistungen.

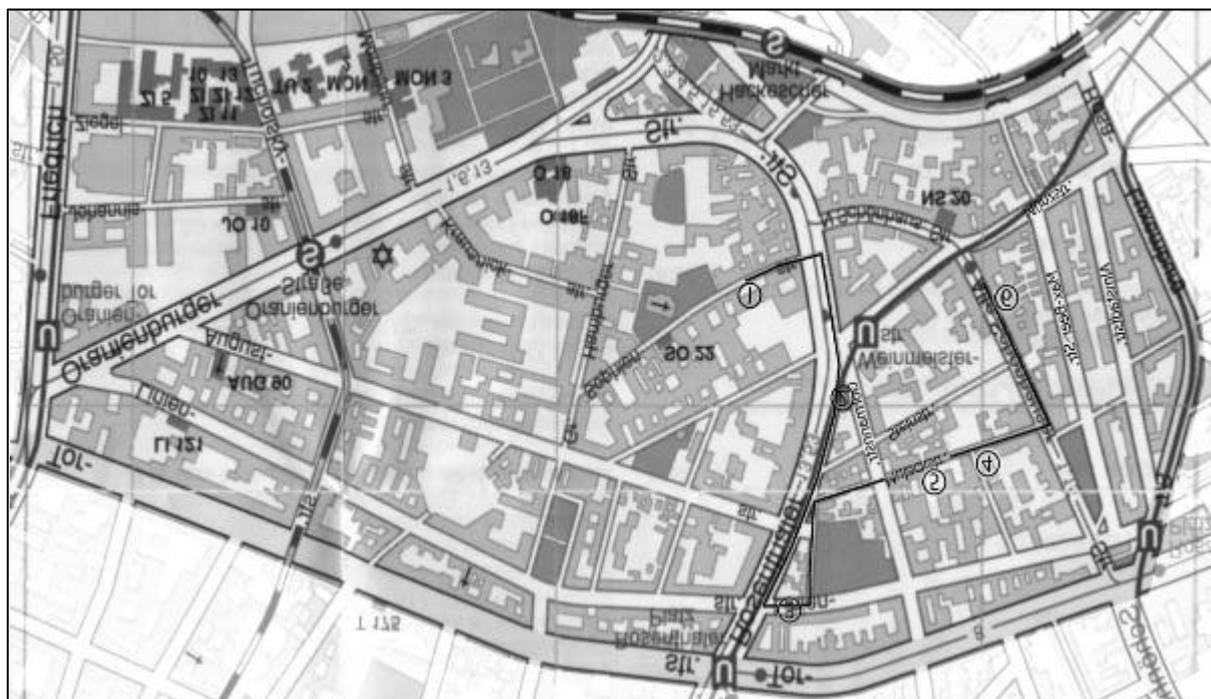
2.8 Standort 6 – Alte Schönhauser Straße 36/37

Das Wohnhaus Alte Schönhauser Straße 36/37 ist, anhand zeitspezifischer Bebauungsmerkmale erkennbar, vor 1887 erbaut worden. So weist das Vorderhaus keinen separaten Hauseingang auf, die Hofeinfahrt fungiert als diese und führt zu den Haustreppen sowie zum rechten Seitenflügel, welcher Souterrain-Wohnungen besitzt. Die Größe des Hinterhofs lässt nach wie vor die gebietsspezifische, kleine Parzellenstruktur erkennen.

Das Haus ist zum Teil unter Denkmalschutzvorlagen saniert worden. Das heißt, die Hofeinfahrt ist originalgetreu rekonstruiert, aber am Gebäude sind Umbauten vorgenommen worden. Der linke Seitenflügel des Hauses ist zur Hälfte gekappt bzw. abgerissen worden, anschließend wurden an dessen Frontseite Balkone angebracht. Im rechten Seitenflügel erfolgten den heutigen Wohnverhältnissen angepasste Veränderungen im Grundriss der Wohnungen: Die im Treppenhaus rechts gelegenen Wohneinheiten des Seitenflügels

wurden mit den jeweils auf der Etage liegenden Wohnungen des Vorderhauses zusammengeschlossen, so dass sich der Grundriss der Vorderhauswohnungen vergrößert hat. Die Umbaumaßnahmen auf dem Hinterhof zielten auf die im Rahmenplan festgelegte Verbesserung der Grün- und Freiflächensituation ab (vgl. Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1995, S. 8). Durch die Entsiegelung und Begrünung des Hofbereiches sowie anderer Hinterhöfe im Gebiet, soll das „Defizit an Grünräumen und Freiflächen“ (ebd. S. 15) vermindert werden.

Eine weitere, dem ökologischen Gesamtkonzept zugeordnete Sanierungsmaßnahme⁷ ist das Konzept der Verkehrsberuhigung. Zum einen wird der Durchgangsverkehr in der Spandauer Vorstadt umgeleitet, des weiteren wird das Parkraumproblem durch die Vergabe von Anwohnerparkausweisen gesteuert.



⁷ siehe Leitsätze der Spandauer Vorstadt unter 7.

Literatur:**BAUDITZ, J. (1995):**

Aufbruch gegen Abriss. Die Bürgerinitiative Spandauer Vorstadt. In: Die Spandauer Vorstadt. Utopien und Realitäten zwischen Scheunenviertel und Friedrichstrasse. Berlin, S. 42-48.

BAUAKADEMIE DER DDR. BAUINFORMATION (HRS G.) (1987):

Bezirke bauen Berlin. Beschleunigte Durchführung des Wohnungsbaus in der Hauptstadt mit der Kraft der ganzen Republik in den Jahren 1985 und 1986. Berlin.

BAUAKADEMIE DER DDR. BAUINFORMATION(HRS G.) (1985):

Wohnungsbau in der Hauptstadt der DDR. Sektionstagungen der BA der DDR. In: Bauforschung- Baupraxis, Heft 165. Berlin.

KURTH, DETLEF (1999):

Zehn Jahre Stadterneuerung im vereinten Berlin. Ansätze zur Verknüpfung der bisherigen Erneuerungsstrategien mit dem Quartiersmanagement. In: Arbeitskreis Stadterneuerung an deutschsprachigen Hochschulen und dem Institut für Stadt- und Regionalplanung der Technischen Universität Berlin (Hrsg.): Jahrbuch Stadterneuerung 1999. Berlin, S. 95-111.

LEISERING, B. (1995):

Lebendiger Stein. Die Spandauer Vorstadt als Flächendenkmal. In: Die Spandauer Vorstadt. Utopien und Realitäten zwischen Scheunenviertel und Friedrichstrasse. Berlin, S. 30-34.

PRANG, H.; KLEINSCHMIDT, H.G. (1990):

Zwischen Synagoge und Karl- Liebknecht- Haus. In : Durch Berlin zu Fuß. Wanderungen in Geschichte und Gegenwart. 3 bearb. Aufl.; Berlin/Leipzig, S. 194-211.

RIETDORF, WERNER (1989):

Stadterneuerung. Innerstädtisches Bauen als Einheit von Erhaltung und Umgestaltung. Berlin.

SCHRETZENMAYR, MARTINA (1988):

Wohnungsbau in der ehemaligen DDR.

WWW- Dokument, http://www.orl.arch.ethz.ch/~Schretzenmayr/pdf/133_6.pdf (abgerufen am 07.04.02)

SCHULZ, K.D. (1998):

Entwicklungslinien der Stadterneuerung in der DDR. In: Arbeitskreis Stadterneuerung an deutschsprachigen Hochschulen und dem Institut für Stadt- und Regionalplanung der Technischen Universität Berlin (Hrsg.): Jahrbuch Stadterneuerung 1998. Berlin, S. 35-60.

SCHULZ, M. ; BRÄUNIGER, J. (1992):

Stadtteilentwicklung im Bezirk Mitte. Historischer Stadtkern (1.Teil) und Spandauer Vorstadt (2.Teil). In: Hofmeister, B.; Möbius, D. (Hrsg.): Exkursionen durch Berlin und sein Umland. Berliner Geographische Studien, Bd. 33. Berlin, S. 175-186.

SENATSVERWALTUNG FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN DES LANDES BERLIN (1990):

Stadterneuerung Berlin. Erfahrungen, Beispiele, Perspektiven. Berlin.

SENATSVERWALTUNG FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN DES LANDES BERLIN (1993):

Rundgänge durch Quartiere. Berlin-Mitte. Spandauer Vorstadt zwischen Oranienburger Strasse und Linienstrasse. 2. akt. Aufl., Berlin.

SENATSVERWALTUNG FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN DES LANDES BERLIN (1994):

Tendenzen der Stadterneuerung. Entwicklungen in Berlin. Erfahrungen europäischer Großstädte. Empfehlungen für Berlin. Berlin.

SENATSVERWALTUNG FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN DES LANDES BERLIN (1995):

Stadterneuerung in Berlin Mitte. Sanierungsgebiet Spandauer Vorstadt. Informationen zur förmlichen Festlegung als Sanierungsgebiet. Berlin.

STIMMANN, HANS (1988):

Stadterneuerung in Ost-Berlin: vom „sozialistischen Neuaufbau“ zur „komplexen Rekonstruktion“. 2. unveränd. Aufl., Berlin.

3. ÄUßERES STADTGEBIET – KOMPONISTENVIERTEL WEIßENSEE

Exkursionsroute: Bizetstraße 61 – Bizetstraße 78 – Markus-Reich-Platz – Arnold-Schönberg-Platz – Gutenberg'sche Höfe – Bizetstraße 109

Die Exkursion befasst sich mit der Stadtentwicklung im äußeren Stadtgebiet Berlins. Dabei wird die historische Entwicklung am Beispiel des Komponistenviertels von der Gründerzeit bis in die Nachkriegszeit beleuchtet. Im Zuge der Exkursion werden die einzelnen Etappen der Stadtentwicklung des Gebietes anhand der baulich-strukturellen und demographischen Merkmale erörtert, sowie aktuelle Entwicklungstendenzen im Rahmen der sozialen Stadterneuerung besprochen.

3.1 Einführung

Das im Süden des ehemaligen Bezirks Weißensee gelegene Komponistenviertel weist eine differenzierte Entwicklungsgeschichte auf. „Das Stadtbild des Komponistenviertels dokumentiert die mehr als einhundertjährige Entstehungsgeschichte des Gebietes in ausgeprägter Weise. Kleine Handwerkshäuser in Nachbarschaft zu Zeilenwohnungsbau der Nachkriegszeit, herrschaftliche Bürgerhäuser neben Industriegebäuden, um nur einige Beispiele zu nennen, ergeben in ihrer Gesamtheit eine Vielfalt an Gebäudeformen, -größen und -höhen, die die gebietstypische Stadtgestalt ausmacht“ (SenBau 1993, S. 22).

Diese diversifizierte bauliche Stadtgestalt ist das Resultat unterschiedlicher Rahmenbedingungen der jeweiligen stadtgeschichtlichen Epochen, in denen sich das Gebiet entwickelte. Durch die Veränderung der Wirtschaftsweisen, der räumlich-administrativen Lage sowie durch Umbrüche des politisch-gesellschaftlichen Systems wurde das Komponistenviertel mehrfach baulich und strukturell ge- und überprägt. Die Folge ist eine Stadtgestalt mit differenzierten und heterogenen Gebäuden, die erheblich von innerstädtischen Bereichen Berlins abweicht (z. B. Wilhelminischer Ring), obwohl diese der gleichen städtebaulichen Epoche zugeordnet werden können.

3.2 Zielstellung

Ziel der Exkursion soll es sein, die Merkmale des typischen Stadtbildes aufzuzeigen. Anhand dieser Gebietsmerkmale werden die unterschiedlichen Transformationsprozesse innerhalb der einzelnen Zeitetappen behandelt. Dabei sind die Exkursionsteilnehmer dazu angehalten, die Umstände und Rahmenbedingungen zu erkennen, die zu dem vorhandenen baulichen, strukturellen und sozial-demographischen Stadtbild führten.

3.3 Standort 1 – Bizetstraße 61

Am ersten Standort fallen die unterschiedlichen Geschoss- und Traufhöhen der Gebäude entlang der Bizetstraße auf (siehe Abb. 4). Hierbei kann aber nicht nur das Baualter der Gebäude als Grund herangezogen werden.

Vielmehr spielt dabei die historisch-siedlungsstrukturelle Entwicklung des Gebietes eine entscheidende Rolle. Die erste Bauphase entlang der Bizetstraße (bis 1951 Sedanstraße) war 1872 zu verzeichnen, nachdem der Hamburger Kaufmann Gustav-Adolf-Schön die Fläche des heutigen Komponistenviertels (vormals Französisches Viertel, benannt nach Orten der Schlachten des Deutsch-Französischen Krieges) erwarb und wiederum parzelliert veräußerte.



Abb. 4: unterschiedliche Geschosshöhen

Zu dieser Zeit gehörte das Areal zu dem nordöstlich gelegenen Dorf Weißensee und lag somit *nicht innerhalb der administrativen Grenzen von der Stadt Berlin*. Die Folge ist, dass eine Vielzahl von maximal viergeschossigen Landhäusern im Gebiet zu dieser Zeit gebaut wurden, die *ein typisches Merkmal für den ländlichen Raum* darstellen. Festzuhalten ist, dass sich die fehlende Bauordnung (die wie z. B. in Berlin eine einheitliche Geschosshöhe vorschrieb) und die wirtschaftliche Prägung des ländlichen Raumes auch in der Siedlungs- und Nutzungsstruktur niederschlug. Als prägende Merkmale neben der unterschiedlichen Geschosshöhe sind weiterhin

- a) die Blockrandbebauung des Gebietes mit einer geringeren Bebauungsdichte als in zentrennahen Gebieten Berlins,
- b) die Spurrillen für Fuhrwerke und Handkarren in den Zufahrtbereichen der Hinterhöfe,
- c) das Fehlen von stadttypischen Balkonen und Erkern bei der Landhausbebauung sowie
- d) die klassisch gewerblich genutzten Hinterhöfe zu nennen.

Im Zuge der einsetzenden Industrialisierung nach dem Deutsch-Französischen Krieg und dem einhergehenden Verkehrsanschluss des Dorfes und des sogenannten Neu-Weißensees durch eine Pferdeomnibuslinie an den Alexanderplatz (1873) und die Eröffnung des Bahnhofes Weißensee (1872, heute Greifswalder Straße), waren zunehmend Verstädterungstendenzen zu verzeichnen, die sich auch in der Bebauung widerspiegelten. Durch reichhaltige Fassadengliederungen, die Anbringung von Balkonen und Erkern erhielt

das Komponistenviertel zunehmend städtische Charakterzüge. Teilweise wurde die bestehende Landhausbebauung auch umgestaltet und zusätzliche Elemente installiert (wie z. B. der Balkon des denkmalgeschützten Gebäudes der Bizetstraße 61), um sich „weltstädtisch“ zu geben. Im Jahr 1920 wurde die Landgemeinde Weißensee in Groß-Berlin eingemeindet. Somit unterlag das Gebiet der städtischen Bauordnung und es wurden Stadthäuser mit fünf Geschossen errichtet. Die Bebauung der 20er und nachfolgenden Jahre nimmt aber nur einen geringeren Prozentsatz der Gesamtbauung im Gebiet ein (siehe Abb. 5). Dadurch wird das Gebiet durch *das Nebeneinander von ländlicher und städtischer Bebauung* bestimmt.

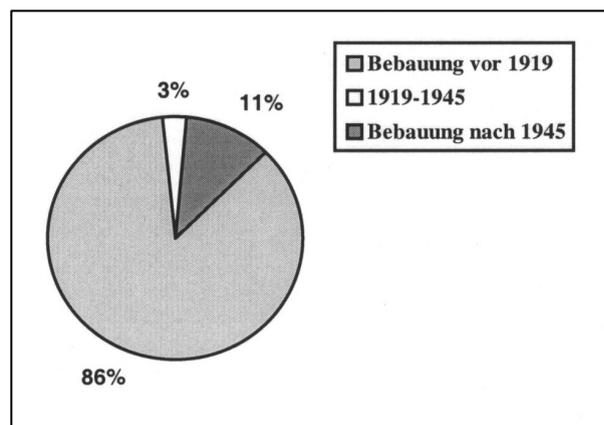


Abb. 5: Gebäudealter im Komponistenviertel (SPAS 1993, S. 82)

3.4 Standort 2 – Bizetstraße 78

Das Nebeneinander von Wohnen und Arbeiten (Nutzungsmischung) in Form des Hinterhofgewerbes ist ein gebietstypisches Merkmal (siehe Übersichtskarte). Seit der Entstehung des Gebietes siedelten sich verschiedenste kleingewerbliche Einrichtungen (z. B. Schreinereien, Schmieden, Tischlereien etc.) an. Die hohe Diversifikation der Gewerbeeinrichtungen ist eine Folge der Ansiedlung von vorwiegend Berliner Arbeitern, die aufgrund des Mietanstiegs in der Hauptstadt hatten weichen müssen (vgl. MATTHES 1998, S. 94).



Abb. 6 und 7: Hinterhofbestand Bizetstraße 78 und Tordurchfahrt mit Spurrillen

Beim Betrachten der Hinterhofareale fällt auf, dass bei der Errichtung keine Maßbestimmungen gegolten haben (Tordurchfahrten, Mindestbreiten), was wiederum auf die fehlende Bauordnung bei der Errichtung des Gebietes zurückzuführen ist.

Der Hinterhofbestand der Bizetstraße 78 in Form des eines Gelbklinkerbaus wurde zu Nachwendezeiten saniert sowie modernisiert und beherbergt nun eine IT-Firma und ein Zahntechniklabor (siehe Abb. 6). Hierbei ist zu erwähnen, dass eine Neuansiedlung von klassischen Gewerbenutzungen aufgrund der bestehenden Lärm- und Schadstoffemissionsgrenzen erschwert wird. Weiterhin wird die Gewerbeansiedlung im Gegensatz zum Wohnungsbau nicht durch das Land Berlin gefördert. Daraus resultierend gehören die bestehenden klassischen Gewerbenutzungen im Komponistenviertel fast ausnahmslos zum Alt-Bestand der Vorwendezeit (z. B. die gegenüberliegende Tischlerei in der Bizetstr. 77).

- *Beim weiteren Verlauf der Exkursionsroute sollen die Exkursionsteilnehmer auf die Schule in der Herbert-Baum-Straße achten.*

3.5 Standort 3 – Markus-Reich-Platz

Die Errichtung der Schule in der Herbert-Baum-Straße kann als das einzige Bauvorhaben zu DDR-Zeiten angesehen werden. Der in den 70er Jahren errichtete Bau wurde dabei nicht an die bestehende Bebauungsstruktur des Blockrandes angepasst, sondern als Einzelbauwerk mit Monofunktion in den Bestand „integriert“. Weitere Maßnahmen zu DDR-Zeiten beschränkten sich auf den *kleinteiligen Bestandserhalt* von einzelnen Gebäuden, welcher meist in Eigeninitiative der Bewohner durchgeführt wurde, oder den *Abriss von maroder Gebäudesubstanz* in den 80er Jahren. Grund für das Fehlen von staatlicher Unterstützung im Gebiet war das Setzen von Schwerpunkten bei der Errichtung von Großwohnsiedlungen an der östlichen Peripherie Berlins (vgl. MATTHES 1998, S. 1996).



Abb. 8: Markus-Reich-Platz

Der im Süden der Herbert-Baum-Straße gelegene Markus-Reich-Platz kann als Vorhof zum Friedhof der Jüdischen Gemeinde Berlins betrachtet werden. Dieser wurde zusammen mit dem Begräbnisgelände 1880 eingeweiht. Im Zuge der Erweiterung des Industrieareals Puccinistraße wurden die Platzkanten zurückgebaut sowie die Freifläche des

Platzes nachversiegelt. Als Folge der Umbaumaßnahmen ist die ehemalige Platzstruktur kaum noch zu erkennen. Aufgrund der versiegelten Flächen und der fehlenden Begrünung wird dieses Areal von den Anwohnern nicht zu Aufenthaltszwecken genutzt (siehe Abb. 8). Hierbei wird der *Mangel an Grün- und Freiflächen im Gebiet deutlich*, der nur bedingt durch

die gebietsangrenzenden Grünflächen (z. B. Weißer See) kompensiert werden kann. Markus-Reich-Platz, Arnold-Schönberg-Platz und der Solonplatz bilden die *einzigsten öffentlichen Freiräume (Plätze)* im Gebiet. Dazu kommen noch einzelne, im Zuge der Stadterneuerung begrünte und umgestaltete Hinterhofflächen, die aber meist nur den jeweiligen Mietern zugänglich sind (halboffene Räume). Als endgültiges Sanierungsziel können hierbei die Schaffung von insgesamt 3.000 m² Grünfläche und 5.500 m² Spielfläche bis zum Jahr 2010 genannt werden (vgl. SenBau 1993, S. 18). Bleibt an dieser Stelle zu hinterfragen, wo diese Freiflächen (für alle zugänglich) etabliert werden können.

● *Warum werden die Platzkanten aufgrund des Mangels nicht in den ursprünglichen Zustand zurückversetzt ?*

Im Hinblick auf die Schaffung von Grün- und Freiflächen gestaltet sich die Wiederherstellung der ehemaligen Platzstruktur schwierig, da das angrenzende Areal der Gummifabrik teilweise unter Denkmalschutz steht und somit der notwendige Rückbau von angrenzenden Gebäudekanten nur bedingt möglich erscheint. Weiterhin sind Strukturen des Friedhofes direkt an den Bestand der Fabrik angebaut (z. B. Grabsteine) und bilden somit ein extremes Konfliktpotential im Bezug auf eventuelle Sanierungs- oder Rückbaumaßnahmen.

3.6 Standort 4 – Arnold-Schönberg-Platz

Die ehemalige Baulücke an der Kreuzung Smetanastraße / Bizetstraße gehört zu einem Teilgebiet des Komponistenviertel, welches durch diverse Umgestaltungsmaßnahmen und Neubauprojekte geprägt ist. Dazu gehört einerseits der (um wie erwähnt Freiflächen zu schaffen) neu angelegte Arnold-Schönberg-Platz, andererseits die umrahmende Neubebauung, die 1999 durch die Mühlbacher Projektentwicklung errichtet wurde (siehe Abb. 9). Westlich des Platzes befinden sich die sanierten Gebäude Smetanastraße 16-18, die im ausgehenden 19. Jahrhundert im typischen Landhausstil erbaut wurden. Auch hier ist wieder die unterschiedliche Geschoss- und Traufhöhe zu erkennen (siehe Abb. 10). Auffallend ist, dass die Nr. 16 keine Wohnnutzung mehr aufweist. An deren Stelle sind nun höherwertige Dienstleistungen (z. B. Rechtsanwaltspraxen) zu finden.

Hierbei sollte ein weiteres Merkmal des Gebietes erwähnt werden: Die *typischen Vorgärten*. Diese wurden hauptsächlich angelegt, um die erste Etage vom Straßenraum abzuschirmen. Die Vorgärten werden im Zuge der Sanierungsmaßnahmen wieder hergestellt, wie das Beispiel der Smetanastraße zeigt.



Abb. 9 und 10: Arnold-Schönberg-Platz und Smetanastraße 16 mit Vorgärten

- *Beim weiteren Verlauf der Exkursionsroute sollten die Exkursionsteilnehmer einmal auf das untere Drittel des Neubaus achten.*

3.7 Standort 5 – Gutenberg'sche Höfe

Wie dem Betrachter aufgefallen sein sollte, wurde der Neubau mit einer Tiefgarage für die Anwohner versehen. Diese Auflage gilt für sämtliche Neubebauungen im Gebiet. Dabei wird dem Umstand Rechnung getragen, dass im Gebiet ein erheblicher sog. Parkdruck existiert. Doch nicht nur der ruhende Verkehr erweist sich als problematisch. Vor allem die Bizet- und Meyerbeerstraße werden vom Durchgangsverkehr als Entlastungsachsen der nördlich gelegenen Berliner Allee genutzt. Neben der Ausweisung als Tempo-30-Zone sollten Maßnahmen in Form der Parkraumbewirtschaftung und des Straßenquerschnittrückbaus in Knotenbereichen eine Verkehrsberuhigung (ruhend und fließend) bewirken. Aufgrund der finanziellen Haushaltslage wurden diese Planungen noch nicht umgesetzt.

- *Zum Standort selbst: Ist dieses Gebäude ein Beispiel für das schon gesehene ländliche Kleingewerbe in den Hinterhofbereichen?*

Diese Stockwerksfabrik ist ein Zeitzeuge der zunehmenden Verstädterungstendenzen im Gebiet (Abb. 11). Gerade im ausgehenden 19. Jahrhundert wurden im Gebiet verstärkt Industrieareale errichtet, wie u. a. die erwähnte Gummifabrik. Dadurch erhielt das Gebiet in der Industrialisierungsphase neben dem Status des Wohngebietes mit kleinteiligem Gewerbe auch überregionale Bedeutung als Industriestandort.

Die Stockwerksfabrik wurde bis zur Wendezeit gewerblich (unter anderem als Produktionsort für Gasglühkörper und Damenkonfektion) genutzt. Ab 1990 stand das Gebäude leer, da aufgrund ungeklärter Eigentumsverhältnisse und der immensen Schwierigkeit klassisches Gewerbe zu etablieren, eine Nutzungszuführung sich problematisch gestaltete.

Ab 1999 wurde im Rahmen eines städtebaulichen Vertrages der Gebäudekomplex ebenfalls durch die Mühlbacher Projektentwicklung teilweise saniert und der Innenraum zu Atelierwohnungen umgestaltet. Somit konnte unter der Prämisse der (kunst-) gewerblichen Nutzung dem Verfall des ehemaligen Industriebaus entgegengewirkt werden. Heute bietet das Gebäude 23 Künstlern Raum zum Arbeiten und Wohnen.

Aufgrund der städtebaulich-historischen Entwicklung, der heterogenen Bebauungsstruktur, der gebietstypischen Nutzungsmischung und nicht zuletzt wegen der



Abb. 11: Gutenberg'sche Höfe

Verfallserscheinungen der Gebäude wurde das Gebiet des Komponistenviertels ab

1994 nach § 142 BauGB *förmlich als Sanierungsgebiet festgesetzt*. Gemäß des Leitbildes der „sozialen Stadterneuerung“ existieren bestimmte gesetzlich festgelegte Handlungsrahmen bei der Durchführung der Stadterneuerung:

- a) Nach § 141 BauGB muss vor jeder Sanierungsmaßnahme eine vorbereitende Untersuchung durchgeführt werden. Dabei werden auch die Sanierungsleitlinien für das Sanierungsgebiet festgelegt (siehe Abb. 12). Die vorbereitende Untersuchung erfasst den baulichen, infrastrukturellen und technischen Zustand des Gebietes und gibt mögliche Handlungsspielräume bei der Sanierungsdurchführung.
- b) Vor der Durchführung der Sanierung wird mit Hilfe einer Sozialstudie ein Sozialplan erstellt. Dieser reflektiert i.d.R. die Bedürfnisse der Betroffenen im Gebiet.

- c) Weiterhin besteht die Möglichkeit, dass sich die Sanierungsbetroffenen während der Durchführung in Form eines Sanierungsbeirats aktiv beteiligen können.

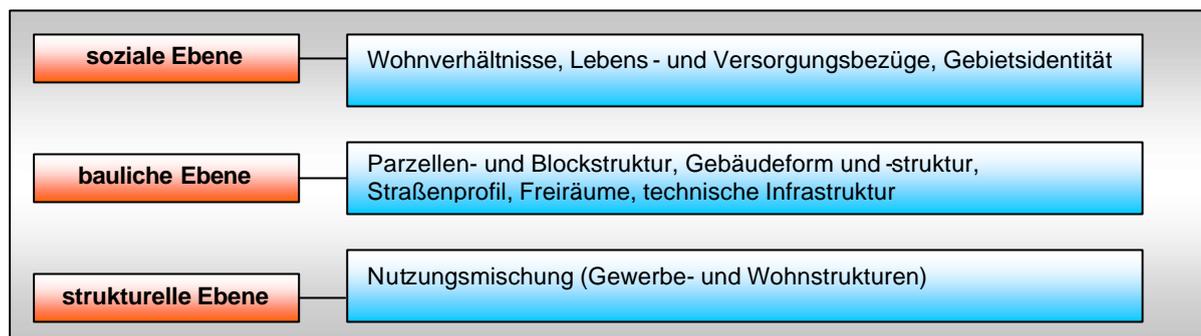


Abb. 12: Zielebenen der Stadtsanierung im Komponistenviertel (vereinfacht nach MATTHES 1998, S. 124-130)

Die Sanierung wird je zur Hälfte durch private und öffentliche Mittel finanziert. Durch die Beteiligung öffentlicher Träger besteht die Möglichkeit, ein gebietsverträgliches Mietniveau aufrecht zu erhalten und somit eine massive Abwanderung (z. B. durch Gentrification) der ortsansässigen Bevölkerung zu verhindern. Hierbei ist zu erwähnen, dass bei der beginnenden Sanierung ein überdurchschnittliches Altersniveau im Komponistenviertel existierte (~14 % über 65 Jahre im Gegensatz zum damaligen Bezirk Weißensee 10 %, vgl. SPAS 1993, S. 91). Die Einkommen der überwiegend Ein- bis Zweipersonenhaushalte bewegte sich im unteren Segment (durchschnittliches Pro-Kopf-Einkommen 939 DM/Netto, vgl. SenBau 1993, S. 10). Tendenziell kann im Gebiet ein Zuzug von einkommensstärkeren Mehrpersonenhaushalten seit Beginn der flächenhaften Sanierung und Modernisierung des Komponistenviertels festgestellt werden. Neuere empirische Untersuchungen zur demographischen Situation waren dabei zum Zeitpunkt der Exkursion nicht vorhanden.

3.8 Standort 6 – Bizetstraße 109

Dieser Standort soll noch einmal die einzelnen Merkmale und Phasen der Gebietsentwicklung wiederholend aufzeigen.

Östlich des Standortes (Bizetstraße 111) befindet sich ein *gründerzeitliches* Arbeiterwohnhaus mit (mittlerweile sanierter) *Hinterhofbebauung*, die *gewerblich* genutzt wurde.

Das ebenfalls gründerzeitliche Wohnhaus Bizetstraße 109 (man achte beim Betreten des Hinterhofs auf die Fliesenornamente im Jugendstil), auf dessen Hinterhof die Exkursionsteilnehmer stehen, *wurde in der DDR der 60er Jahre bestandserhaltend saniert*. Dabei wurden Fassadenelemente entfernt und stattdessen eine Kratzputzfassade angebracht. Der Hinterhof wurde entdichtet und beinhaltet somit keine Nutzungsformen

mehr. Mittlerweile sind auch hier Sanierungsmaßnahmen begonnen worden (siehe Abb. 13 und 14).



Abb.13 und 14: Beginnende Sanierung in der Bizetstraße 109, entdichteter Hinterhof

In der westlich gelegenen Bizetstraße 107 wurde die Sanierung bereits abgeschlossen, wobei wesentliche Punkte des Sanierungsplans umgesetzt werden konnten. Die äußeren Fassadenelemente wurden wieder hergestellt, um den *ortsbildprägenden Charakter* zu erhalten, und der Hinterhof wurde mit Grün- und Spielflächen versehen, um das *nähere Wohnumfeld zu verbessern*.

Abschließend soll ein Ausblick auf die weitere Entwicklung des Gebietes gegeben werden. Bis zum Jahr 2002 wurden 1.700 Wohnungen saniert und 610 neu gebaut. Rund die Hälfte des Bestandes bedarf noch der Erneuerung. Weiterhin besteht noch Potential zum Wohnungsneubau (ca. 650 WE). Der Ausbau der sozialen und technischen Infrastruktur zur Versorgung der Bevölkerung ist bereits abgeschlossen. Als vorrangiges Problem wird weiterhin das Grün- und Freiflächendefizit sowie die ungünstige Verkehrsentwicklung im Gebiet angesehen. Die Sanierung soll bis 2010 abgeschlossen sein, wobei für die Sanierung ein Finanzierungsvolumen von ca. 600 Millionen Euro investiert wird.

Als aktuelles Problem entwickelt sich die finanzielle Haushaltslage von Berlin. Durch mögliche Investitionskürzungen durch die öffentliche Hand gewinnt die private Finanzierung an Gewicht. Somit besteht die Gefahr, dass durch Sanierungs- und vor allem Modernisierungsmaßnahmen die Mieten über ein gebietsverträgliches Niveau steigen.

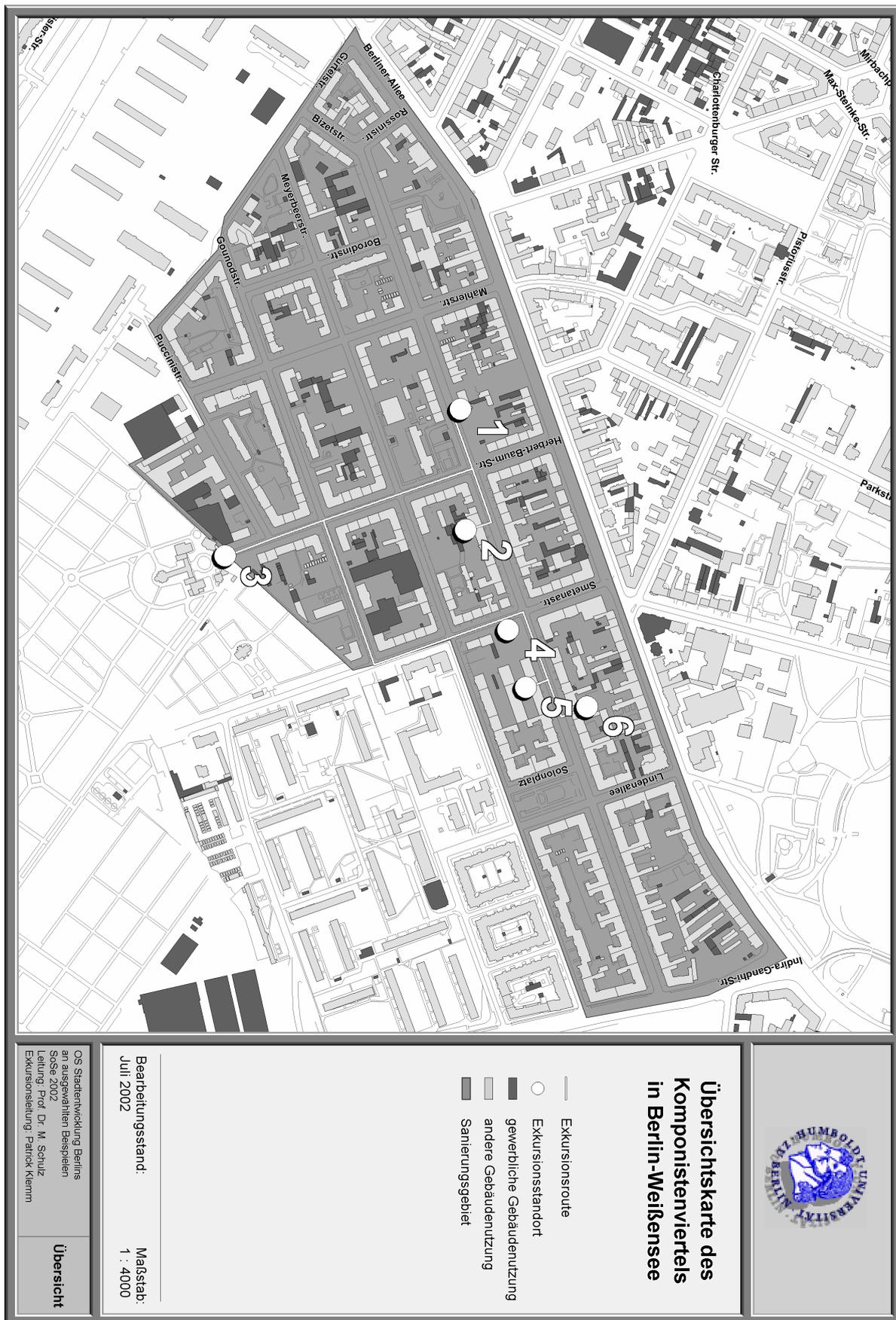


Abb. 15: Exkursionsroute Komponistenviertel

Literatur:**COMPLAN GmbH (1997):**

Berlin-Komponistenviertel – Nutzungsmischung im Bestand (1. und 2. Zwischenbericht). Berlin.

COMPLAN GmbH (1999):

Berlin-Komponistenviertel – Nutzungsmischung im Bestand (Forschungsbericht 1999). Berlin.

COMPLAN GmbH (1992-1994):

Vorbereitende Untersuchungen gemäß §141 BauGB im Untersuchungsgebiet 1804 Berlin Weißensee. Teilbereiche Komponistenviertel, Neu-Weißensee, Komponistenviertel-Nord, Nachbereich Antonplatz, Ideenwerkstatt Antonplatz. Berlin.

MATTHES, A. (1998):

Nutzungsmischung und Stadterneuerung am Beispiel Berlin Weißensee – Komponistenviertel. Probleme und Strategien einer Gewerbeförderung (Diplomarbeit am ISR). Berlin.

PÜSCHEL, W. (1998):

Berlinische Reminiszenzen – Spaziergänge in Weißensee. Berlin.

SENATSVERWALTUNG FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN, Hrsg. (1993):

Stadterneuerung Weißensee – Komponistenviertel. Information zur Erörterung der Untersuchungen. Berlin.

SPAS MIETERBERATUNG e.V. (1992):

Sozialstudie Untersuchungsbereich 1804. Berlin.

Internet:

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/stadterneuerung/de/komponistenviertel/index.shtml>

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/stadterneuerung/de/komponistenviertel/rahmenplan.shtml>

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/mietspiegel/>

<http://docserver.bis.uni-oldenburg.de/publikationen/bisverlag/haunac97/kap5.pdf>

<http://www.urban-fuer-berlin.de/archiv/urban009/text3.html>

http://www.berlin.ihk.de/service/handel/einkaufsstrassen/Weissensee_bw.htm

<http://www.city-weissensee.de/index4.html>

http://www.komponistenviertel.de/index_html.html

<http://www.urban-fuer-berlin.de/archiv/urban0012/menu.html>

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/denkmal/denkmalliste/>

Wandel eines Stadtgebietes als Spiegelbild politischer Umbrüche oder städtebaulicher Leitbilder

4. NIKOLAIVIERTEL

Exkursionsroute: Nikolaikirche – Ephraimpalais – Gerichtslaube – Gasthaus „Zum Nussbaum“ – Wohnbauten, Straße „Am Nussbaum“ – Bebauung am „Marx-Engels-Forum“ – Platz mit Drachentöter-Denkmal

Die Exkursion befasst sich mit den besonderen baulichen und funktionellen Eigenheiten des Berliner Nikolaiviertels. An ausgewählten Bauwerken des Gebietes werden deren historische und politische Bedeutung erörtert. Des weiteren wird gezeigt, welche Funktionen das Viertel zu DDR-Zeiten hatte und daraus ableitend untersucht, welche Entwicklungen sich unter völlig veränderten politischen Rahmenbedingungen vollzogen haben.

4.1 Einführung

Unter dem Nikolaiviertel versteht man das geschlossene Bauensemble zwischen Rotem Rathaus und Spree, Rathausstraße und Mühlendamm. Nach der Gründung Berlins um 1230 entstanden um Molkenmarkt und Nikolaikirche erste städtische Strukturen. In den folgenden Jahrhunderten entwickelte sich ein baulich heterogenes Gebiet. Vor allem der nördliche Teil wurde im 19. und frühen 20. Jahrhundert stark verändert und mit großstädtischen Wohn- und Geschäftshäusern bebaut. Der Zweite Weltkrieg zerstörte bis auf wenige Ausnahmen die komplette Bebauung. Nach der Räumung der Trümmer beschäftigte man sich bis in die 1970er Jahre nicht mit der „Brache“. Bei einem Ostberliner Ideenwettbewerb zur Umgestaltung des Zentrums 1958 erschien das Nikolaiviertel in den Vorschlägen als ein von der Spree aus geflutetes Becken ohne Bebauung (BERLINISCHE GALERIE 1990, S. 226). Erst mit den Vorbereitungen auf die 750-Jahr-Feier Berlins besann sich die DDR-Führung den Ursprüngen der Stadt. Nach den Plänen des Architektenkollektivs um Günter Stahn entstand in nur fünf Jahren 1982 bis 1987 ein neues Stadtviertel, welches zu DDR-Zeiten außergewöhnlich war und auch in heutiger Zeit eine Besonderheit ist.

4.2 Zielstellung

Ziel der Exkursion soll zunächst sein, die Atmosphäre des Viertels und die Wirkung der Bebauung zu erfassen. Dies erfolgt anhand ausgewählter historischer Gebäude, welche um die Nikolaikirche herumgruppiert wurden. Geschichtliche Hintergründe, Anstrengungen und Intentionen der DDR sollen deutlich werden.

Neben den baulichen und politischen Aspekten soll am geeigneten Ort die funktionelle Konzeption verdeutlicht werden. Weiterhin soll geprüft werden, ob sich im Nikolaiviertel Veränderungen nach der Wiedervereinigung erkennen lassen.

4.3 Standort 1 – Nikolaikirche

Die Nikolaikirche hat als ältestes Berliner Bauwerk einen für Kultur und Geschichte der Stadt besonderen Wert. Nach den schweren Kriegszerstörungen wurde die Kirche von 1982 an wieder aufgebaut und erhielt in vereinfachter Form ihre Doppelturmhelme zurück. Bis 1878 war die Kirche eine Einturmanlage gewesen.

Für die DDR war die Rekonstruktion einer Kirche nicht selbstverständlich, denn die Religion stellte ein ideologisches Konfliktfeld dar. Aber mit dem Wiederaufbau erhob man das Recht auf die Mitte Berlins, demonstrierte gezielt Geschichtsbewusstsein und Weltoffenheit. Und der Bau wurde kein Gotteshaus, sondern ein Museum.

Im direkten Umfeld der Nikolaikirche erfolgte der Nachbau von historischen Bürgerhäusern aus dem 18. Jahrhundert in konventioneller Bauweise. Das stellte die Baukombinate der DDR vor unbekannte Herausforderungen, war man doch auf Plattenbauweise geradezu fixiert und Spezialisten, beispielsweise für Fassaden oder Dachstühle, waren knapp und mussten aus der gesamten DDR herangezogen werden. Die zusätzlichen Details, wie Zunftzeichen oder Geländer, sind zumeist Fundstücke aus den Kriegstrümmern des gesamten Berliner Stadtzentrums, Reste von zerstörten Gebäuden mit historischem oder emotionalem Wert für die Berliner.

Die Neubebauung um die Kirche schafft in ihrer kleinteiligen Struktur durchaus die gewünschte Atmosphäre einer historischen Altstadt. Diese Situation ist räumlich sehr begrenzt, aber sie wird unterstützt von einer Reihe geschickt platzierter Leitbauten in direkter Nachbarschaft zur Nikolaikirche. Drei werden in den nächsten Standorten vorgestellt.

4.4 Standort 2 – Ephraimpalais

Das Ephraim-Palais ist das bemerkenswerteste Gebäude am Mühlendamm. Der Rokokobau des Hofjuweliers von Friedrich II. galt seit jeher als „schönste Ecke“ Berlins. Als 1935 wassertechnische Umbauten an der Mühlendammschleuse, sowie eine Straßenverbreiterung geplant waren, wurde das Gebäude deshalb nicht planlos abgerissen. Die schmückenden Bauteile wurden für einen späteren Wiederaufbau eingelagert. Nach der Teilung der Stadt befand sich dieses Lager in Westberlin. Und erst 1984, nach Verhandlungen mit dem Senat, kamen die Bestandteile des Ephraimpalais nach Ostberlin zurück. Es konnte mit dem Wiederaufbau begonnen werden. Dieser gestaltete sich trotz der erhaltenen Teile sehr kompliziert und unverhältnismäßig kostspielig. Zur 750-Jahr-Feier

besaß Ostberlin dann aber ein weiteres Prunkstück, das als Galerie für das Märkische Museum genutzt wurde und wird.

4.5 Standort 3 – Gerichtslaube

Die Gerichtslaube in der Poststraße ist der Nachbau eines Teils des mittelalterlichen Berliner Rathauses, das in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts an der Oderberger Straße (heute Rathausstraße) errichtet worden war. Nach dem Bau des neuen Roten Rathauses wurden die alten Gemäuer 1871 abgetragen; aus den originalen Elementen der Gerichtslaube entstand im Babelsberger Schlosspark ein neogotischer Pavillon.



Abb. 16: Die Gerichtslaube (Modell, STAHN 1985)

Somit konnten für den Neubau der Gerichtslaube Grundzüge der Bauweise und Gestaltung übernommen werden. Der Bau erhielt historische gotische Arkaden und einen Renaissancegiebel. Die Gerichtslaube stellt für die DDR-Inszenierung der historischen Mitte Berlins ein wichtiges Element dar. Das Gebäude hat historischen Wert, in ihm befanden sich im Mittelalter Schöffen- und Ratsstuhl, sowie eine frühe Schankstube.

Eigentlich hätte beim Neubau des Nikolaiviertels der historische Standort der Gerichtslaube genutzt werden können. Am neuen sozialistischen Marx-Engels-Forum erschien die alte bürgerliche Gerichtslaube wohl fehlplatziert. Und das Architektenkollektiv lobte auch den neuen Standort, „der mit der platzartigen Aufweitung vor dem Baukörper seine Bedeutung unterstreicht“ (STAHN 1985, S. 30).

4.6 Standort 4 – Gasthaus „Zum Nussbaum“

Das Gasthaus „Am Nussbaum“ bildet den östlichen Abschluss der historischen Bürgerhäuserzeile an der Probststraße. Es ist ebenfalls ein Nachbau eines an anderer Stelle zerstörten Originals. Das erste Gasthaus wurde Anfang des 18. Jahrhunderts auf der Fischerinsel erbaut. Bekannt wurde es durch seine Gäste, wie z. B. Otto Nagel, Claire Waldoff, vor allem aber durch Heinrich Zille.

Die Fischerinsel wurde in den 1970er Jahren mit Wohnhochhäusern bebaut. So sprachen gegen einen Wiederaufbau am historischen Standort u. a. „Maßstabsgründe“ (STAHN 1991, S. 49). Der neue Standort ähnelt jedoch dem alten: Das Gasthaus steht an einer Straßenecke. Eine Straßenfront begrenzt der Giebel, eine für Berlin untypische Situation.



Abb. 17: Gasthaus „Zum Nussbaum“

Mehr noch als bei der Gerichtslaube zeigt der verlagerte Wiederaufbau des Gasthauses „Zum Nussbaum“, dass es der DDR nicht vordergründig um strengen Denkmalschutz ging. Das Nikolaiviertel wurde zu Repräsentationszwecken bewusst als Prestigeobjekt und Aushängeschild bestückt. Am „Nussbaum“ kann man auch erkennen, dass selbst in der DDR sich das städtebauliche Leitbild veränderte, oder zumindest erweiterte. Schließlich wurden hier genau die kleinteiligen Strukturen wiedererrichtet, die keine 15 Jahre zuvor, z. B. auf der Fischerinsel, rigoros entfernt wurden. Allerdings scheint diese Veränderung nur für das Zentrum der Hauptstadt der DDR zu gelten. Als Grund dafür ist hauptsächlich die direkte Nähe zum westlichen Ausland, zu Westberlin, aufzuführen.

Die wiederaufgebauten historischen Bauten im Nikolaiviertel stellen allein schon ein immenses architektonisches und kulturelles Gut dar. Zudem wurde das Nikolaiviertel ein Standort verschiedenster Ausstellungen und Museen, z. B. Knoblochhaus (Poststraße 23), Zillemuseum (Probststraße 8).

Bis heute, also auch unter völlig veränderten Rahmenbedingungen ist das Nikolaiviertel eine Kulturadresse geblieben. Hier befinden sich auffällig viele Museen. Einige sind erst nach der Wende hinzugekommen, z. B. das Hanfmuseum (Mühlendamm 5). Die historisch gestalteten Gebäude bieten ein geeignetes Ambiente, passende und günstige Räume in zentraler Lage.

4.7 Standort 5 – Wohnbauten, Straße „Am Nussbaum“

Die Wohnbauten an dieser Stelle zeigen eine weitere wichtige Funktion des Nikolaiviertels auf. Es ist Wohngebiet für ca. 2000 Menschen (STAHN 1991, S. 59).

In der DDR wurde Stadtentwicklung fast immer mit der Schaffung von Wohnraum verbunden. Das galt vor allem für die Hauptstadt. Der „Fünfjahrplan“ 1986 bis 1990 sah vor, „dass 1990 jede Berliner Familie über eine eigene warme, trockene und sichere Wohnung verfügen kann“ (KARAU 1987, S. 35). Dieses Ziel sollte primär Neubauvorhaben in Plattenbauweise gewährleisten. Auch



Abb. 18: Die Schmuckelemente befinden sich nur an den Vorderfronten

im Nikolaiviertel beherbergen die Neubaublöcke mehr als 90 Prozent Wohnungen. Ein Blick

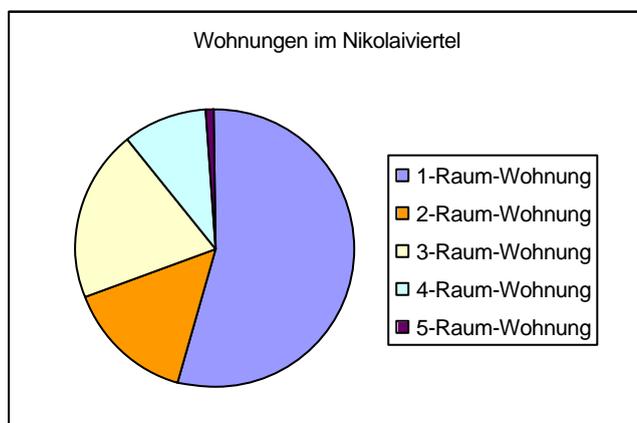


Abb. 19: Im Viertel dominieren 1-Raum-Wohnungen

in die Höfe der Blöcke zeigt, dass sich die schmückenden Elemente (z. B. Ziegeldächer, Giebel) nur an den Vorderfronten befinden (vgl. Abb. 18). Die Hofseiten unterscheiden sich nicht von den Bauten der „Wohnbauserie 70“ in den anderen Neubausiedlungen Ostberlins.

Auch in den Gebäuden kann man die alten DDR-Normen messen. Die Wohnflächen sind nach heutigen

Wohnung	Neubaublöcke	Ephraimpalais	Nikolaikirchplatz	Probststraße	Gesamt
1 Raum	411	0	1	10	422
2 Räume	106	0	6	5	117
3 Räume	135	1	16	7	159
4 Räume	70	0	4	3	77
5 Räume	6	0	1	0	7
Gesamt	728	1	28	25	782

Tab.1: Die Wohnungen im Nikolaiviertel (Quelle: STAHN 1991)

Maßstäben relativ klein (z. B. Zweiraumwohnung ca. 50 m², Dreiraumwohnung ca. 65 m²) mit niedrigen Deckenhöhen. Es gibt Ein- bis Fünfraumwohnungen.

Die Wohnungen wurden den Mietern zugeteilt. Es wurde großen Wert darauf gelegt, dass alle Schichten, vor allem auch Arbeiter, im Nikolaiviertel vertreten waren. Die DDR propagierte damit, dass in ihrer Hauptstadt das Wohnen in zentraler Lage nicht durch hohe Bodenpreise verdrängt wurde. Tatsächlich unterschieden sich die Mieten nicht von denen vergleichbarer Wohnungen am Stadtrand Berlins. Die hohe Anzahl an Einraumwohnungen (über 50 Prozent, vgl. Abb. 19) zeigt jedoch, dass hier verhältnismäßig wenig Familien einzogen.

Heute zählt das Nikolaiviertel zu den Gebieten guter Wohnlage. Aufgrund der kleinen Wohnungsgrößen und der Mietgesetze, die auch Alter und Ausstattung der Wohnungen berücksichtigen, sind die Mieten relativ günstig. Und nicht zuletzt wegen der hervorragenden Lage (Versorgung, Anbindung) sind die meisten der ersten Bewohner im Viertel geblieben.

Die Wohnblockbebauung ist in ihrem Bestand nicht gesichert. Im Städtebaulichen Ideenwettbewerb zur Stadtmitte Berlins 1994 stand sie mitunter zur Disposition (ZWOCH 1994, S. 98). Im Gegensatz zu den meisten anderen Bauten der Großwohnsiedlungen im Osten Berlins gibt es im Nikolaiviertel bisher keine Sanierungsmaßnahmen. Wie auch an anderen Orten des Berliner Stadtzentrums, wie z. B. an der Wilhelmstraße oder auf der Fischerinsel, bevorzugt ein neues städtebauliches Leitbild anstelle von DDR-Plattenbauten moderne, repräsentative und großzügige Wohnformen.

4.8 Standort 6 – Bebauung am Marx-Engelsforum

An der Rathausstraße unterscheidet sich die Bebauung erheblich von der im direkten Umfeld der Nikolaikirche. Sechs- bis achtgeschossige Neubaublockbebauung begrenzt das Viertel und schuf einst einen Übergang zu den großen Baukörpern der Umgebung (z. B. Palast der Republik, Palasthotel).

Nicht nur an diesem Standort im Nikolaiviertel fallen Gaststätten ins Auge. Schon 1987 spielte die Gastronomie eine große Rolle. 22 Gaststätten sorgten für Berliner und Touristen; im Nikolaiviertel kamen auf einen Haushalt 2,5 Kneipenplätze (WULF 1996, S. 41), soviel wie nirgends annähernd in der DDR.

Ferner wurden beim Bau des Viertels 33 Handelseinrichtungen sortiment- und quadrategenau eingeplant. Darunter waren Läden mit heißbegehrten Waren für Einheimische (z. B. Mode, Genussmittel), wie auch für erwartete Touristen aus Westdeutschland (z. B. Handwerk aus dem Erzgebirge, Pelze aus Leipzig).

Bis zur Wende herrschte im Nikolaiviertel reges Treiben. Die Einrichtungen wurden von Berlinern und Besuchern angenommen. Unter privatwirtschaftlichen Bedingungen standen die meisten der Verkaufseinrichtungen vor dem Untergang. Läden, die früher ohne Konkurrenz waren, hatten plötzlich weder Angebot, noch Nachfrage. Bis heute kann eine hohe Dynamik von Verkaufseinrichtungen beobachtet werden. Die Ladengeschosse weisen bauliche Nachteile auf (z. B. starre Raumgrößen, winzige „Schaufenster“). Das Nikolaiviertel liegt abseits großer Handelsmagneten. Es gibt nicht ausreichend Parkraum und keine hochwertige, direkte ÖPNV-Anbindung.

Heute gibt es im Nikolaiviertel dennoch keinen dramatischen Leerstand von Gewerbeflächen. Die Zahl der Handelseinrichtungen und Gaststätten ist sogar leicht gestiegen. An die Stelle der Läden für den täglichen Bedarf traten

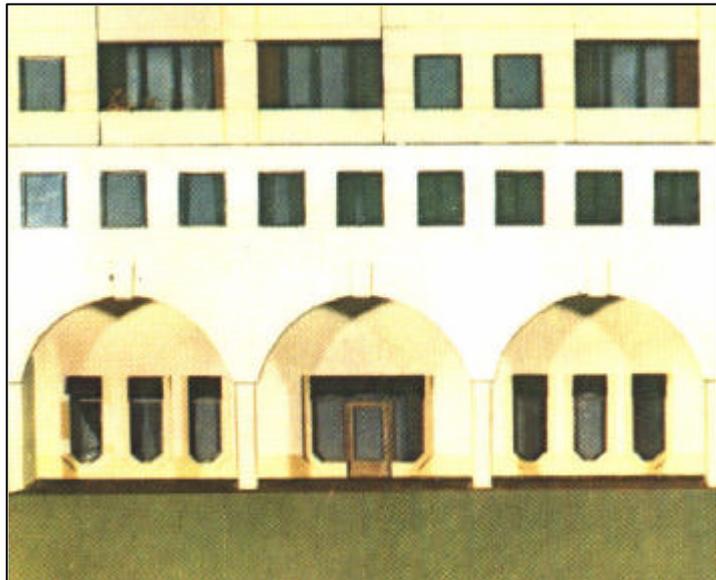


Abb. 20: kleine Schaufenster in der Rathausstraße

Dienstleistungsgeschäfte (z. B. Reisebüro, Anwaltskanzleien, Theaterkasse). Im Gastronomiebereich kamen vor allem Weinlokale dazu.

Und der Tourismus belebt jedoch weiterhin das Nikolaiviertel. Die Rathausstraße ist ein zentraler Parkplatz für Reisebusse. Die Besucherzahlen erreichen nicht mehr die Dimensionen der 1980er Jahre, vor allem für ostdeutsche Bürger gibt es interessantere Reiseziele, die jetzt auch erreicht werden können. Doch auch in der Zukunft werden viele Touristen das Nikolaiviertel besuchen. Schließlich ist es im Berliner Stadtzentrum das Gebiet, welches den Vorstellungen einer historischen Altstadt am ehesten entspricht und es ist das historisch älteste Gebiet der Stadt.

4.9 Standort 7 – Platz mit Drachentöterdenkmal

Der Standort eignet sich gut für einen abschließenden Überblick. Der neu geschaffene Platz bietet gelungene Sichtbeziehungen (Nikolaikirche, Spree, Marstall) und zeigt, dass die Neubebauung des Viertels konzeptionelle Stärken beinhaltet. Auch die Hauptelemente der Gestaltung treten auf: Ein historischer Leitbau, die Nikolaikirche, wird akzentuiert. Das Drachentöterdenkmal, welches aus dem Hof des alten, abgerissenen Stadtschlusses stammt, wird an einem völlig neuartigen Standort implementiert. Die Umbauten sind Plattenbauten der schöneren Art, weisen aber trotz Giebel und Arkaden eine gewisse

Monotonie und Schmucklosigkeit auf. Hier am Spreeufer wurden zwei restaurierte Gründerzeitbauten in die Neubebauung integriert. Verglichen mit diesen wirken die unverputzten Plattenbaufassaden besonders monoton.

Dennoch stellt das Nikolaiviertel ein positiv bemerkenswertes Zeugnis der DDR dar. Das Viertel mit seiner Mischung aus wiederaufgebauten Altbauten und Neubauten wurde schnell von der Bevölkerung angenommen. Die Verwendung kleinteiliger Baustrukturen war ein Novum in der Stadtentwicklung der DDR. Angesichts der wirtschaftlichen Bedingungen und des Zeitdrucks wurden die damaligen Möglichkeiten ausgenutzt.

In der heutigen politischen Situation wäre das Nikolaiviertel nie in der vorhandenen Weise entstanden, vor allem Denkmalschutz, Kapitaleinsatz und Bodenpreise hätten eine Neubebauung anders aussehen lassen. Jedoch besteht das Nikolaiviertel baulich unverändert, während für andere DDR-Bauten in der Umgebung längst der Abriss gekommen oder beschlossen ist (z. B. Palasthotel, Palast der Republik, „Ahornblatt“). Die historischen Nachbauten bleiben wohl erhalten; bei den Plattenbauten sichert die Wohnfunktion zunächst den Bestand. Bei den anderen Funktionen des Viertels sind bereits Verlagerungen auszumachen, denn im wiedervereinigten Berlin ist das Nikolaiviertel weder Versorgungszentrum noch touristisches Aushängeschild ersten Ranges.

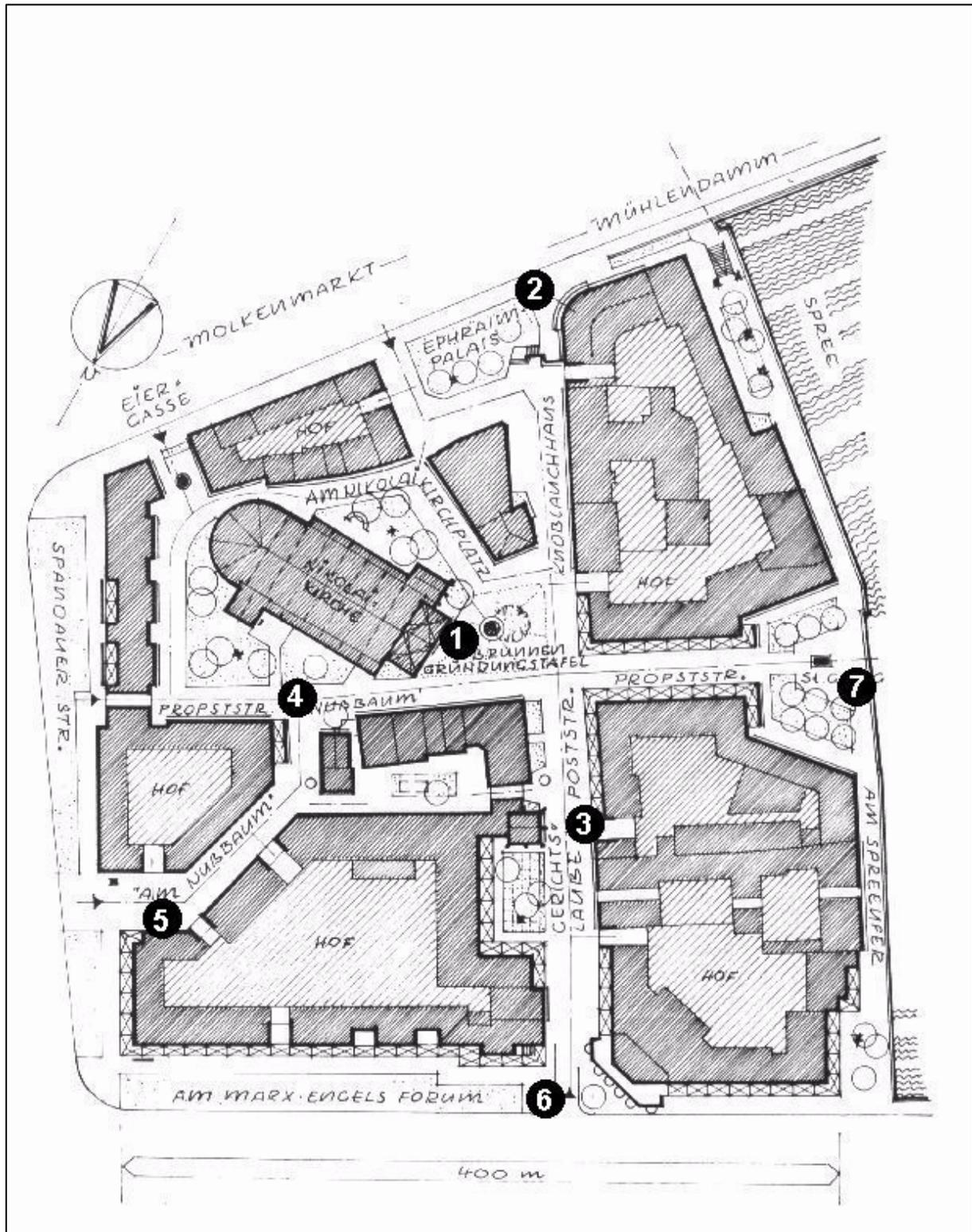


Abb. 21: Exkursionsroute Nikolaiviertel

Literatur:**BERLINISCHE GALERIE (1990):**

Hauptstadt Berlin Internationaler Städtebaulicher Ideenwettbewerb 1957/58, Berlin.

KARAU, G. (1987):

Berlin – Meine Liebe in NBI Sonderheft „Berlin 750“, Berlin.

STAHN, G. (1985):

Das Nikolaiviertel am Marx-Engelsforum, Berlin.

STAHN, G. (1991):

Das Nikolaiviertel, Berlin.

WULF, R. (1998):

„Über den Dächern von Berlin“, Hamburg 1998.

ZWOCH, F. u.a. (1994):

„Hauptstadt Berlin – Stadtmitte Spreeinsel, Internationaler Städtebaulicher Ideenwettbewerb, Berlin.

5. SPITTELMARKT UND FISCHERINSEL

Exkursionsroute: Mühlendamm Schleuse / Fischerinsel 2 - Roßstraßenbrücke - Petrikirchplatz - Gertraudenbrücke - Spindlerbrunnen / Friedrichswerder – Spittelmarkt

5.1 Einführung und Zielstellung

Spittelmarkt und Fischerinsel: Zwei geschichtsträchtige Orte am südlichen Rand des ehemaligen Berliner Bezirkes und heutigen Ortsteils Mitte, die in ihrer historischen Gestalt heute nicht mehr erkennbar sind. Ersterer entstand im 18. Jahrhundert auf dem Grundriss einer geschleiften Bastion und wurde nach dem ehemals dort befindlichen Gertraudenspital (niederdeutsch: Spittel) benannt; letzterer bezeichnet den früheren Fischerkiez, einst der südlichste Teil der – früher auf der Spreeinsel befindlichen – mittelalterlichen Berliner Teilstadt Alt-Cölln. Beide Orte wurden während des Zweiten Weltkrieges zum Teil erheblich zerstört, aber erst durch die Umgestaltung des Ostberliner Stadtzentrums während der 1960er und 70er Jahre aus der städtischen Textur getilgt. Der Spittelmarkt verschwand 1968 unter dem Asphalt der achtspurigen



Abb. 22: Schwarzplan der Fischerinsel 1953
(www.stadtentwicklung.berlin.de)

Verkehrsschneise Leipziger Straße – Gertraudenstraße und ist heute „... ein gestaltloser Ort, dessen Name vor allem durch eine U-Bahn-Station tradiert wird“ (ADAM 1998, S. 27). Die marode, nach den Kriegszerstörungen noch verbliebene, kleinteilig parzellierte Bebauung des Fischerkiezes (vgl. Abb. 22) aus dem 17. und 18. Jahrhundert wurde ab 1965 vollständig abgetragen und bis 1972 durch sechs Wohnhochhäuser ersetzt, ergänzt durch - bis 1982 errichtete - flache Versorgungseinrichtungen. Dieser Umbau des alten Stadtzentrums stand unter der „...Prämisse der Auflösung überkommener Stadtstrukturen...“ (WÖRNER; MOLLENSCHOTT u. a. 2001, S. XXI), auf der Basis der *autogerechten Stadt der Moderne* und umgesetzt nach dem *Leitbild eines sozialistischen Städtebaus bzw. der sozialistischen Stadt*. Die autogerechte Stadt wurde aber nicht nur in Berlin (Ost) realisiert, sondern „im Bemühen, eine ‘neue Stadt’ auf den Trümmern der alten entstehen zu lassen, war man sich [...], zwar nicht in den Mitteln, so doch in den Ergebnissen, in Ost und West durchaus einig“ (ebd., S. XXI). Seit 1992 sind beide Orte im Zuge der Neugestaltung des Berliner Stadtzentrums, basierend auf dem *Planwerk Innenstadt*, wieder in das Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt.

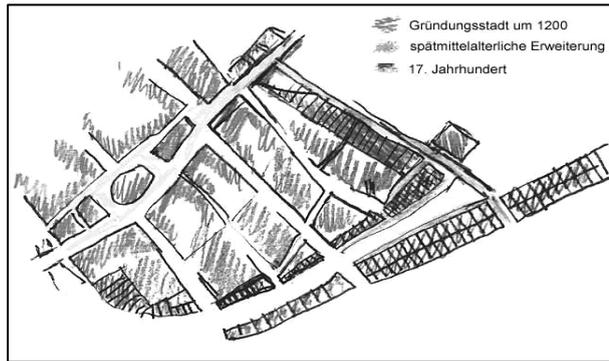


Abb. 23: Historische Entwicklung von Cölln
(www.stadtentwicklung.berlin.de)

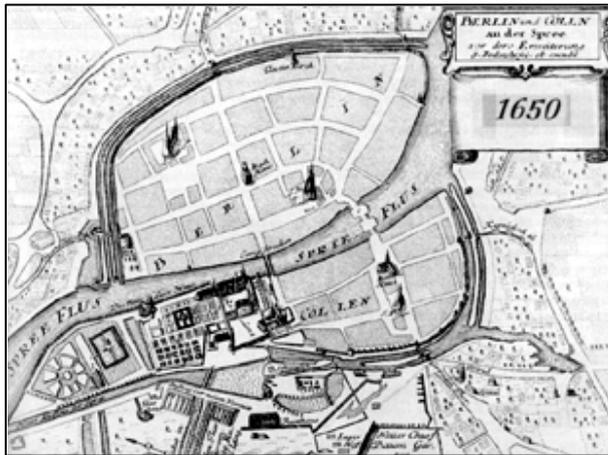


Abb. 24: Berlin und Cölln um 1650
(www.stadtentwicklung.berlin.de)

Ziel der Exkursion ist die Darstellung des Gebietes der Fischerinsel und des Spittelmarktes im Kontext der politischen Systeme - der ehemaligen DDR und der heutigen Bundesrepublik Deutschland - sowie der damit verbundene Wandel der städtebaulichen Leitbilder. Bezug genommen wird hierbei auf die Entstehung und historische Entwicklung beider Orte, die Zerstörung der historischen städtischen Textur während der DDR-Zeit nach dem *Leitbild der sozialistischen Stadt* und den Versuch der Stadtreparatur nach dem *Leitbild der europäischen Stadt* seit der politischen Wende 1989.

5.2 Standort I (Mühlendamm Schleuse / Fischerinsel 2)

Die Straßenzüge zwischen Spittelmarkt und Mühlendamm Schleuse gehören zu der, 1237 erstmals urkundlich genannten, Berliner Schwesterstadt Cölln, wobei gesicherte Kenntnisse über Entstehung und Frühzeit Cöllns gering sind, da der Stadtbrand von 1380 das Rathaus mit sämtlichen Dokumenten zerstörte (vgl. WÖRNER; MOLLENSCHOTT 2001, S. X). Die Geschichte der Doppelstadt Berlin - Cölln beginnt mit dem Spreeübergang am Mühlendamm, dieser vereinigte die am Spreeufer einander gegenüber liegenden Märkte, den Alten Markt (heute Molkenmarkt) in Berlin und den Fischmarkt in Cölln (s.a. Standort III). Die alte Dammanlage befand sich im Bereich der - von diesem Standort aus gut sichtbaren - heutigen Mühledammbrücke. Die mittelalterliche Gestalt entsprach der ostdeutscher Kolonialstädte, wobei Doppelgründungen im märkischen Raum keine Seltenheit waren (vgl. Abb. 23). Das Territorium von Cölln umfasste die gesamte Spreeinsel auf der - vorerst - nur der südliche Teil besiedelt wurde, da die nördliche Hälfte überwiegend aus Sumpfland bestand. Das Kerngebiet der mittelalterlichen Stadt befand sich im Bereich um die Petrikirche bzw. längs der Gertraudenstraße (s.a. Standort III) und dehnte sich von dort in nördlicher und südlicher Richtung aus (vgl. Abb. 24). „(Dabei kam) die stadtgrundrissliche

Anlage der von der Stadtmauer umgebenen Kernbereiche [...] zu diesem Zeitpunkt dem Aufbau einer gotischen Idealstadt nahe: Ein nahezu geradliniges, überschaubares Straßenraster war in der Regel von giebelständigen Häusern überbaut ...“ (ebd., S. XI). Nach der Spreeregulierung im 17. Jahrhundert wurde die Bebauung stark verdichtet und bis in das 19. Jahrhundert durch Hinterhäuser und Seitenflügel, selbst in den schmalsten Höfen, ergänzt (vgl. Abb. 25). Im gleichen Zeitraum wandelte sich die Bevölkerungszusammensetzung Alt-Cöllns: Vom ehemaligen Wohnort angesehenen Fischer und Schiffer, die dem Exkursionsgebiet den Namen gaben, zu einem der innerstädtischen Berliner Armenviertel. Im Zweiten Weltkrieg stark zerstört und in der Nachkriegszeit eingeebnet, präsentiert sich die heutige Fischerinsel als Teil der Umgestaltung des Ostberliner Stadtzentrums seit Ende der 1950er Jahre: Anstatt der dichtbebauten Altstadt eine Hochhaussiedlung in aufgelockerter Bauweise. Das an diesem Standort befindliche Gebäude „Fischerinsel 2“ ist der erste Neubau im Bereich der Fischerinsel.



Abb. 25: Schwarzplan der Fischerinsel 1940
(www.stadtentwicklung.berlin.de)

5.3 Standort II (Roßstraßenbrücke)

An diesem Standort fällt vor allem der Kontrast zwischen der Bebauung der Fischerinsel und der am gegenüberliegenden „Märkischen Ufer“ (früher: „Neucölln am Wasser“) auf: Erstere verkörpert die konsequente Absage an die überlieferte Stadtstruktur in Form des industrialisierten Wohnungsbaus, letztere ist überwiegend in ihrer historischen Struktur noch vorhanden und soll in



Abb. 26: Luftbild der Fischerinsel 1999
(www.stadtentwicklung.berlin.de)

diesem Zusammenhang eine Vorstellung von den im Fischerkiez ehemals vorhandenen Gebäuden liefern. In Abbildung 26 ist dieser Kontrast gut sichtbar, der Standort liegt „am Fuße“ des in der Bildmitte zu sehenden Doppelhochhauses. Wie in der Einleitung schon erwähnt, wurde die historische Bebauung des Fischerkiezes ab 1965 abgetragen und durch sechs Wohnhochhäuser sowie flache Versorgungseinrichtungen ersetzt. Dieser Kahlschlag wurde aber nicht gleich in der Nachkriegszeit geplant, so gab es noch 1954 einen

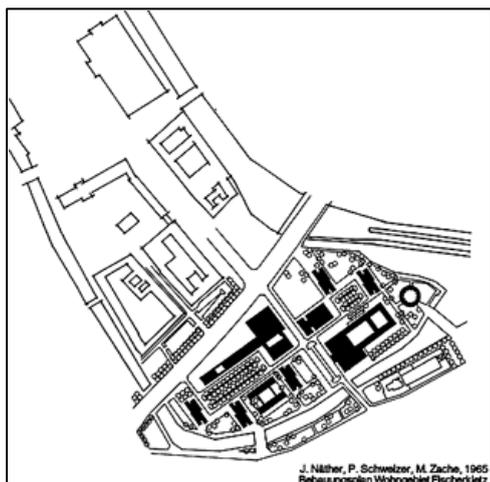


Abb. 27: Bebauungsplan Wohngebiet Fischerkietz 1965
(www.stadtentwicklung.berlin.de)

Planungsentwurf zum Wiederaufbau des Fischerkietzes unter Erhaltung des Bestandes von *Göpfert*. Der erste Vorschlag für eine Neubebauung in aufgelockerter Blockbebauung stammt aus dem Jahr 1957 von *Schmidt*. Im gleichen Jahr entstanden Skizzen von *Münter* zur Randbebauung der Fischerinsel mit durch Turmbauten akzentuierte Randbauten. Ein grundlegender Wandel der Wiederaufbauplanungen vollzog sich aber erst durch den Bebauungsplan für das Stadtzentrum vom Kollektiv des Stadtbauamtes *Schweizer, Tscheschner, Martinetz, Gericke* aus dem Jahr 1960. Erstmals wurde eine Hochhausbebauung für die

Fischerinsel und anderer Bereiche der Innenstadt vorgesehen. Dieser Wandel der Prämissen im sozialistischen Städtebau vollzog sich dabei parallel zu gesellschaftlichen Veränderungen in der DDR: Wurde im 1950 verabschiedeten *Aufbaugesetz* und den damit verbundenen „16 Grundsätzen des Städtebaus“ für den Wiederaufbau unter Erhalt der historischen Substanz plädiert, hatte man schon auf der 1. Baukonferenz der DDR 1955 die Weichen für das industrielle Bauen gestellt. Dies geschah u. a. im Zusammenhang mit dem Tode Stalins im Jahr 1953. Die Entstalinisierung führte auch zur Abkehr von der bisherigen *Architektur der nationalen Traditionen* wie sie noch beim Bau der Stalinallee - „...welche architektonisch und städtebaulich den adaptierten Mustern sowjetischer Stadtbaukunst stalinistischer Prägung folgte“ (WÖRNER;

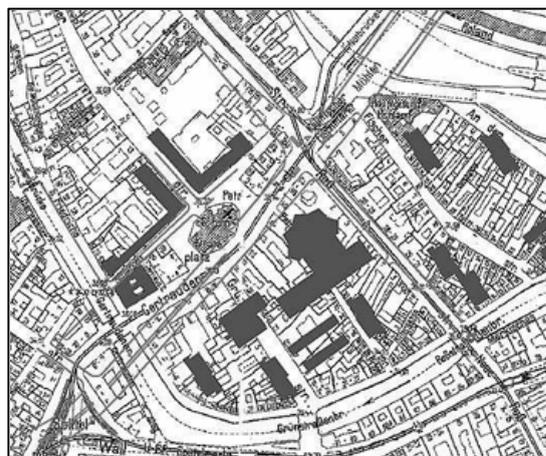


Abb. 28: Vergleich zwischen Historie und Bestand
(www.stadtentwicklung.berlin.de)

MOLLENSCHOTT 2001, S. XIX) - verwirklicht wurde und drückte sich in neuen architekturästhetischen Leitbildern aus. Herrmann Henselmann, einer der bedeutendsten Architekten der DDR, bemerkte 1955 im Zusammenhang mit diesem Prämissenwechsel in Städtebau und Architektur, dass „... wir [...] falsche Auffassungen in der Handhabung der Methode des sozialistischen Realismus vertreten (haben). Unser Fehler bestand darin, in der Betonung des ideellen Gehalts der Architektur, eine Überbewertung vorzunehmen... . Sie trug uns [...] häufig eine kleinbürgerliche Fassadenarchitektur ein...“. Weiterführend meinte er : „... dass ein starres Festhalten an einem ästhetischen Kanon die Anwendung neuer Baustoffe

und Baumethoden behindert.“ (HENSELMANN 1978, S. 88 ff.). An diesem Punkt ist es wichtig darauf hinzuweisen, dass das industrielle Bauen nicht nur eine „Spielart“ des sozialistischen Städtebaus war, sondern die entscheidende Grundlage für diesen bildete. Im „Wörterbuch der Architektur“ findet man zu dem Stichwort „Architektur der DDR“ folgenden Eintrag: *„Seit den 60er Jahren wurden die bis dahin üblichen Konzeptionen mit geschlossenen Bebauungen verändert zugunsten offener Bebauungsstrukturen, die in die Zentren mit gesellschaftlichen Einrichtungen von gesamtstädtischer Bedeutung eingefügt wurden. [...] (Das Stadtzentrum) von Berlin erhielt dabei eine in funktioneller und baukünstlerischer Hinsicht weiterreichende sozialistische Prägung“* (KADATZ 1987, S. 20 ff.). Auch Henselmann erwähnte 1957 in Bezug auf den Unterschied zwischen kapitalistischer und sozialistischer Stadt: *„Während die kapitalistische Stadt dadurch gekennzeichnet wird, dass sie von der Peripherie zum Zentrum immer enger bebaut wird, [...], wird die sozialistische Stadt gerade im Zentrum ihre größte Luftigkeit aufweisen“* (HENSELMANN 1982, S. 46). Im Glauben an den wissenschaftlich-technischen Fortschritt und den „Sieg des Sozialismus“ im Städtebau der DDR, wurde die Inszenierung des Neuen gegen das Alte zur städtebaulichen Devise (vgl. FLIERL 1998b, S. 9). Im *„Beschluss zur sozialistischen Umgestaltung des Stadtzentrums von Berlin“* von 1961 *„... wurde [...] festgelegt, entlang der Leipziger Straße – und damit also parallel zu Staatsgrenze DDR/Westberlin – eine kompakt hohe Bebauung vorzusehen. Diese sollte Teil einer das gesamte Kerngebiet des Stadtzentrums umgebenden Zone hoher Bebauung sein“* (FLIERL 1979b, S. 19). Diese „Zone hoher Bebauung“ wurde nur zum Teil verwirklicht, dabei zuerst auf dem Areal des Fischerkiezes. Somit wurde 1964 mit dem Abriss der Ruine der Petrikerkirche und der angrenzenden Bebauung der, ein Jahr später beginnende, Flächenabriss des Gebietes eingeleitet. Es erfolgte kein Totalabriss mit anschließendem Neubau, sondern vielmehr wurde die Altbebauung Stück für Stück abgetragen, zum Teil wurden die Hochhäuser noch direkt neben den Altbauten errichtet. Um 1965 gab es diverse Planungen zu einer Neubebauung der Fischerinsel mit einer Hochhausgruppe, unter anderem war die Südostspitze der Spreeinsel als Standort für den Fernsehturm im Gespräch (vgl. FLIERL 1998b, S. 147ff). Die Planung von *Näther* (von 1964 bis 1973 Chefarchitekt von Berlin Ost), *Schweitzer* und *Zache* wurde Grundlage des Bebauungsplanes für den Fischerkiez (vgl. Abb. 6). Von 1967 bis 1970 wurde dieser Plan mit dem Bau von vorerst fünf Wohnhochhäusern nach dem Entwurf von *Schmiedel* und *Zumpe* umgesetzt. Es entstanden



Abb. 29: Petrikerkirche um 1920
(Burg 1997, S.56)

„... 21geschossige 12spännige Mittelganghäuser in Form des versetzten Twintyps mit (jeweils) 240 Wohnungen [...] in Großtafelbauweise mit starker Plastizität der Baukörper ...“ (SCHULZ; GRÄBNER 1987, S. 90). Mit diesen Neubauten entstand die erste Hochhausgruppe in Berlin (Ost). Das direkt am Standort Roßstraßenbrücke gelegene Doppelpunkthochhaus wurde zusammen mit der daneben liegenden Kindertagesstätte zwischen 1970 und 1972 nach Entwurf von *Jünger* erbaut. Insgesamt wurden im Bereich des ehemaligen Fischerkiezes 1469 Wohneinheiten errichtet. Abgerundet wurde das städtebauliche Ensemble durch das, an der Gertrauden- Ecke Roßstraße 1971 bis 1973 erbaute, Komplexzentrum mit dem „Ahornblatt“ (s.a. Standort III) und das, heute stillgelegte, 1981 errichtete Schwimmbad. Mit der Neubebauung wurde die historische städtische Textur des Fischerkiezes aus dem Stadtbild entfernt. Um diesen Prozess zu vervollständigen, wurde das Verkehrskonzept in Form von erheblichen Straßenverbreiterungen bis Anfang der 1970er Jahre - auf der Basis eines Magistralen- bzw. Achsenkonzeptes für das gesamte Innenstadtgebiet (vgl. FLIERL 1979a, S. 35 ff) - völlig verändert (vgl. Abb. 28). So verschwanden auch sieben alte Straßennamen; der gesamte Fischerkiez trat nun unter der Bezeichnung „Fischerinsel“ auf. Auffallend sind die großzügig angelegten Grünanlagen und Freiflächen, denn exklusiv war nicht nur die Lage sondern auch deren Bewohner: Aufgrund der Nähe zur Berliner Mauer wohnten hier – im Gegensatz zu den Wohngebieten am Stadtrand – überwiegend „ideologisch gefestigte“ Bürger der DDR, z. B. Mitarbeiter der in der Nähe liegenden Ministerien und Mitglieder staatlicher Organisationen. Die Bewohnerstruktur aus dieser Zeit lässt sich auch heute noch am Altersdurchschnitt und an den Wahlergebnissen der örtlichen Wahllokale ablesen.

5.4 Standort III (Petrikirchplatz)

An diesem Standort hat sich die, um 1200 als romanische Feldsteinbasilika erbaute, Petrikirche befunden. Nach mehreren Bränden und Wiederaufbauten entstand der jüngste Bau von 1846 bis 1853 nach den Plänen von *Heinrich Strack*. Die Kirche wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört und ihre Ruine im Zuge der Umbaumaßnahmen für das Berliner Stadtzentrum 1964 abgetragen. In der Abbildung 8 lässt sich die ehemalige Struktur des Areals im Umkreis der Petrikirche gut erkennen: Der Kirchturm zeigt in Richtung Westen, südlich davon befindet sich die Gertraudenstraße, weiter südlich



Abb. 30: Gertraudenstraße 1999
(www.stadtentwicklung-berlin.de) on 183

der dichtbebaute Fischerkiez. Das Kirchengebäude steht im Mittelpunkt eines angerförmigen Platzes, am östlichen Ende befindet sich der Cöllnische Fischmarkt (vgl. Abb. 29), der bis zum Ende des 19. Jahrhundert auch Standort des Rathauses war. Diese Struktur ist heute nur noch erahnbar, da durch Kriegszerstörung, Abriss und die massive Verbreiterung und Begradigung der Gertraudenstraße der historische Stadtgrundriss überwiegend verloren gegangen ist. Auf der dem Petrikirchplatz schräg gegenüberliegenden Straßenseite befand sich die „Mehrzweckgaststätte Ahornblatt“, das aufgrund der markanten Dachkonstruktion wohl bekannteste Gebäude der Fischerinsel. Trotz bestehenden Denkmalschutzes und breiter Proteste von Architekten, Presse und Bevölkerung wurde das Ahornblatt 2000 abgerissen. An Stelle des Gebäudes wird zur Zeit ein Wohn- und Geschäftshaus als Blockrandbebauung errichtet. Dieser Neubau negiert an dieser Stelle bewusst die offenen Baustrukturen der 1960er Jahre, um die Gertraudenstraße wieder räumlich einzufassen. Grundlage für diese und weitere Umbaumaßnahmen in der historischen Mitte und weiteren Zentrumsbereichen Berlins bildet das *Planwerk Innenstadt*, welches im Mai 1999 als *städtebauliches Leitbild* vom Berliner Senat beschlossen wurde. Das *Planwerk Innenstadt* wurde in den 1990er Jahren im *Stadtforum* durch Architekten, Stadtplaner und andere Beteiligte ausgearbeitet und diskutiert. Dabei „ ... (steht) das Planwerk [...] in der städtebaulichen Tradition der europäischen Stadt und bezieht sich auf die verschütteten historischen Spuren des zerstörten Berliner Stadtgrundrisses, ohne dabei die Geschichte dieser Zerstörung zu verleugnen. Ziel ist nicht die nostalgische Rückkehr zum unwiederbringlich Verlorenen, sondern dialogische, auch spannungsvolle Ergänzung des als unzulänglich bewerteten Bestandes (häufig Ergebnisse der städtebaulichen Nachkriegsmoderne), orientiert an gegenwärtigen Bedürfnissen nach städtischer Aufenthalts-, Wohn- und Lebensqualität“ (www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/). In diesem Zeitraum wurden auch mehrere Gutachten und ein Wettbewerb für den Bereich der Spreeinsel durchgeführt: 1992 wurde ein städtebauliches Leitbild für die Berliner Mitte (Bereich Spreeinsel) durch die Arbeitsgemeinschaft *Jahn, Kny u. a.* formuliert; 1994 folgte



Abb. 31: Cöllnischer Fischmarkt um 1885
(www.stadtentwicklung.berlin.de)

ein internationaler städtebaulicher Wettbewerb für den Bereich Stadtmitte/Spreeinsel und 1996 ein Gutachten zur städtebaulichen Entwicklung der Spreeinsel. Zur Zeit läuft für die Fischerinsel ein Bebauungsplanverfahren des Bezirkes Mitte. Vorgesehen ist u. a. eine Bebauung des Uferbereiches an der Friedrichsgracht mit

Stadhäusern auf kleinteilig parzellierten Grundstücken. Diese Planung ist somit auch deckungsgleich mit Zielen des Planwerks, da dieses innerstädtische Entwicklungspotentiale aktivieren, die Innenstadt als Wohnort stärken und parzelläre Strukturen schaffen will. Der geplante Stadtbau orientiert sich an der Gliederung der Stadt in Straße, öffentlicher Park und Platz sowie Blockbebauung. Der Standort Petrikirchplatz soll in Zukunft am westlichen und östlichen Platzrand durch Wohn- und Geschäftshäuser eingefasst werden, um diese Gliederung zu erreichen.

5.5 Standort IV (Gertraudenbrücke)

Die Gertraudenbrücke war eine ehemals hölzerne Zugbrücke über den Spreearm aus der Stadt Cölln heraus. Die heute nur als Fußgängerbrücke genutzte Brücke wurde 1894/95 erbaut, der Autoverkehr 1968 auf die gegenüberliegende neue Gertraudenbrücke verlegt (vgl. Abb. 10, die Gertraudenbrücke befindet sich am unteren Bildrand links, rechts davon der Neubau). Unmittelbar vor dem Stadttor lag das 1411 erbaute Gertraudenspital mit dazugehöriger Kirche (vgl. Abb. 32). Auf der Brücke befindet sich das Standbild der Heiligen Gertraude, die als Schutzpatronin der Spitäler Namensgeberin des Hospitals und auch der Brücke ist. Vom Spital rührt auch der Name des auf der westlichen Seite der Friedrichsgracht liegenden Spittelmarktes her (s.a. Einleitung). Am östlichen Ufer befindet sich ein, im neogotischen Stil erbautes, Geschäftshaus aus dem 19. Jahrhundert, welches hier als



Abb. 32: Ansicht der Gertraudenkirche 1783
(www.stadtentwicklung.berlin.de)

Beispiel für die bis zur Kriegszerstörung vorhandene typische Bebauung dieses Areals dienen soll. Von der Gertraudenbrücke lässt sich auch die Maßstabslosigkeit der Umbaumaßnahmen der 1960er und 70er Jahre erfassen, da die alte Brücke den früheren Verlauf der Gertraudenstraße aufnimmt und so die unterschiedlichen Dimensionen der alten und der neuen Straße sichtbar macht.

5.6 Standort V (Spindlerbrunnen / Friedrichswerder)

Nach der etwa 1735 begonnenen Schleifung der Festungsanlagen Berlins wurden auf dem Grundriss der, am damaligen Leipziger Tor liegenden, Bastion zwei- bis dreigeschossige Gebäude errichtet: Statt der Festungswälle fassten nun nördlich und südlich Häuserfassaden

den dreieckigen Stadtraum ein. Im Zuge der Verkehrsentwicklung im 19. Jahrhundert musste die in der Mitte des Platzes liegende Gertraudenkirche weichen. Zeitgleich wurden die nach Süden führenden Straßen (Seydel- und Beuthstraße) angelegt, durch die eine Anbindung des Marktes an die südliche Friedrichstadt hergestellt wurde. In der Gründerzeit wurden die barocken Gebäude nach und nach zu Gunsten von Kauf- und Geschäftshäusern für Konfektion und Druckgewerbe abgetragen. Städtebaulich und funktional galt der Platz als Pendant zum Leipziger Platz am westlichen Ende der Leipziger Straße. In Abbildung 12 ist die historisch gewachsene Platzstruktur sichtbar: Am linken unteren Bildrand mit der Wallstraße beginnend, folgen im Uhrzeigersinn die Einmündungen der Seydelstraße, Beuthstraße, Leipziger Straße und Gertraudenstraße.



Abb. 33: Der Spittelmarkt um 1935
(Hoffmann-Axthelm; Strecker 1992, S.11)

Während des Zweiten Weltkrieges wurde der Spittelmarkt sowie die angrenzende Bebauung vollständig zerstört und lag bis in die 1970er Jahre brach. Der, von der am Platz ansässigen Firma Spindler gespendete, Spindlerbrunnen wurde vom historischen Standort entfernt und 1981 auf dem Friedrichswerder wieder aufgestellt.

5.7 Standort VI (Spittelmarkt)

Da der historische Ort des Spittelmarktes heute direkt auf dem Straßenzug Leipziger Straße - Gertraudenstraße liegt, muss man als Standort für die Exkursion auf die Freifläche vor dem, zwischen 1996 und 1998 erbauten, Hochhaus des Sparkassen- und Giroverbandes zurückgreifen. Dieser Neubau greift eine nicht verwirklichte Planung der 1970er Jahre auf - durch die der Spittelmarkt



Abb. 34: Der Spittelmarkt von der Leipziger Straße aus gesehen 1954
(www.stadtentwicklung.berlin.de)

ursprünglich mit Hochhäusern eingefasst werden sollte, dies aber zugunsten der verkehrlichen Neuordnung des Gebietes aufgegeben wurde - und stellt ein Bindeglied zwischen den 75 bis 80 Meter hohen Gebäuden an der Leipziger Straße und der

Fischerinsel dar. Im Rahmen der Gesamtkonzeption des Berliner Stadtzentrums entstand von 1972 bis 1977 nach der Konzeption von *Näther* und anderen Architekten die Bebauung der Leipziger Straße zwischen Dönhoffplatz und Charlottenstraße. Auf der vom Standort aus einsehbaren Südseite entstanden vier gestaffelte 22- bis 25geschossige Montagebauten mit insgesamt 1376 Wohnungen. *„Die viel zu hohe und plastisch viel zu akzentuierte maßstabslose Bebauung [...] (war das) Produkt eines konfrontativen Städtebaus gegenüber Westberlin, das zuvor mit zwei Hochhäusern an der Kochstraße (Axel-Springer-Verlag und GSW, Anm. d. Verf.) Dominanten gegen Ostberlin errichtete“* (FLIERL 1987a, S. 53). Mit diesen vertikalen Dominanten und der horizontal strukturierten 12- bis 14geschossigen Bebauung an der Nordseite der Straße wurde parallel zur Berliner Mauer ein zweite Mauer in Form von Wohngebäuden errichtet (vgl. Abb. 35, links im Bild das Hochhaus des Sparkassen- und Giroverbandes, vorne der Spittelmarkt, rechts davon der Spindlerbrunnen). Wohl an keinem anderen Ort in Berlin (Ost) zeigte sich eine Allianz aus Politik und Städtebau in dieser ausgeprägten Form. Auch kamen als Bewohner - allein schon aufgrund des Ausblicks auf Berlin (West), der Nähe zum „reaktionären Springerkonzern“ und einer möglichen „Republikflucht“ - wie auf der Fischerinsel nur regimetreue Bürger der DDR in Frage. In der näheren Umgebung des Spittelmarktes wurden bis 1985 noch weitere Gebäude erbaut: 1978 bis 1981 das Bürogebäude zwischen Kur- und Oberwasserstraße unweit der Gertraudenbrücke und ein Ergänzungsbau an der Niederwallstraße. Im gleichen Zeitraum entstand das westlich des Standortes gelegene Textilkaufhaus „Spittelboutique“ (heute Ebbinghaus), das im Straßenverlauf der Axel-Springer-Straße steht und die Anbindung dieser an den Spittelmarkt verhindert. Als letztes bis zur Wende 1989 errichtetes Gebäude entstand von 1983 bis 1985 der, *„... in mechanisiertem Monolithbau [...] mit plastisch geformten Brüstungsfeldern“* (SCHULZ; GRÄBNER 1987, S. 87) gebaute, Abrundungsbau zwischen Seydel- und Wallstraße. Anfang der neunziger Jahre stellte sich die städtebauliche Situation des Gebietes als unzulänglich dar: Der historische



Abb. 35: Spittelmarkt 1990
(www.stadtentwicklung.berlin.de)

Stadtgrundriss wurde während der letzten Jahrzehnte bis zur Unkenntlichkeit überformt, problematisch erschien auch die trennende Wirkung der Leipziger Straße sowie der unaufhörlich anschwellende Verkehrsstrom in dieser. Im *Planwerk Innenstadt* wurde der Spittelmarkt zusammen mit der Grunerstraße sowie die Fischerinsel als Schwerpunkt-

bereiche definiert, d.h. in diesen Bereichen werden seit 1997 Planungswerkstätten mit den Betroffenen unter Mithilfe von Co-Gutachtern abgehalten, um möglichst konsensfähige Teilgebietskonzepte zu entwickeln (vgl. SENATSWERWALTUNG FÜR STADTENTWICKLUNG 1999, S. 31/34). Das Planwerk sieht am Spittelmarkt die Reaktivierung des historischen Platzgrundrisses durch eine Randbebauung auf bisherigen Verkehrsflächen und die Wiederaufnahme der alten Gertraudenbrücke als Verkehrsstraße und den Abriss der neuen Brücke vor (vgl. Abb. 36). „Zum Spittelmarkt und Friedrichswerder: Hier ist eine deutliche Innenverdichtung und die Stärkung der historischen Innenstadt vorgesehen. Mit der Wiederherstellung des Spittelmarkts wird sichergestellt, dass die verlorengegangenen Spuren der Stadtgeschichte im Stadtzentrum unter Berücksichtigung der Ansprüche an gute Lebensqualität wiederentstehen. [...] Wesentliches städtebauliches Ziel ist die Fassung des Spittelmarktes mit Wohn- und Geschäftshäusern. [...] Mit der klaren stadträumlichen Fassung des Spittelmarktes soll die Leipziger Straße auch im Osten einen signifikanten Abschluss erhalten ... Voraussetzung dafür ist [...] die Reaktivierung und Verbreiterung der alten Gertraudenbrücke“ (SENATSWERWALTUNG FÜR STADTENTWICKLUNG 1999, S. 31/34). Das städtebauliche Konzept sieht außerdem vor, die neuen Gebäude als kräftige Baukörper auszubilden, d.h. ein Haus umfasst einen ganzen Block. Als Ensemble sollen die Häuser ein Gegengewicht zur Heterogenität des Ortes bilden.



Abb. 36: Perspektivische Ansicht des Spittelmarktes in Richtung Osten (www.stadtentwicklung.berlin.de)



Abb. 37: Stadtmodell (Bestand hell) (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Die neuen Gebäude weisen als östlicher Abschluss der Friedrichstadt eine einheitliche Traufhöhe von 22 Meter auf. Die Gesamthöhe beträgt 30 Meter, weil über der Traufe noch zwei zurückgesetzte Geschosse liegen, dieses Prinzip wurde auch schon bei der Neubebauung der Quartiere 205 und 206 an der Friedrichstraße angewandt um die ökonomisch optimale Ausnutzung der

Grundstücksfläche unter Einhaltung von städtebaulichen Vorgaben zu gewährleisten. Die einheitlichen Höhen setzen die Neubauten dabei deutlich von der Hochhausbebauung ab, trotzdem soll in Verbindung mit den bestehenden Wohngebäuden ein Dialog zwischen alt und neu entstehen (vgl. Abb. 36). Die Neubauten am Platz sind in ein Verkehrskonzept für den Bereich zwischen Kulturforum und Alexanderplatz integriert, das einen massiven Straßenrückbau insbesondere im Bereich der Leipziger und Gertraudenstraße vorsieht, sowie die Anbindung der Axel-Springer- und Lindenstraße, der Wallstraße, der Beuthstraße und der Niederwallstraße an den Platz, um die jahrzehntelang unterbrochenen, gebietsübergreifenden Zusammenhänge wieder herzustellen. Auch ist der Bau einer Straßenbahntrasse vorgesehen, um die Attraktivität des ÖPNV in diesem Bereich zu steigern. Sämtliche beschriebene Maßnahmen leiten sich von dem *Leitbild der europäischen Stadt* ab, welches eine kompakte Bebauung und insbesondere eine Funktionsmischung vorsieht, um Monostrukturen zu vermeiden und unter dem Stichwort der *Stadt der kurzen Wege* die (Innen)Stadt als Arbeits- und Wohnort zu stärken. Sämtliche Maßnahmen für den Stadtumbau am Spittelmarkt sollen durch Erlöse aus dem Verkauf von - zu Bauland umgewidmeten - Verkehrsflächen finanziert werden: Das Interesse von Investoren ist somit der entscheidende Faktor für die, im Planwerk gewollte, Zukunft des Spittelmarktes: In Zeiten von massivem Wohnungs- und Büroflächenleerstand in Berlin, ein fragwürdiges Unterfangen.

5.8 Zusammenfassung

Im Exkursionsgebiet des Spittelmarktes und der Fischerinsel lässt sich das *Leitbild der sozialistischen Stadt* der sechziger und siebziger Jahre ablesen, das die tradierte Stadtstruktur und Bebauung verneinte und diese durch den *Städtebau der Moderne* symbolisierende, neue aufgelockerte Strukturen ersetzte. „*Ausdruck neuer sozialistischer Züge des Städtebaus [...] sind insbesondere die Planbarkeit ensemblehafter Architektur, rationelle Baulandnutzung bei hoher Wohndichte verbunden mit Großzügigkeit...*“ (KADATZ 1987, S. 248). Grundlage für diesen sozialistischen Städtebau war das gesellschaftliche Eigentum an Grund und Boden, da nur dadurch so einschneidende Umbaumaßnahmen und eine intensive Wohnnutzung in innerstädtischen Bereichen wie der Fischerinsel möglich wurde. Die Baulandnutzung war keinen ökonomischen Zwängen unterworfen. In den neunziger Jahren setzte ein, durch den politischen Wechsel verursachter, Prämissenwechsel ein: Nach dem *Leitbild der europäischen Stadt* sollen die offenen Baustrukturen der Stadt der Moderne zugunsten von kompakten Lösungen in Form von Blockrandbebauung aufgegeben werden. Dies betrifft auch das Exkursionsgebiet, in dem – begründet durch das *Planwerk Innenstadt* als Handlungspapier - die historische Struktur des Bereiches weitestgehend wieder hergestellt oder zumindest sichtbar werden soll (vgl. Abb. 37). Damit soll einerseits

eine Funktionsmischung und -vielfalt erreicht werden, andererseits bleibt die Frage ob nicht die Stadt sukzessive in den „vorsozialistischen“ Zustand zurückgebaut werden soll?

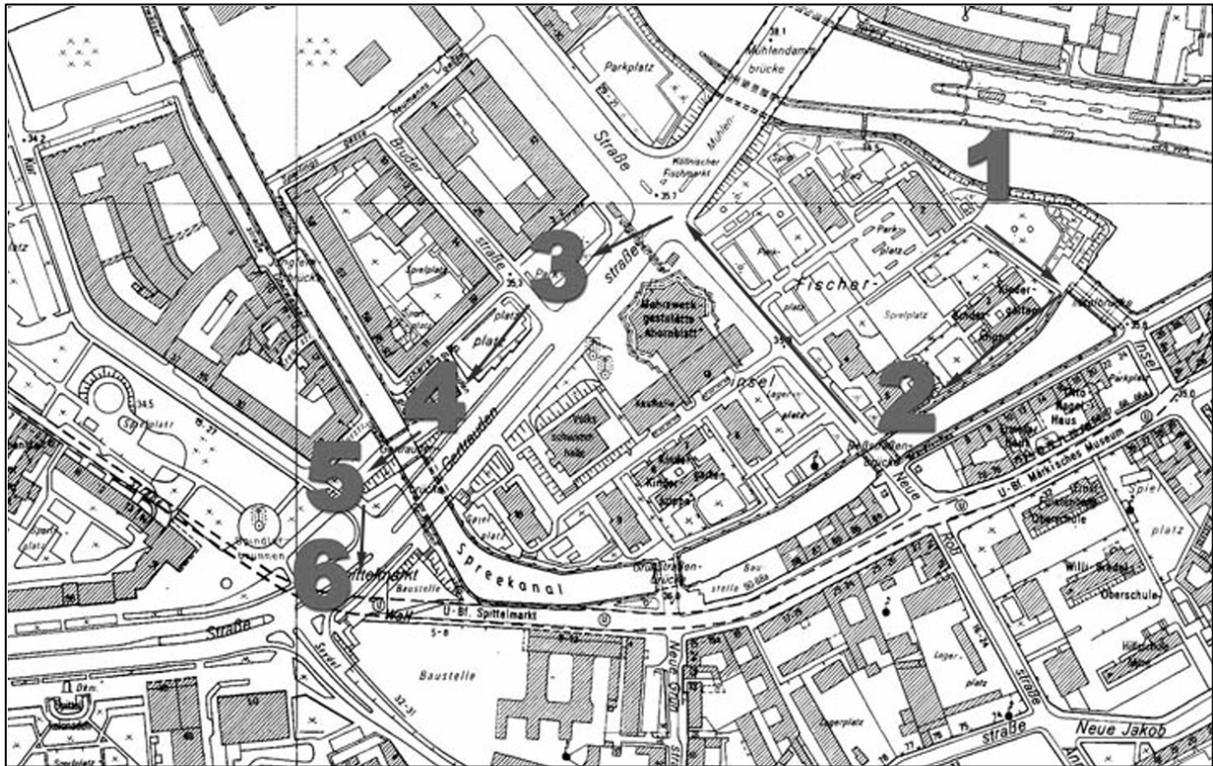


Abb. 38: Exkursionsroute Spittelmarkt

Literatur:**ADAM (1998):**

Last exit Spittelmarkt: Ein alter Ort rückt wieder ins Bewußtsein. In: Senatsverwaltung für Stadtentwicklung, ... 1998: Stadtforum Nr.29, April 1998. – Berlin: o.A.

BURG (1997):

Planwerk Innenstadt Berlin: Ein erster Entwurf. Berlin: Kulturbuch-Verlag.

FLIERL (1979a):

Zur sozialistischen Architekturentwicklung in der DDR: Theoretische Analysen der Praxis (Dissertation). - Berlin: o.A.

FLIERL (1979b):

Zur Wahrnehmung der Stadtgestalt. Beispieluntersuchungen im Stadtzentrum von Berlin. - Berlin: o.A.

FLIERL (1998a):

Berlin baut um - Wessen Stadt wird die Stadt? - Berlin: Verlag für Bauwesen.

FLIERL (1998b):

Gebaute DDR: Über Stadtplaner, Architekten und die Macht. - Berlin: Verlag für Bauwesen.

HENSELMANN (1978):

Gedanken, Ideen, Bauten, Projekte. - Berlin: Henschelverlag Kunst und Gesellschaft.

HENSELMANN (1982):

Vom Himmel an das Reißbrett ziehen. Ausgewählte Aufsätze 1936 bis 1981. - Berlin: Verlag der Beeken.

HOFFMANN-AXTHELM; STRECKER (1992):

Spittelmarkt: Kritische Rekonstruktion des Bereichs. – Berlin: o.A.

KADATZ (1988):

Wörterbuch der Architektur. – Leipzig: E. A. Seemann Verlag.

SCHULZ; GRÄBNER (1987):

Berlin - Architektur von Pankow bis Köpenick. – Berlin: Verlag für Bauwesen.

SENATSVERWALTUNG FÜR STADTENTWICKLUNG, ... (Hg.) (1999):

Planwerk Innenstadt Berlin: Senatsbeschuß und städtebauliches Leitbild. In: Amtsblatt für Berlin Nr.41 / 13.08.1999. – Berlin: o.A.

WÖRNER; MOLLENSCHOTT u.a. (Hg.) (2001):

Architekturführer Berlin. 6. Aufl. - Berlin: Dietrich Reimer Verlag

6. PARISER PLATZ

Exkursionsroute: 1. Botschaft des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Nordirland, Wilhelmstraße – 2. Bürogebäude Dresdner Bank, Pariser Platz Nr. 5a/6 – 3. Palais am Pariser Platz, Pariser Platz Nr. 6a – 4. Haus Liebermann, Pariser Platz Nr. 7 – 5. Verwaltungsgebäude DZ Bank, Pariser Platz Nr. 3 – 6. Akademie der Künste, Pariser Platz Nr. 4.

Die Exkursion befasst sich mit dem Wandel des Pariser Platzes in Folge politischer Umbrüche und deren städtebaulichen Leitbildern. Es wird die historische städtebauliche Struktur und die Entwicklung des Pariser Platzes vorgestellt. Anhand ausgewählter Beispiele wird die Entwicklung des Pariser Platzes dokumentiert. Betrachtet wird die Rolle des Pariser Platzes in den 1920er Jahren, während des Nationalsozialismus, der Nachkriegszeit und seit 1990.

6.1 Einführung

Die Arbeit behandelt den Pariser Platz anhand ausgewählter Beispiele seiner Umbauung mit Fokus auf die Nutzung und die Funktion des Pariser Platzes für Berlin. Zu diesem Zweck ist eine zeitliche Einteilung in vier Epochen sinnvoll. Hierbei dient der Pariser Platz der 1920er Jahre als Ausgangspunkt und markiert gleichzeitig den ersten zeitlichen Abschnitt. Zwei Konzepte werden verfolgt. Zum einen werden anhand ausgesuchter Gebäude die Unterschiede in Nutzung und Gestaltung im Kontext unterschiedlicher politischer Regime erläutert und zum anderen die Bedeutung bzw. Funktion dieses Platzes für Berlin erörtert. Schwerpunkt wird deutlich auf dem Vergleich der Zeit nach der Wiedervereinigung mit den zwanziger Jahren liegen. Der Pariser Platz in seiner gegenwärtigen Form und Funktion, ist dem Pariser Platz der 1920er in seiner Umbauung nahezu identisch. Bis zu den 1920er hatten sich bereits einige strukturelle und architektonische Veränderungen des Pariser Platzes vollzogen. Bedauernswerterweise existieren zu diesem Zeitabschnitt keine kartographischen Aufzeichnungen, so dass ein konstruktiver Vergleich, mit denen aus den 1990ern nicht möglich sein wird. So wird vielmehr die Bedeutung des Pariser Platzes der 20er in den Vordergrund gestellt und anhand von Impressionen einiger Autoren dargelegt. Wichtiger Bestandteil der zweiten Epoche ist die Aufzeichnung der Parzellierung aus dem Jahr 1936 (Abb. 39). An ihr lässt sich die Veränderungen der Grundstücksaufteilung im Vergleich mit 1998 deutlich darstellen. Auch über die Nutzung der einzelnen Gebäude in der Zeit des Nationalsozialismus ist vereinzelt etwas zu erfahren. Bauliche Veränderungen fallen allerdings nicht in diese Zeit. Der dritten Epoche, die der Nachkriegszeit, folgt schließlich die Wiedervereinigung, der Themenschwerpunkt dieser Arbeit. In dem Fall der dritten und

vierten Epoche werden zwei Grundkarten des Pariser Platzes (vgl. Abb. 40 und 42) herangezogen. Die Abb. 2 vermittelt einen Eindruck über die Ausgangslage für die Planungen des Platzes. Aus dem Mangel alter Bausubstanz (Abb. 39), „sollten sich alle neu entstehenden Gebäude auf das Brandenburger Tor mit seinen Maßen und Proportionen beziehen.“ Die neuem Gebäude sollten darüber hinaus „wesentliche allgemeine Gestaltungsmerkmale der historischen Platzumbauung aufnehmen“, sodass „wieder jene Einheitlichkeit der architektonischen Gestaltung entstehen kann, die den Pariser Platz so charakterisierte“ (Flierl/Rolfes, 1998 S. 20). Aus dieser Erkenntnis heraus, erfolgte ein Konzept in Form einer „kritischen Rekonstruktion“, dessen wesentlicher Kontext die historische Bebauung (Stand: 1920er) und der Einfluss zeitgenössischer Architektur war.

6.2 Zielstellung

Die Exkursion verfolgt das Ziel, anhand ausgewählter Beispiele am Pariser Platz, Einflüsse der politischen Regime auf die Gestaltung und die Entwicklung des Platzes darzustellen. Jeder ausgesuchte Standort am Pariser Platz spiegelt hierbei die Entwicklungen in den ausgewählten Zeitabschnitten wieder und lässt vereinzelt sogar Konflikte zwischen politischen Systemen, Interessensgemeinschaften und der Öffentlichkeit erkennen. Der Umgang mit dem historischen Erbe unter Berücksichtigung der unterschiedlichen politischen Systeme soll verdeutlicht werden.

6.3 Pariser Platz in den 20er Jahren (I. Epoche)

In der preußisch königlichen Zeit Anfang des 18. Jahrhunderts und damit dem Ausbau Berlins zur Residenzstadt, bildete das Quarée, später Pariser Platz den städtebaulichen Abschluss der Ersten Straße, später Straße Unter den Linden. Der Pariser Platz galt als Empfangsalon der Residenzstadt und war ein attraktiver Platz für jeden Flaneur. Das geschlossene Ensemble von Stadtpalais´ und Brandenburger Tor (Abb. 43) vermittelte den Eindruck eines bürgerlichen Treibens. Es war ein Ort der Künstler und Dichter sowie auch der Botschafter und Gewerbetreibenden. Dieses Zusammenspiel verschiedener Akteure bescherte dem Platz eine Nutzungsvielfalt. In der Literatur ist oftmals eine Beschreibung dieses Platzes zu finden, die ihm einen besonderen Stellenwert zukommen lässt. So umschrieb beispielsweise Franz Hessel 1929 den Pariser Platz als einen Platz, der in seiner Form „mit dem abschließenden Tor“ und den „zurückweichenden Fassaden der einfachen Palais“, „eine Stille und Geschlossenheit“ vermittelt. Der „vorübertosende Lärm“ und Betrieb des Verkehrsaufkommens vermochten die Ruhe nicht zu stören (Franz Hessel, 1929; in: Schäche, Wolfgang: Pariser Platz: „Stadträumliche Bedeutung des Pariser Platzes“; Berlin 1998, S. 6).

Die Umbauung des Platzes war einmalig in Berlin und unterstreicht seinen besonderen Stellenwert. Schäche spricht von der „bedeutendsten städtebauliche Raumschöpfung, die Berlin zu diesem Zeitpunkt zu bieten hatte.“ Der Platz „verkörperte auf einfache Weise“ das Empfangszimmer „der Stadt“, das „stets etwas Feierliches für sich beanspruchen konnte“ (Wolfgang Schäche, 1998, S. 7).

Das Brandenburger Tor galt als prächtiges Symbol des Friedens und bildete gleichzeitig den Eingang zum Pariser Platz. Demps misst dem Tor einen „innewohnenden Friedensgedanke“ sowie einen „hohen Kultur- und Kunstwert“ der auch zunehmend international „zum Symbol der Stadt Berlin“ [...] wurde. Touristenströme aus aller Welt „trafen sich am Pariser Platz und kein prominenter Gast ließ es sich nehmen, dieses Tor zu besichtigen und vor ihm fotografiert zu werden“ (Demps, Laurenz, 1995). Aber auch städtebaulich bestimmte das Brandenburger Tor, erbaut um 1791 von C. G. Langhans, die Umbauung nördlich und südlich des Tores. Gesteuert durch preußisch königliche Bauvorschriften, den Lindenstatuten, wurde letztendlich ein kompaktes und dennoch malerisches Ensemble geschaffen, welches in seiner Einheitlichkeit den Begriff des „Empfangsalons“ rechtfertigt (vgl. Die Neuen Architekturführer: Nr. 23, 2001).

Franz Hessel schrieb 1929 von einem „wohltuend einheitlichem Stil der Gebäude“ und fand es „erfreulich zu wissen, dass hier neben Akademien, Botschaften, Reichtum und Adel ein Maler (Max Liebermann) und ein Dichter (Odkar Loerke) hausen“ (Franz Hessel, 1929: in Schäche, Wolfgang: Pariser Platz; „Stadträumliche Bedeutung des Pariser Platzes“; Berlin, 1998, S. 6).

6.4 Nationalsozialismus (II. Epoche)

In den 1930er Jahren unterlag der Platz einer symbolischen Demontage als „Empfangssalon der Residenzstadt Berlin“. So kam es zwischen 1935 und 1938 zu Enteignungen einiger Palaisbesitzer am Pariser Platz (vgl. Laurenz Demps, 1995). Demps spricht vom Verlust „der gediegenen Bürgerlichkeit und der vornehmen Adressen, beginnend mit der Vertreibung der Akademie der Künste im Jahre 1937“ und bezeichnet den Pariser Platz als einen „Ort der nazistischen Politik“ und als Schaltzentrale „zwischen dem alten Machtzentrum an Wilhelmplatz und Wilhelmstraße sowie dem geplanten neuen Zentrum der >Welthauptstadt Germania<, das auf den Flächen des heutigen Platzes der Republik und dem Spreebogen entstehen sollte.“

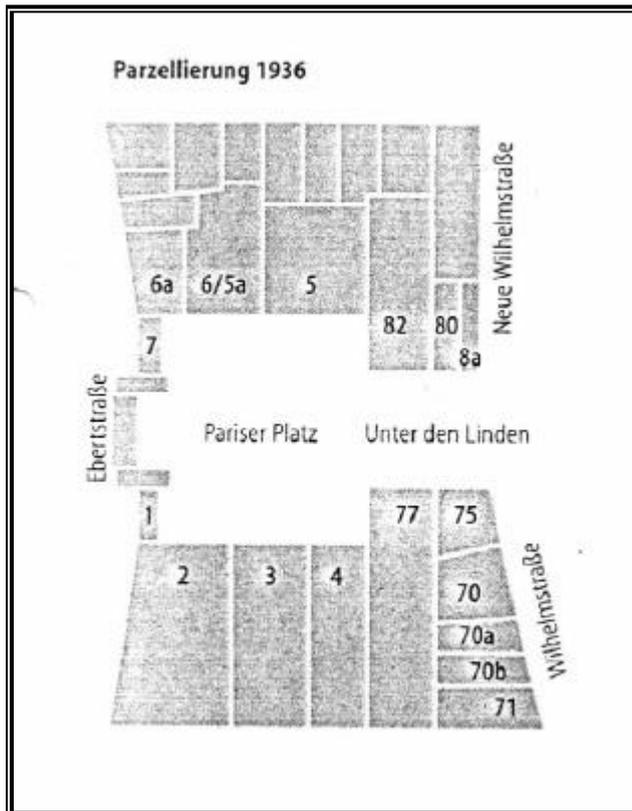


Abb. 39: Die Parzellierung aus dem Jahr 1936. (unten). Wolfgang Schäche, 1998 S. 14ff. Nr. 2 = amerikanische Botschaft; Nr. 4 = Akademie der Künste;

Im Rahmen dieser städtebaulichen Maßnahme wäre der „historisch gewachsene Zustand“ des Pariser Platzes und Umgebung „gigantomantischen Bauten einer menschen-verachtenden Weltherrschaftsarchitektur“ gewichen (in: Demps, Laurenz 1995, S. 109). Ende der 1930er nahm der Pariser Platz in der „internationalen Öffentlichkeit“ einen „radikalen“ Stellenwert ein.

Die zunehmenden Inszenierungen von nationalistischem „Militär und SS-Leuten“ und zujubelnden Massen unterstützten die Entwicklung der symbolische Demontage. Der Höhepunkt war eine spektakuläre Militärparade zum 50. Geburtstag Adolf Hitlers. Diese Militärparade sollte die „Kriegsbereitschaft Deutschlands“ unterstreichen und wurde „bezeichnenderweise“ über den Pariser Platz durch

das Brandenburger Tor hindurch geführt (in: Demps, Laurenz, 1995, S. 108ff.). Die Nationalsozialisten bedienten sich der Symbolträchtigkeit des Pariser Platzes um der Welt ihre politische und militärische Macht zu demonstrieren. Dazu verlagerten sich diverse Dienststellen (Tabelle 3) der Nationalsozialisten an den Pariser Platz.

Mit der weitgehenden Zerstörung des Platzes im Zweiten Weltkrieg (Abb. 40) begann ein dritter bedeutender Abschnitt in der Geschichte des Pariser Platzes. Der Platz wurde in der Folgezeit eine Schnittstelle der politischen Auseinandersetzung zwischen Ost und West (Wolfgang Schäche, 1998, S. 7 und vgl. 3.1-3.6).

6.5 Nachkriegszeit (III. Epoche)

Ein historischer Platz, der in den 1920er einen bedeutenden öffentlichen Raum darstellte und in der Zeit des Nationalsozialismus für machtpolitische Zwecke genutzt wurde, war nach dem Krieg Grenzgebiet zwischen Ost- und Westberlin. Bis auf einen Gebäudekomplex der ehemaligen Akademie der Künste und dem Brandenburger Tor, war der Pariser Platz nahezu vollkommen zerstört. Der Abriss der Kriegsrüinen erfolgte in den 1950ern.

So „war der Pariser Platz nach den Kriegszerstörungen und eifertigen Abrissen der sogenannten Wiederaufbauzeit für fast dreißig Jahre zum militärischen Vorfeld an der

Schnittstelle zwischen den Welten verurteilt und damit gewaltsam seiner städtischen Platzfunktion beraubt [...]“ (Wolfgang Schäche, 1998, S. 7). Nur noch das „nach Plänen von Carl Gotthard Langhans 1791 fertiggestellte prächtige Brandenburger Tor, scheinbar seit seiner Entstehung in den wesentlichen baulichen Merkmalen unverändert geblieben, hält die Erinnerung an den historischen Ort eindringlich wach“ (Wolfgang Schäche, 1998, S. 6).

Schäche bezeichnet „das Brandenburger Tor als symbolträchtige Schnittstelle zweier politischer Systeme, Ost und West.“ „Der Mauerfall hat nicht nur das Brandenburger Tor als weltweites Symbol für die Trennung [und Vereinigung] Deutschlands und Berlin wieder in den Mittelpunkt der Stadt gestellt [...]“ (vgl. Wolfgang Schäche, 1998, S. 8-16).

Es schien als inhibiere die politische Ideologie der sowjetischen Besatzungsmacht die Rekonstruktion des ehemaligen Berliner „Empfangsalons“ (vgl. Laurenz Demps, 1991). Die Ausnahme bestand in der Nutzung des hinteren Gebäudes der ehemaligen Akademie der Künste (Abb. 40, Grundstücksparzelle 3-4). Einige Persönlichkeiten, die der Akademie verbunden waren, nahmen nach Kriegsende 1945 die Arbeit in den noch erhaltenen Gebäuden wieder auf, darunter Johannes R. Becher, Karl Hofer, Max Pechstein, Renée Sintenis. Im September 1949 stand fest, dass die Akademie der Künste wiederentstehen und zunächst provisorisch in der Schumannstraße untergebracht werden sollte. Die angestrebten Bauarbeiten für das Gebäude am Pariser Platz kamen nicht voran, und im Mai 1952 waren die Trümmer immer noch nicht beseitigt. Ein weiteres Problem schien mit dem Bau der Mauer 1961 einzutreten. Das Gebäude lag in der Folge nun inmitten des Grenzgebietes und das Betreten war daraufhin nicht jeder Person gestattet.

Aus dem mitunter menschenreichsten Platz Berlins vergangener Tage ist in der Zeit zwischen 1960-89 ein streng bewachtes Grenzgebiet geworden. Auf Höhe der Parzelleneinteilung zwischen Unter den Linden 75 und 77 war eine (Touristen-) Barrikade errichtet worden. Der Pariser Platz glich einer „toten Zone“ und war nur für Grenzsoldaten zugänglich. In Abb. 40 ist die Zerstörung und die Tristesse des Platzes gut nachzuvollziehen. Somit hatte der Pariser Platz keinen Nutzen mehr als städtisch relevanter und repräsentativer Raum.

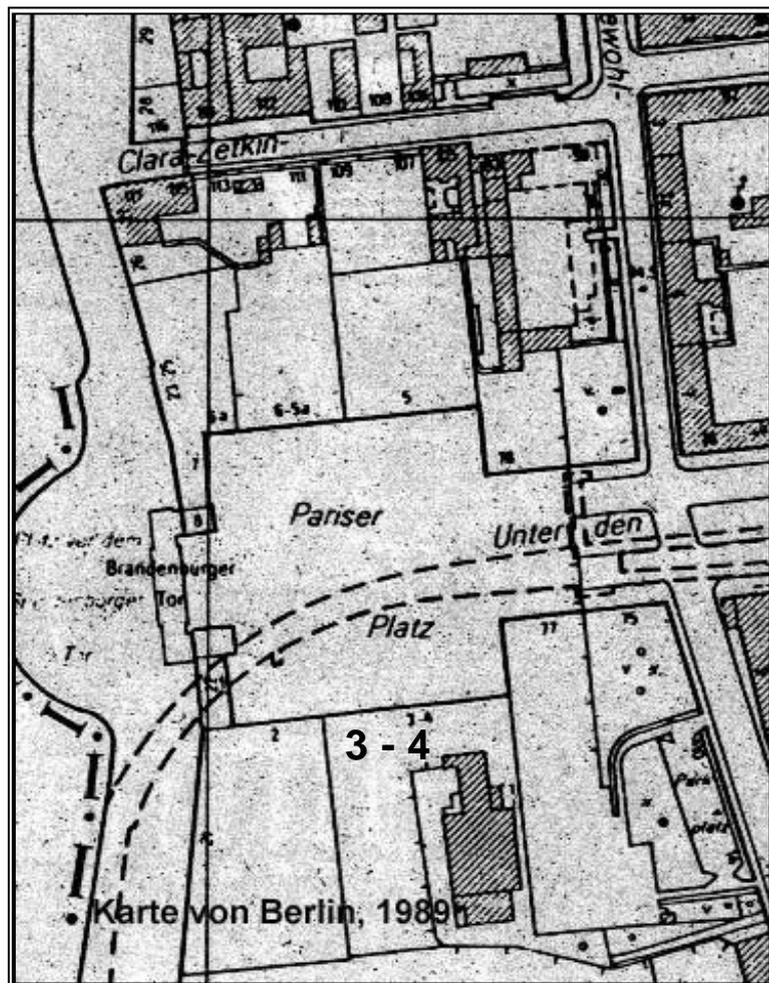


Abb. 40: Die Karte von 1989 zeigt anschaulich die Bedeutungslosigkeit als repräsentativer Platz (Funktion) im Vergleich mit der Karte von 1998 (Abb. 42). Die Grenze für Passanten und Touristen liegt zwischen den Grundstücken 75 und 77. Lediglich ein Gebäude der Akademie d. K. blieb erhalten. aus: Landeskartenwerk von Berlin

6.6 Seit der Wiedervereinigung (IV. Epoche)

Nach dem Fall der Mauer, Anfang der 90er Jahre, sollte der Platz wiederbelebt werden. Die räumliche Gestaltung der Freifläche war wesentlicher Bestandteil einer harsch geführten Debatte Anfang der 1990er. Architekten, Stadtplaner, private Initiativen und der Berliner Senat waren wichtige Akteure einer unermüdlichen Diskussion „um Gestaltungsregulative und kleinmütige architektonische Konkurrenzkleien“ rund um den Pariser Platz (Wolfgang Schäche, 1998, S. 8). Das Konzept der „kritischen Rekonstruktion“ ging schließlich als Resultat aus dieser langwierigen Auseinandersetzung hervor.

Gegenwärtig scheint der Pariser Platz in seiner „kritischen Rekonstruktion“ auf dem Weg, seine Repräsentanz vergangener Tage und somit herausragende Bedeutung für Berlin wieder zu erlangen. Da die IV. Epoche den Schwerpunkt dieser Arbeit darstellt, soll in Punkt 7 nochmals der Hintergrund der „kritischen Rekonstruktion“ näher erörtert werden.

6.7 Kritische Rekonstruktion

In der Zeit nach der Wiedervereinigung in den frühen neunziger Jahren gewann der Begriff der „kritischen Rekonstruktion“ erst spät an Bedeutung. Die Situation, einen sensiblen und bedeutenden städtischen Raum zu haben, wurde in den ersten Debatten verkannt. Man führte Diskussionen über vergleichsweise banale Themen, wie beispielsweise die Verkehrsführung. Die komplexe Problemstellung eines wichtigen Raumes reduzierte sich anfangs auf die Frage, ob beispielsweise das Brandenburger Tor eng- oder weiträumig umfahren werden sollte (vgl. Rainer Haubrich, 1997 und Wolfgang Schäche, 1998, S. 8).

Wichtig wurde der historische Kontext erst, als die Revitalisierung und die „strukturelle Qualität des gesamten⁸ innerstädtischen Raumes“ zum Gegenstand der Auseinandersetzung gemacht worden ist. Die „Voraussetzung“ eines „qualifizierten Diskurs“ war, die Dimension der Aufgabe gerecht zu werden, indem jedem Akteur die intimen Kenntnisse der Geschichte des Ortes und seiner bestimmenden Elemente“ bekannt war. Erst unter Berücksichtigung des historischen Entstehungs- und Entwicklungsprozesses des Pariser Platzes, ist eine weitsichtige und stadtprogrammatische Perspektive möglich (vgl. Wolfgang Schäche, 1998, S. 8). Dies erforderte den Dialog zwischen alt und neu, von Vergangenheit und Zukunft. Gerade diese Thematisierung spiegelt sich beispielhaft in den Diskussionen um die neue Umbauung des Pariser Platzes wieder (Christoph Mäckler, 2001; In: <http://www.welt.de/daten/2002/04/12/0412kar325599.htm>).

Die „harschen Auseinandersetzungen“, die lange in der Zunft und im Feuilleton geführt worden waren, schienen vergessen. Im Mittelpunkt standen die Fragen, wie beispielsweise „am Ende dieses Jahrhunderts ein gelungener Stadtplatz“ geschaffen werden könne „und welche Architektur am Brandenburger Tor [...] angemessen sei“ schrieb z. B. Haubrich 1997 in einer Ausgabe der Skyline (Rainer Haubrich, 1997; In: © SKYLINE 1997, Pariser Platz: Die Satzung und ihre Umsetzung; Quelle: http://www.sky-line.de/archiv/arc_12_497a.html).

Die Verknüpfung von kultureller Verpflichtung der Vergangenheit mit der Verantwortung für eine anspruchsvolle Zukunft – bezogen auf den Städtebau und die Architektur – ermöglicht eine produktive Stadtplanung, die der Stadt und ihren Bewohnern gleichermaßen dienlich sein kann. Aus diesem Kontext heraus ist der Begriff der „kritischen Rekonstruktion“ zu verstehen, und die Folge war eine Gestaltungssatzung.

⁸ Nach Schäche: Dorotheenstadt + Friedrichstadt + Pariser Platz

6.8 Die Zeit nach 1990

Die „kritische Rekonstruktion“ („Bebauungskonzept“ vgl. Wolfgang Schäche, 1998, S. 26f.) scheint, bezogen auf den Pariser Platz, eines der wichtigsten Kapitel in der Stadtentwicklung Berlins nach der Wiedervereinigung zu sein. Bevor über die endgültige Gestaltung des Pariser Platzes entschieden werden konnte, mussten zunächst die Besitzverhältnisse geklärt werden. Problematik hierbei war die Klärung von Besitzverhältnissen aufgrund der Enteignungen und Vertreibungen unter dem national-sozialistischen Regime und dazu dem Wegfall von Privatbesitz während der Regentschaft in der DDR. Viele ehemalige Eigentümer (von 1933 bis Kriegsanfang) bzw. Erben lebten bereits an anderen Orten. Aus diesem

Kontext heraus ergeben sich momentan folgende Besitzverhältnisse. Die drei Ländervertretungen USA, Frankreich und Großbritannien erhielten ihre ursprünglichen Grundstücke Pariser Platz Nr. 2, -Nr. 5 und Wilhelmstraße Nr. 70/71 zurück, welche man in der Zeit des Nationalsozialismus verlassen musste. Verschiedene Finanz- und Immobilien-Unternehmensgruppen sind heute ferner die Eigentümer der Stadtpalais Pariser Platz Nr. 1, -Nr. 3, -Nr. 5a/6 und Nr. 7. Lediglich der Pariser Platz Nr. 4, die Akademie der Künste, gehört dem Land Berlin (vgl. Wolfgang Schäche, 1998).

In der Frage des Wiederaufbaus dieses historischen Ortes gab es zwei wesentliche Tendenzen. Es gab einerseits die Forderung nach einer konsequenten historischen Rekonstruktion und andererseits die Vorstellungen und Freiheiten der Architekten - eigenverantwortlich und ohne Vorgaben - zu agieren. Der Konsens aus dieser Auseinandersetzung liegt in der Grundlage des historischen Grundrisses. Vor diesem Hintergrund fanden weitere Planungsüberlegungen statt. Unter der Leitung von Bernhard Strecker und Dieter Hofmann-Axthelm wurde im September 1991 ein erstes Gutachten zum „Pariser Platz – Kritische Rekonstruktion des Bereichs“ vorgelegt. Machleidt, Stepp und Schäche veröffentlichten ein zweites Gutachten im Januar 1992 und legten darin das gleiche



Abb. 41: Das Bild zeigt die Parzellierung von 1998. Deutlich erkennbar der Unterschied zu 1936 in Parzelle Nr. 5 und 70/71 (Abb. 1.)

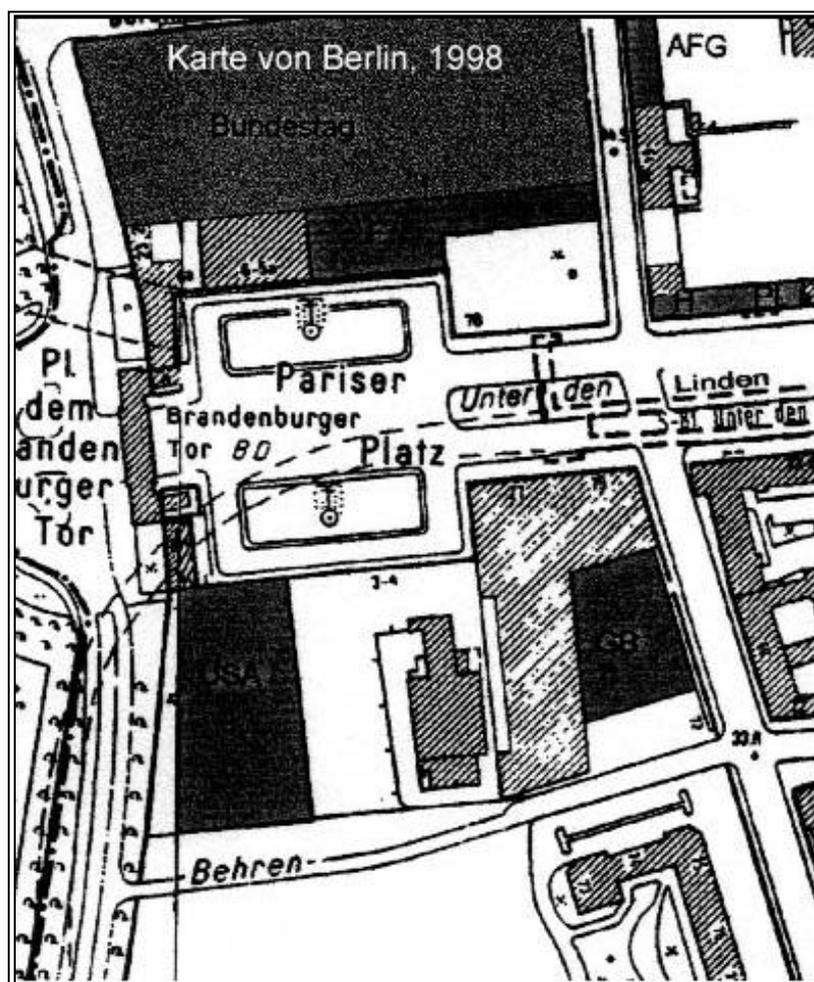


Abb. 42: Grundriß des Pariser Platzes von 1998. Die Bedeutung des Platzes durch Niederlassungen von Banken und Botschaften.

Legende:

Schwarz: Botschaft **Weiß:** Stadt **Grau:** Privat

Nutzungsvielfalt“ und wurde auch als „Nutzungskonzept“ bezeichnet (vgl. Wolfgang Schäche, 1998, S. 26). Weiterer Brennpunkt sollte die Ausgestaltung des Platzes sein. Ein freistehendes Brandenburger Tor, nach dem Gutachten von Strecker und Hofmann-Axthelm, stand dem Gutachten von Machleidt, Stepp und Schäche, einer wesentlich größeren Annäherung an den historischen Pariser Platz, gegenüber.

Die „in den Bebauungsplan des Pariser Platzes eingeflossene Diskussion hat sich für eine deutlichere Ausformulierung der Platzwände im Sinne des Vorschlages von Machleidt/Stepp/Schäche entschieden, die dem Platz eine größere Stärke verleihen [...] (vgl. Wolfgang Schäche, 1998, S. 16-17).

Das Brandenburger Tor hat, beachtet man die Debatte zwischen 1991-1993, deutlich an Symbolträchtigkeit „zurückgenommen“ [nicht freistehend].

Prinzip der „kritischen Rekonstruktion“ zu Grunde. Beide Gutachten plädieren für eine Wiederherstellung eines „ruhenden, mithin vornehmen öffentlichen Raumes“ mit einer zeitgemäßen Architektursprache („Freiraumkonzept“, vgl. Wolfgang Schäche, 1998, S. 16ff.). In beiden Gutachten war wiederum das Brandenburger Tor das wichtigste Gebäude des Platzes. Der Pariser Platz sollte ein „repräsentativer und bürgerlicher Stadtplatz“ werden, mit traditionellen Funktionen wie Banken, Botschaften, Hotel und „städtischer Mischnutzung“.

Das bedeutete die „Wiederherstellung der traditionellen, kleinteiligen

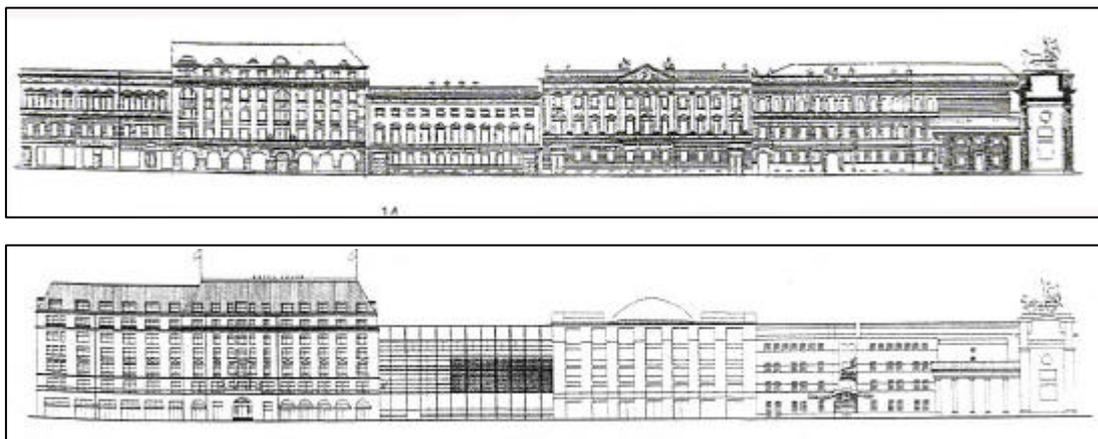


Abb. 43: Im Vergleich die Südfassade von 1926 (oben) und 1998 (unten; geplant). Wer eine nahezu historische Rekonstruktion erwartet, stellt anhand dieser Abbildung vielleicht das Gegenteil fest. Quelle: Wolfgang Schäche, 1998, S. 14ff.

Darüber hinaus sollten Gestaltungsregeln die künftige Gestalt des Platzes regulieren. Da alte Bausubstanz fast nicht mehr vorhanden war, „sollten sich alle neu entstehenden Gebäude auf das Brandenburger Tor mit seinen Maßen und Proportionen beziehen“ (vgl. Wolfgang Schäche, 1998, S. 20).

Ziel war eine gewisse Einheitlichkeit der architektonischen Gestaltung des Pariser Platzes, in Anlehnung an die 1920er. Ein Auszug der Gestaltungsregeln:

- „Die an den Pariser Platz und die an die Straße Unter den Linden angrenzenden Fassaden müssen auf einer Höhe zwischen, 4m und 6m über dem Niveau des angrenzenden Gehweges eine horizontale Fassadengliederung aufweisen. Hierzu ist die untere Fassadenfläche durch einen Wechsel des Materials, der Oberflächenstruktur oder der Farbe, durch plastische Gliederungselemente oder andere gestalterische Mittel mit gleicher Wirkung gegen die darrüberliegende Fassadenfläche abzusetzen. [...]“
- „Die an den Pariser Platz und die an die Straße Unter den Linden angrenzenden Fassaden sind als Lochfassaden auszubilden. Dabei darf die Summe der Flächen aller Fenster, Türen und sonstigen Öffnungen einer Fassade einen Anteil von 50 vom Hundert der Fassadenfläche nicht überschreiten. [...]“
- „Die an den Pariser Platz und die Straße Unter den Linden angrenzenden Fassaden sind in Stein mit stumpfer Oberfläche oder in Glattputz auszuführen; sie sollen eine am Brandenburger Tor orientierte Farbgebung zwischen Gelb, hellem Ocker und Grau aufweisen.“ [...] (Elke Kleinwächter-Jarnot in: Senatsverwaltung für Bauen, Wohnen und Verkehr (1998): Der Pariser Platz – Wiedergewinnung eines historischen Stadtraumes - ; Städtebau und Architektur Bericht 39, S. 26ff.)

Diese Art von Regulierung „eines komplexen Gestaltungsprozesses darf kein Eingriff in die Kreativität der Einzelnen bedeuten, sondern muss als Rahmen angeboten und gehandhabt

werden zur Entfaltung der Einzelnen als Mitgestalter eines größeren Ganzen. [...] Es geht um die Gestaltung einer Identität, die den Platz als Gemeinschaft einzelner Gebäudeindividuen begreift“ (vgl. Wolfgang Schäche, 1998, S. 21).

6.9 Standorte

Die Standorte sind nach ihrer Ausgefallenheit in Gestaltung und Innenarchitektur ausgesucht worden. Vor dem Hintergrund des Konzeptes der „kritischen Rekonstruktion“ soll nun seine Realisierung anhand der ausgewählten Standorte dargestellt und mit den Epochen I bis III verglichen werden.

Adresse\ Zeit	Epoche I	Epoche II	Epoche III	Epoche IV
Haus Lieberman n/ Nr. 7	Wohnhaus & Atelier	Dienststelle	-	Ausstellungen & Veranstaltungen; Bürogebäude
Dresdner Bank/ Nr. 5a/6	Wohnen	Generalbauinspekteur für Straßenwesen	-	Büronutzung & Wohnen
Palais am Pariser Platz/ Nr. 6a	Wohnen	Genealbauinspekteur	-	Büronutzung, Gastronomie & Wohnen
DZ Bank/ Nr. 3	Wohnen	Dienststelle für Dt. Straßenwesen	-	Konferenzräume, Büros & Wohnen
Akademie der Künste/ Nr. 4	Ausstellung, Veranstaltung & Verwaltung	Genealbauinspekteur	Teilerstört; Werkstattnutzung	Ausstellung, Veranstaltung & Verwaltung; z. Zt. Im Bau

Tab.2: Die einzelnen Standorte (Mit Ausnahme der Britischen Botschaft) werden in dieser Darstellung ihrer Nutzung nach den verschiedenen Epochen (I - IV) zugeteilt. Quelle: Wolfgang Schäche, 1998, S. 14ff. (eigener Entwurf)

6.9.1 Botschaft des Vereinigten Königreichs von GB und Nordirland

Chronik der Wilhelmstraße 70 (Parzellierung Stand 1998): Die Parzelleneinteilung wirkte sich nahezu auf jedes Palais des Pariser Platzes aus. Im Fall des Grundstückes der britischen Botschaft erfolgte 1803 die Trennung von Unter den Linden Nr. 2 zur Wilhelmstraße Nr. 70. 1866 wurde der Grundriss in Nr. 70 und 70a (Abb. 39) aufgeteilt. 1867/68 erfolgte nach den Plänen von August Orth der Neubau für den „Eisenbahnkönig“ Bethel Henry Strousberg. Seit 1884 ist hier die Britische Botschaft beheimatet. Im Zweiten Weltkrieg erfolgt eine weitgehende Zerstörung der Britischen Botschaft, nachdem man Mitte der dreißiger Jahre, zur Zeit des Nationalsozialismus [Nutzung: Reichsernährungsministerium], die britische Vertretung verlassen hatte. Dies trifft auch für die französische und die amerikanische Botschaft zu, die ihren Platz während der Kriegszeit verlassen. 1950 erfolgte der Abriss der Kriegsrui­nen durch die sowjetische Besatzungsmacht. 1998 wird der Grundstein für den Neubau der Britischen Botschaft gelegt (Quelle: Wolfgang Schäche, 1998). Wie auch bei der DZ Bank und der Dresdner Bank findet hier ein architektonischer Gegensatz zur Fassadengestaltung im Innern des Gebäudes statt. Was die Fassade vermuten lässt, eröffnet sich für den Betrachter spätestens im Innern des Gebäudes als moderne Innenarchitektur.

	Britische Botschaft	Bürogebäude Dresdner Bank	Palais Am Pariser Platz
Standort	Wilhelmstraße Nr. 70	Pariser Platz Nr. 5a/6	Pariser Platz Nr. 6a
Investor/ Bauherr	Königreich Großbritannien/ Projektentwicklung Schal International	M. Schweitzer Grundbesitz- und Verwaltung GmbH & Co. KG	Hanseatica/Tascon
Maß- nahme	Neubau Bruttogeschossfläche : 8.910 qm	Neubau Bruttogeschossfläche : 11.643 qm	Neubau Bruttogeschossfläche: 7.013 qm
Architekt	Michael Wilford & Partners	gmp (von Gerkan, Marg & Partner)-	Bernhard Winking
Bau- beginn	Mitte 1998	1996	1996
Fertig- Stellung	1999	1998	1998

Tab.3: Die wichtigsten Daten der Standorte 1-3 seit 1990. Quelle: Wolfgang Schäche, 1998, S. 14ff. (eigener Entwurf)

6.9.2 Bürogebäude Dresdner Bank

Der Bergbau- und Fabrikbesitzer von Friedländer-Fueld teilte 1895 die Parzelle Pariser Platz Nr. 6 in Nr. 5a. und Nr. 6 auf (vgl. Abb. 1). Im Jahr 1905 entsteht auf der Parzelle Nr. 5a für Friedländer-Fueld ein palastartiger Neubau, nach Entwürfen von Ernst von Ihne. Die Nationalsozialisten [Nutzung: Generalinspektor für das Straßenwesen Berlin] besetzen 1938/39 das Haus Nr. 5a. Nach Kriegsende erlitten die Gebäude Nr. 5a und Nr. 6 unterschiedlich starke Kriegsschäden und dem Abriss des Gebäudes Pariser Platz Nr. 6, folgte nach 1960 der Abriss des Gebäudes Nr. 5a. Im Jahr 1997 errichtet die Dresdner Bank ihre Repräsentanz an dieser Stelle. Gleichzeitig ist es ihr Berliner Hauptsitz, ausgestattet mit Büros, Gästewohnungen, drei Suiten und Gesellschaftsräumen (Quelle: Wolfgang Schäche, 1998).

6.9.3 Palais am Pariser Platz

1850 erfolgt die Abtrennung vom Grundstück Pariser Platz Nr. 5a/6 und die Neubebauung für den Zimmermeister Carl August Sommer im klassizistischen Stil nach Plänen von August Stüler. 1922 bewohnt Prof. Emil Landau das Palais. Im Jahr 1938 ist es der Sitz des „Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt Berlin“. Im Zweiten Weltkrieg wurde das Palais völlig zerstört. Nach 1945 erfolgt der Abriss der Kriegsruine. Im Jahr 1998 erwirbt das Wohn- und Geschäftshaus der Tascon Beteiligungs- GmbH/ Prof. Wefelscheidt die Eigentumsrechte. Das Palais steht im eigentlichen Sinne an der Ebertstraße, wobei allerdings der Turmaufbau zum Pariser Platz hinüberschaut. Die Fassade ist nur wenig plastisch gestaltet und über ein Atrium wird der Besucher das Gebäude durchqueren können. Im Innern des Atriums ist überwiegend Gastronomie zu finden. Dazu gesellen sich einige Büros und Wohnungen.

6.9.4 Haus Liebermann

1846 beginnt der Neubau des Palais für Carl August Sommer, wiederum nach Plänen von August Stüler. Dieser Neubau ist identisch mit dem 1844-46 erbauten Palais Pariser Platz Nr. 1, Haus Sommer. Der Kaufmann Louis Liebermann erwirbt 1857 das Gebäude. Max Liebermann, Sohn Louis Liebermanns und Maler, ist der Erbe des Gebäudes 1894. 1935 erfolgt die Enteignung durch die Nationalsozialisten. Auch hier waren die Folgen des Zweiten Weltkrieges deutlich zu erkennen, d.h. eine völlige Zerstörung des Gebäudes. 1998 geht das Grundstück an Harald Quandt und ist hauptsächlich als Geschäfts- und Ausstellungsgebäude wieder aufgebaut worden (Quelle: Wolfgang Schäche, 1998). Das Haus Liebermann sticht durch seine Nüchternheit hervor. Es erinnert eher an einen einfachen Kubus ohne sichtbare Mittelachse. Kleihues habe dem „Druck von allen Seiten“ zu sehr nachgegeben und offensichtlich „zu historisch gebaut“ (Rainer Haubrich, 1997; In: ©

SKYLINE 1997, Pariser Platz: Die Satzung und ihre Umsetzung; Quelle: http://www.sky-line.de/archiv/arc_12_497a.html).

6.9.5 Verwaltungsgebäude der DZ Bank

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts erfolgt nach Plänen des Architekten „von Stralendorf“, ein Neubau des Palais. 1878-80 geschieht ein erneuter Umbau der Nr. 3. Nun nach Plänen von Rosemann und Jacob für den „von Rohdich´schen Legatfonds zu Berlin“. 1936 erfolgt auch hier die Besetzung durch die Nationalsozialisten [Nutzung: Dienststelle des dt. Straßenwesens, später Reichsministerium für Bewaffnung und Munition]. Dieses Gebäude fiel ebenfalls dem Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Dann, 1998, die Errichtung eines Wohn- und Bürohauses für die Deutsche Genossenschaftsbank bzw. der Deutschen Zentral Bank nach Plänen des Architekten Frank O. Gehry (Quelle: Wolfgang Schäche, 1998). Auffällig ist im Gegensatz zu anderen Palais des Pariser Platzes die „fast völlige Abwesenheit von Gestaltung. [...] Die Platzwand wirkt wie eine lustlose Persiflage der Gestaltungsregeln“. Für die Bauherren hat Gehry „das Optimum aus diesem schmalen Grundstück herausgeholt“ (Rainer Haubrich, 1997; In: © SKYLINE 1997, Pariser Platz: Die Satzung und ihre Umsetzung; Quelle: http://www.sky-line.de/archiv/arc_12_497a.html).

Einige Beispiele für die Nutzung sind Konferenzräume, ein Auditorium, Büros und Wohnräume auf den Etagen 3. OG bis 9. OG. Im Inneren des Gebäudes eröffnet sich für den Besucher, wie auch in der Dresdner Bank und der Britischen Botschaft eine ausnahmslos moderne Architekturgestaltung, die von der Gestaltungssatzung für die Fassaden nicht berührt wird.

	Haus Liebermann	Verwaltungsgebäude DZ Bank	Akademie der Künste
Standort	Pariser Platz Nr. 7	Pariser Platz Nr. 3	Pariser Platz Nr. 4
Investor/ Bauherr	Rheinische Hypothekenbank Frankfurt	DG Immobilien- Management GmbH/ Hines – Grundstücks- Entwicklung GmbH	Land Berlin
Maß- nahme	Neubau Bruttogeschossfläche: 2.035 qm.	Neubau eines Wohn- und Geschäftshauses Bruttogeschossfläche: Ca. 19.100 qm.	Neubau unter Einbeziehung des Altbaubestandes
Architekt	Josef Paul Kleihues	Frank O. Gehry	Behnisch und Partner mit Werner Durth
Bau- beginn	1996	Ende 1996	1995
Fertig- stellung	1998	1999	Bau noch nicht abgeschlossen

Tab.4: Die wichtigsten Daten der Standorte 4-6 seit 1990 mit ihrer Nutzung. Quelle: Wolfgang Schäche, 1998 S. 14ff. (eigener Entwurf)

6.9.6 Akademie der Künste

Im Jahr 1857/58 erfolgt ein Umbau des ursprünglichen Palais durch Eduard Carl Heinrich Knoblauch für den Grafen von Arnim-Bohitzenburg. Durch Ernst von Ihne erfolgt ein weiterer Umbau für die Preußische Akademie der Künste 1905/06. 1937 auch hier die Vertreibung durch die Nationalsozialisten [Nutzung: Generalbauinspektor für die Reichshauptstadt Berlin]. 1945 die fast gänzliche Zerstörung des Gebäudes mit Ausnahme des rückwärtigen Gebäudeteiles. 1960-90 wurden die Räume als Werkstätten für Druck und Fotografie benutzt und sind somit auch das einzig erhaltene Relikt der historischen „Umbauung“ des Pariser Platzes (Abb. 40). Seit 1990 ist die Akademie der Künste wieder an diesem Ort (Quelle: Wolfgang Schäche, 1998). Dieser Neubau fällt aus dem Rahmen. Mit seiner Glasfassade entfachte der Architekt Günter Behnisch eine mit „Leidenschaft und moralischer Bedeutung geführte Diskussion“, da die Gestaltungssatzung faktisch ein Gesetz darstellt (vgl. Rainer Haubrich, 1997; In: © SKYLINE 1997, Pariser Platz: Die Satzung und ihre Umsetzung; Quelle: http://www.sky-line.de/archiv/arc_12_497a.html). Als historische Entsprechung fügt sich die „filigrane Gitterstruktur, die durch ihre vertikalen und horizontalen Elemente an die Proportionen des Altbaus“ erinnern, in das Ensemble der Südfassaden des Pariser Platzes ein (vgl. Abb. 43) (Elke Kleinwächter-Jarnot in: Senatsverwaltung für Bauen, Wohnen und

Verkehr (1998): Der Pariser Platz – Wiedergewinnung eines historischen Stadtraumes - ; Städtebau und Architektur Bericht 39, S. 26ff.).

6.10 Zusammenfassung

Unter Berücksichtigung der städtebaulichen und gestalterischen Festsetzungen im Bebauungsplan (Elke Kleinwächter-Jarnot in: Senatsverwaltung für Bauen, Wohnen und Verkehr (1998): Der Pariser Platz – Wiedergewinnung eines historischen Stadtraumes - ; Städtebau und Architektur Bericht 39, S. 26ff.) wirken einige Bauten doch disharmonisch und scheinen sich auf den ersten Blick nicht wirklich in diese Gestaltungsregeln einzuordnen. Konfrontiert man das Hotel Adlon, Haus Sommer und das Haus Liebermann mit der Akademie der Künste oder der DZ Bank (vgl. Rainer Haubrich: Des Widerspenstigen Zähmung), so hat es den Anschein als seien die Richtlinien der Gestaltung umgangen worden. So geschehen beispielsweise bei der Fassade des Verwaltungsgebäudes der Deutschen Zentralbank Pariser Platz Nr. 3, der Britischen Botschaft oder der Dresdner Bank Pariser Platz Nr. 5a/6. Es wird mit architektonischer Raffinesse den Gestaltungssatzungen in gewissem Maße provokativ entsprochen.

Die jeweils verantwortlichen Architekten richten sich quantitativ an die Gestaltungsregeln, doch ist bei genauerer Betrachtung oder auch Betretung der betreffenden Gebäude ein sofortiger Stilbruch erkennbar (vgl. Wolfgang Schäche, 1998, S. 35-59/ Die Neuen Architekturführer: Nr. 23, Britische Botschaft Berlin, Stadtwandel Verlag Berlin, 3. Aufl. 2001). Vergleicht man nun die Gestaltungssatzung der Gegenwart mit den „Lindenstatuten“ (Die Neuen Architekturführer: Nr. 23, 2001, S. 4ff.) aus der Zeit der Preußenkönige, dann drängt sich unweigerlich der leitende Charakter – aus städtebaulicher und architektonischer Sicht - des Brandenburger Tores auf. In beiden Fällen sollten sich die Gebäude in Höhe, Material und eingeschränkt die Dachform in einheitlicher Form präsentieren (Abb. 5.). Den Unterschied macht möglicherweise das politische System. Wie aus der Literatur zu entnehmen ist, hatte der König von Preußen strenge Vorschriften festgelegt. Es erforderte schon die ausdrückliche Erlaubnis, falls äußerliche Änderungen erwünscht waren (vgl. Laurenz Demps, 1995). Im gegenwärtig politischen System der BRD geht eine gewisse gestalterische Freiheit heraus, bezogen auf den Städtebau und die Architektur (vgl. Wolfgang Schäche, 1998, S. 21, Absatz 3), so dass die Regulative keinen Einfluss auf die Kreativität der verschiedenen Architekten und Bauherren haben sollte. Allerdings ist stellenweise schon die Einschränkung zu erkennen, was die gestalterische Freiheit der Architekten betrifft. So steckt das kreative Potential eindeutig hinter den Fassaden. „Auch wenn sie [Gestaltungsregeln] zuerst von einigen Architekten als unzumutbares Korsett und Diktat der Stadt empfunden wurden, hat der kreative Umgang mit ihnen dann doch zu einer eindrucksvollen gestalterischen Qualität der Gebäude geführt“ (Kleinwächter-

Jarnot,/Luther/Schoen: Der neue Pariser Platz – Eine Bilanz des Entstehungsprozesses; In Schäche, Wolfgang: Pariser Platz: „Stadträumliche Bedeutung des Pariser Platzes“; Berlin, 1998, S. 60).

In der Abb. 5 geht der Verlust architektonischer Verfeinerung eindeutig hervor, was unter anderem am Mangel, nuancierte Profilierungen und Details zu entwerfen, liegt. Rainer Haubrich spricht der Bauweise von „vorgeblendeten, aufgehängten Steinplatten“ selten die Fähigkeit zu, den Charme „aufgemauerter oder verputzter Fassaden“ zu erreichen und kritisiert den „kühlen Hauch der Moderne“ (Rainer Haubrich, 1997; In: © SKYLINE 1997, Pariser Platz: Die Satzung und ihre Umsetzung; Quelle: http://www.sky-line.de/archiv/arc_12_497a.html).

Nicht nur die Architektur unterscheidet sich von der zur Vorkriegszeit. Auch die Nutzung hat sich entscheidend geändert. Längst sind es die großen Investoren bzw. Bauherren wie Banken oder Immobiliengesellschaften, die ihrem Anspruch, sich an den wichtigsten Punkten einer Metropole niederzulassen, gerecht werden (vgl. Häußermann, Hartmut: Die neuen Bauherren – Wer das „Neue Berlin“ macht; in: Architektur in Berlin, Jahrbuch 2000 & Flierl, Bruno: 58 Privat vor Öffentlich? – Zur Vermarktung öffentlicher Räume der Stadt, in: Architektur in Berlin, Jahrbuch 2000). An dem Beispiel der DZ-Bank, der Dresdner Bank und der TASCON Beteiligungsgesellschaft mbH & Co.Kg (Nr. 6a) lässt sich der Trend hervorragend aufzeigen. Sie impliziert dem Pariser Platz eine bedeutende Rolle, wie er [Pariser Platz] es in der Vorkriegszeit inne hatte. Allerdings spielten Banken und Immobiliengesellschaften zum damaligen Zeitpunkt keine Rolle. Im Vergleich zum Dritten Reich und der Nachkriegszeit geht eindeutig eine große Bedeutung für die Bevölkerung der Stadt Berlin hervor.

„So wird manchen Flaneur, wenn er zu Beginn des nächsten Jahrhunderts den Platz betritt, trotz der kraftvollen Feierlichkeit des Brandenburger Tores ein kühler Hauch von Moderne anwehen“ (vgl. Rainer Haubrich, 1997; In: © SKYLINE 1997, Pariser Platz: Die Satzung und ihre Umsetzung; Quelle: http://www.sky-line.de/archiv/arc_12_497a.html).

Literatur:**ARENHÖVEL, WILLMUTH [HRSG.] (1991):**

Das Brandenburger Tor 1791-1991, eine Monographie; Arenhövel.

BODENSCHATZ, HARALD (1995):

Berlin auf der Suche nach dem verlorenen Zentrum; Junius.

DEMPS, LAURENZ (1995):

Der Pariser Platz, der Empfangssalon Berlins; Henschel.

DEMPS, LAURENZ (1991):

Das Brandenburger Tor; Brandenburgisches Verlagshaus.

DEMPS, LAURENZ (1994):

Berlin – Wilhelmstraße, Berlin: Ch. Links.

DIE NEUEN ARCHITEKTURFÜHRER (2001):

Nr. 23, Britische Botschaft Berlin, Stadtwandel Verlag Berlin, 3. Aufl.

FLIERL, B./ROLFES, W. (1993):

Gutachten zur Gestaltung der Gebäude am Pariser Platz; Berlin.

FLIERL, BRUNO:

58 Privat vor Öffentlich? – Zur Vermarktung öffentlicher Räume der Stadt, in: Architektur in Berlin, Jahrbuch 2000.

HAUBRICH, RAINER:

Des Widerspenstigen Zähmung – Strenge Vorschriften, starke Architektur: Frank Gehrys DG-Bank am Pariser Platz; Link: <http://www.welt.de/daten/2001/06/28/0628kar263813.htm>

HAUBRICH, RAINER (1997):

Pariser Platz: Die Satzung und ihre Umsetzung; Skyline.

HÄUßERMANN, HARTMUT:

Die neuen Bauherren – Wer das „Neue Berlin“ macht; in: Architektur in Berlin, Jahrbuch 2000
Landeskartenwerk von Berlin: Karte von Berlin 1988 und 1998, Maßstab 1:5000.

MACHLEIDT/STEPP/SCHÄCHE (1992):

Städtebauliches Gutachten Umfeld Reichstag Pariser Platz; Berlin.

MÄCKLER, CHRISTOPH:

Häuser wie Herrenschuhe – Gegen die Beliebigkeit in der Architektur: Warum unsere Innenstädte Gestaltungssatzungen brauchen; http://www.sky-line.de/archiv/arc_12_497a.html

SENATSVERWALTUNG FÜR BAUEN, WOHNEN UND VERKEHR (1998):

Der Pariser Platz – Wiedergewinnung eines historischen Stadtraumes - ; Städtebau und Architektur Bericht 39.

SCHWENK, HERBERT (1998):

Berliner Stadtentwicklung von A bis Z, kleines Handbuch zum Werden und Wachsen der deutschen Hauptstadt; Ed. Luisenstadt.

WILKENS, RAINER (1996):

Zu Geschichte und Bestand, in: Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen (Hrsg.), City-Projekte der Hauptstadt; Berlin.

WILKENS, RAINER (1997):

Kurzbeschreibungen zur Entwicklung der Grundstücke Wilhelmstraße 72 und Unter den Linden 78; (unveröffentlichtes Manuskript).

Internet:

<http://www.welt.de/daten/2001/06/28/0628kar263813.htx>

<http://www.welt.de/daten/2002/04/12/0412kar325599.htx>

http://www.sky-line.de/archiv/arc_12_497a.html

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/planen/staedtebau-projekte/>

7. DIE STALINALLEE

Exkursionsroute: Gubener Straße zwischen Jadamowitz- und Wedekindstraße – Hochhaus an der Weberwiese – Karl-Marx-Allee 102/104 – Karl-Marx-Allee 105 – Karl-Marx-Allee Ecke Straße der Pariser Kommune – Karl-Marx-Allee zwischen Andreas- und Koppenstraße

Die Exkursion befasst sich mit der Stadtentwicklung in der Innenstadt von Berlin. Dabei wird am Beispiel der Bebauung der Karl-Marx-Allee die Veränderung der Leitbilder im Städte- und Wohnungsbau der DDR aufgezeigt. Es werden die wesentlichen Merkmale der einzelnen Leitbilder vorgestellt und die Beeinflussung der Architekten durch die Politik aufgezeigt.

7.1 Einführung

„In der Geschichte der Karl-Marx-Allee spiegelt sich wie selten bei einem Bauvorhaben auf deutschem Boden der überwältigende Einfluss der offiziellen Politik auf den Städtebau und Architektur wieder.“ (PETERS 1997, S. 18)

Begibt man sich entlang der Karl-Marx-Allee stadteinwärts, wird man am Frankfurter Tor von zwei imposanten Rundtürmen begrüßt. Die Allee wird zwischen diesen Türmen und dem Strausberger Platz von monumentalen Gebäuden stalinistisch-klassizistischer Prägung dominiert. Auf dem weiteren Weg entlang der Allee erblickt man, nachdem die ersten monumentalen Blöcke passiert wurden, auf der Südseite zwei niedrigere Gebäude im Stil der Moderne. Aber diese Gebäude sind nicht die einzigen, die nicht in das Bild dieses Straßenabschnittes passen. An der Koppenstraße fällt der Blick auf zwei Plattenbauten, bevor dieser Straßenabschnitt mit den zwei gestaffelten Hochhäusern am Strausberger Platz seinen Abschluss findet. Innerhalb der ersten zwei Nachkriegsjahrzehnte sind diese unterschiedlichen Gebäude errichtet worden.

7.2 Zielstellung

Die Exkursion soll anhand der gewählten Standorte im Gebiet der Karl-Marx-Allee die Veränderung der Leitbilder im Städte- und Wohnungsbau der DDR vorstellen. Die drei aufeinander folgenden Phasen werden jeweils an einem Standort vorgestellt. Ziel ist, dass die Exkursionsteilnehmer an diesen Standorten die erwähnten Gebäude aufmerksam betrachten. Damit soll erreicht werden, dass diese Stile auch an anderen Orten wiedererkannt werden. Zusätzlich wird der Hintergrund der einzelnen Leitbilder erläutert. Dabei soll der maßgebliche politische Einfluss bei der Entwicklung dieser Leitbilder nachgewiesen werden.

7.3 Standort 1 – Gubener Straße zwischen Jadamowitz- und Wedekindstraße

Einen kleinen Einblick in die Geschichte des Exkursionsgebietes gewährt die Häuserfront an der Gubener Straße. An diesem ersten Standort sieht man beidseitig der Straße einige Gründerzeitfassaden. Diese Reste eines typischen Berliner Arbeiterbezirks sind am Ende des 19. Jahrhunderts entstanden. Mit diesen Gebäuden im Blickfeld, soll die Geschichte des Gebietes rund um die heutige Karl-Marx-Allee erzählt werden.

Bis in das 17. Jahrhundert war das Exkursionsgebiet noch unbebaut, es wurde vorwiegend landwirtschaftlich genutzt. Die damals noch als Frankfurter Chaussee bezeichnete Straße diente seit dem Mittelalter als wichtige Handelsstraße in Richtung Osten. Eine erste planerische Gestaltung fand Anfang des 18. Jahrhunderts statt. 1701 wurde unter Friedrich Wilhelm I. aus der einfachen Landstraße eine vierfach bepflanzte Lindenallee. Dadurch sollte eine direkte und schnelle Verbindung zwischen dem Schloßbezirk im Zentrum Berlins und dem Schloß Friedrichsfelde



Abb. 44: Mietskasernen an der Gubener Straße (eigenes Foto)

ausserhalb der Stadtmauern geschaffen werden. Dieser Plan konnte jedoch nicht vollständig umgesetzt werden. Die schnell und planlos wachsende Stralauer Vorstadt verhinderte den kompletten Ausbau der Landstraße zur Allee und somit eine schnelle Verbindung. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Straßenführung so verändert, dass die Karl-Marx-Allee bis in das Zentrum Berlins führte. Nach dem Bau der Akzisemauer 1737 wurde das Frankfurter Tor als Übergang von der Stadt zum Land auf die Höhe der heutigen Weberwiese verlagert. In der folgenden Zeit entstanden im neuen Stadtgebiet entlang der Straße „schöne Häuser“ (NICOLAUS/OBETH 1997, S. 20), dazu im Gegensatz entstand vor dem Stadttor ein Elendsviertel.

Mit der einsetzenden Industrialisierung in Berlin am Ende des 19. Jahrhunderts vollzog sich auch im Exkursionsgebiet eine deutliche Veränderung. Es entstand wie in vielen anderen Teilen der Stadt ein typisches Mietkasernenviertel. Hier in der Gubener Straße sieht man die Fassaden der Vorderhäuser. Diese sollten durch ihre abwechslungsreiche und künstlerische Gestaltung von den erbärmlichen Verhältnissen in den Hinterhäusern und –höfen ablenken. Die Frankfurter Allee im Herzen Friedrichshains, einer der am dichtesten besiedelten Stadtteile Berlins, entwickelte sich mit ihren einfachen Läden und den typischen

Berliner Eckkneipen zum Zentrum des Arbeiterbezirks (vgl. NICOLAUS/OBETH 1997, S. 17-27).

„Hier flanieren die kleinen Leute, Arbeiter, schlechtbezahlte Angestellte, kleine Beamte und Händler“ (NICOLAUS/OBETH 1997, S. 27). Problematisch für das Gebiet, wie auch für die gesamte Stadt, blieben die miserablen Lebensverhältnisse in den Mietskasernen. In den zwanziger Jahren des vorherigen Jahrhunderts wurde versucht die Probleme zu entschärfen. Zum einen wurde der Bau neuer Mietskasernen ab 1925 verboten, zum anderen wurden neuartige Wohnsiedlungen geplant



Abb. 45: Luftbild der Frankfurter Allee 1928 (NICOLAUS/OBETH 1997 S. 27)

und verwirklicht. So entstanden nach den Plänen von Bruno Taut die Gartenvorstadt Am Falkenberg und die Siedlung Onkel Toms Hütte. Pläne die eine Veränderung im Exkursionsgebiet vorsahen, konnten aufgrund der Wirtschaftskrise und des Zweiten Weltkrieges nicht verwirklicht werden. Ein weiteres Problem des Gebietes bestand in der schlechten Verbindung zum Stadtzentrum. Zwar wurde 1930 eine U-Bahn-Linie ins Zentrum unter der Karl-Marx-Allee bzw. Frankfurter Allee errichtet, aber die Straße selbst blieb von diesem abgeschnitten. Dies führte aufgrund der zunehmenden Motorisierung zu wachsenden Problemen. Durch eine Veränderung der Straßenführung sollte dieses Problem gelöst werden, aber auch hier verhinderte die Weltwirtschaftskrise die Umsetzung der Pläne (vgl. NICOLAUS/OBETH 1997, S. 29).

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges veränderte sich im Gebiet wenig. Es gab zwar den Plan von Albert Speer Berlin großräumig umzubauen. Davon wären auch Teile der Frankfurter Allee betroffen gewesen, aber der Plan wurde nie umgesetzt (vgl. SCHWENK 2001, S. 232).

1945 diente die Straße der Roten Armee als östliche Einmarschrouten in die Stadt, deswegen waren hier die Zerstörungen besonders groß. Im Friedrichshain waren rund 68 Prozent der Bebauung zerstört.

„In der einst so belebten Frankfurter Allee standen nur noch wenige Häuser, die schwärzlichen Zahnstummel von Greisen ähneltenAm Strausberger Platz lag der Schutt fast einen halben Meter hoch über die Breite der Straße“ (NICOLAUS/OBETH 1997, S. 31).

Nach den Zerstörungen des Krieges war die Frankfurter Allee eine der ersten Straßen, die wieder befahrbar gemacht wurde, da sie u. a. eine wichtige Verbindungsachse zur

sowjetischen Kommandantur in Karlshorst bildete. Die freigeräumte Straße bot nun die Möglichkeit für einen neuen Anfang und wie man an den nächsten Standorten feststellen wird, gab es äußerst unterschiedliche Vorstellungen wie das Gebiet neu bebaut werden soll.

7.4 Standort 2 – Hochhaus an der Weberwiese

In der Nachkriegszeit versuchten die Architekten mit dem „Neuen Bauen“ an die Architektur der Moderne vor dem Zweiten Weltkrieg anzuknüpfen. Dabei orientierten sie sich unter anderem an den von Max Taut geplanten Siedlungen. Dieser Baustil wurde stark durch das Bauhaus beeinflusst. Am nächsten Standort ist ein Beispiel für diesen Stil zu sehen. Dort wird der Wandel in der Architektur der DDR

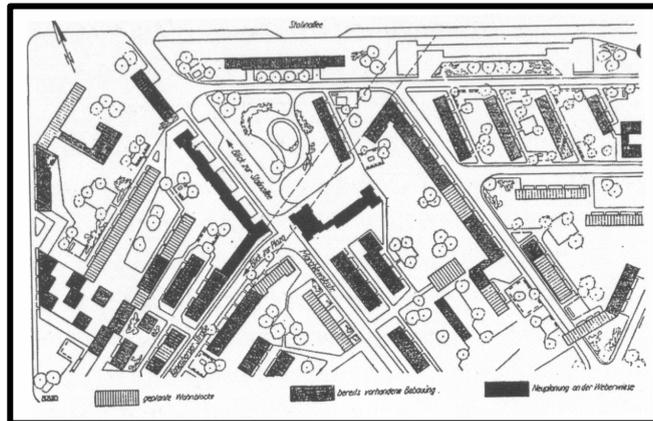


Abb. 46: Lageplan der Wohnbauten an der Weberwiese (NICOLAUS/OBETH 1997, S. 88)

genauer erläutert, der maßgeblich von den politischen Entscheidungsträgern forciert wurde.

Nach den Versuchen an die Moderne anzuknüpfen setzte sich in der DDR aber eine andere Vorstellung des Städtebaus durch. An den 1950 beschlossenen 16 Grundsätzen des Städtebaus sollte sich der Aufbau und die Neugestaltung Berlins und der DDR orientieren. In diesen Grundsätzen gab es im Gegensatz zu der Charta von Athen von 1933, ein klares Bekenntnis zur Stadt und zu den historisch entstandenen Strukturen unter dem Vorbehalt der Beseitigung ihrer Mängel. Festgeschrieben wurden diese Leitlinien u. a. in dem "Gesetz über den Aufbau der Städte in der DDR und der Hauptstadt Deutschlands [Berlin]" (Aufbaugesetz) (vgl. SCHWENK 2001, S. 241). Diese "Neue deutsche Architektur" sollte sich an historischen Formen orientieren. Deshalb orientierte man sich stilistisch in Rostock an die Norddeutsche Backstein-Renaissance, in Dresden an den Barock und in Berlin an den Klassizismus Schinkelscher Prägung.

(vgl. <http://userpage.fu-berlin.de/~khi/mentorium/Stalinallee.html>)

Der Gebäudekomplex an diesem Standort ist das Pilotprojekt zu diesen Vorstellungen. Es besteht aus dem neungeschossigen gemauerten Hochhaus an der Weberwiese und ergänzenden fünfgeschossigen Wohnblöcken. Das Hochhaus wurde am 1. Mai 1952 eingeweiht. Mit den dorischen Säulen im Eingangsbereich und den schmiedeeisernen Fenstergittern weist das Gebäude typische Merkmale des Berliner Klassizismus auf. Darüber hinaus wird die Fassade durch die verputzten Eckrisaliten und den dazwischen

emporsteigenden weißen Meißener Keramikfliesen geprägt. Dieses Emporsteigen soll sinnbildlich für die neue Gesellschaft sehen (vgl. NICOLAUS/OBETH 1997, S. 88). Im Erdgeschoss des Hochhauses waren Läden untergebracht, in den acht darüberliegenden Etagen verteilten sich 33 Dreizimmerwohnungen. Im Gebäudekomplex entstanden insgesamt 260 Wohnungen. Die Ausstattung der Wohnungen war äußerst luxuriös. Die Küche war mit einem elektrischen Herd und einen Kühlschrank ausgestattet. Die Wohnung verfügte über eine Zentralheizung, elektrische Heißwasserspeicher, eine Wechselsprechanlage und Telefon. Im Haus gab es einen Fahrstuhl, maschinelle Be- und Entlüftungsanlagen und Müllschlucker. In die 33 Wohnungen des Hochhauses zogen 30 Arbeiterfamilien (inklusive einigen Trümmerfrauen und Bauarbeitern), die Familie eines Polizisten, die eines Lehrers und die eines Architekten ein.

Dieser Komplex war nicht nur Pilotprojekt für die Stalinallee sondern wie diese auch ein Prestigeobjekt, was vor allem das Hochhaus betraf. Nicht nur das man damit das Rennen um das erste Berliner Nachkriegshochhaus gewinnen wollte - man wollte der Welt, dem Westteil der Stadt und den eigenen Bürgern zeigen, zu welchen Leistungen die junge Republik und der Sozialismus fähig war. Dieses prestigeträchtige Bauen schlug sich auch in den Kosten nieder. 1951 veranschlagte das Ministerium für Aufbau für eine neugebaute Wohnung 10.000 DM. Die Kosten einer Wohnung im Hochhaus beliefen sich auf ca. 90.000 DM. Für die dazugehörigen Blöcke 35.000 DM und die umgebenden Straßenzüge Marchlewskistraße und Königsberger Straße bis zu 25.000 DM (vgl. NICOLAUS/OBETH 1997, S. 89).

Mit dem symbolträchtigen Bau hatten die Auftraggeber vollen Erfolg. Das Hochhaus wurde zum Anziehungspunkt tausender Berliner und Besucher aus Ost und West, für die neben dem Hochhaus ein Ausstellungspavillon errichtet wurde. Nach Aussagen eines damaligen Hausbewohners besuchten am 2. Juni 1952 20 Polen, 14 Engländer, 64 Ungarn, 68 Tschechen, 46 Griechen, 24 Finnen, 31 Holländer, 112 Franzosen, 80 Westdeutsche, 463 Ostdeutsche und 263 Westberliner den Komplex (vgl. NOWEL, S. 159-164).

In der Kasette, die bei der Grundsteinlegung des Hochhauses versenkt wurde, befanden sich Unterlagen zu den Bauvorhaben an der Stalinallee, welche das übernächste Ziel sein wird. Zuvor wird die Situation der Stadt nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges betrachtet.



Abb. 47: Hochhaus an der Weberwiese (eigenes Foto)

7.5 Standort 3 – Laubenganghaus an der Karl-Marx-Allee 102/104

An diesem Standort befinden sich eins der beiden Laubenganghäuser, die 1949/50 errichtet worden sind. Zeitgleich entstanden sechs Wohnzeilen in der Hildegard-Jadamowitz-Straße. Diese Gebäude unterscheiden sich deutlich von dem zuvor betrachteten Wohnkomplex an der Weberwiese und den übrigen Gebäuden entlang der ehemaligen Stalinallee. Sie sind nicht durch eine reich geschmückte Fassade, sondern durch den sachlichen Stil der 20er Jahre gekennzeichnet. In den fünfgeschossigen Laubenganghäusern befanden sich 1- bis 2½-Zimmer-Wohnungen. Im Gegensatz zu den Wohnungen des Komplexes an der Weberwiese lagen die Kosten mit unter 10.000 DM innerhalb der Planungsvorgaben. Die Laubenganghäuser waren als erster Teil der "Wohnzelle Friedrichshain" angedacht. Diese



Abb. 48: Laubenganghaus (eigenes Foto)

war wiederum ein erster Schwerpunkt des "Generalaufbauplans" von 1949, nach dem die Stadt entsprechend ihrer Möglichkeiten in eine Bandstadt umgestaltet werden sollte. Die Planungen wurden aber nicht umgesetzt und so blieben die erwähnten Gebäude die einzigen,

die von der "Wohnzelle Friedrichshain" entstanden (vgl. WÖRNER 1997, S. 199).

Der Grund für das Scheitern dieses Plans ist in dem verstärkten Einfluss der Politik auf die Stadtplanung zu finden. Vor der Erläuterung dieses Punktes soll jedoch erst die unmittelbare Nachkriegssituation beschrieben werden, denn schon zu dieser Zeit werden die Auswirkungen von politischen Veränderungen auf die Stadtplanung sichtbar.

In den ersten Nachkriegsjahren entstanden diverse Pläne, wie die Stadt wieder aufzubauen sei. Der "Kollektivplan" (1946) von Hans Scharoun wollte eine funktional gegliederte neue Stadtlandschaft schaffen. Dabei vernachlässigte er weitgehend die bestehende Stadtstruktur. 1949 wurde dieser Plan zum "Generalaufbauplan" weiterentwickelt. Der "Zehlendorf-Plan" (1947) von Willi Görgen und Walter Moest strebte keine solche drastische Veränderung in der Stadtlandschaft an. Im Mittelpunkt stand der Wiederaufbau der Stadt, darüber hinaus sollte eine Ost-West-Achse die Stadt durchqueren. Aus dem "Zehlendorfplan" ging der "Bonatz-Plan" (1948) hervor. Außerdem entstanden weitere Pläne wie der "Hermsdorfer Plan" von Georg Heyer, der aber nicht die Bedeutung der ersten beiden Pläne erlangte (vgl. SCHWENK 2001, S. 236-239).

Nach dieser kreativen Phase in der Stadtplanung wirkten sich die politischen Veränderungen in der Stadt auch auf die Planungen aus. In der Folge der Berlin-Krise 1948 mit der Blockade Westberlins wurde die Verwaltung der Stadt geteilt. Im Westteil wurde Karl Bonatz Stadtbaudirektor. Im Ostteil entstanden zwei neue Ämter, der Stadtrat für Bau- und Wohnungswesen und der Magistratsbaudirektor. Während man sich im Westteil der Stadt auf die

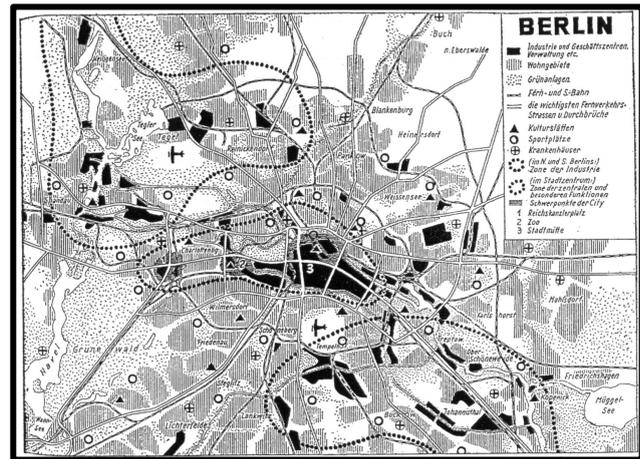


Abb. 49: Generalaufbauplan Juli 1949
(NICOLAUS/OBETH 1997, S. 44)

Weiterbearbeitung des "Bonatz-Plans" festlegte, verfolgte der Ostteil die Weiterentwicklung des "Kollektivplans" zum "Generalaufbauplan". In Friedrichshain entstanden 1950 die ersten Gebäude nach diesem Plan, doch noch während der Bauarbeiten kam Kritik auf.

In Ostberlin wurde der "Generalaufbauplan" zwar noch vom Ministerpräsidenten Otto Grotewohl und vom Ostberliner Oberbürgermeister Friedrich Ebert unterstützt. Aber Kurt Liebknecht, Walter Ulbricht und vor allem der Minister für Aufbau Lothar Bolz distanzieren sich zunehmend von dieser Idee. In der weiteren Planungsphase kam es zu Änderungen

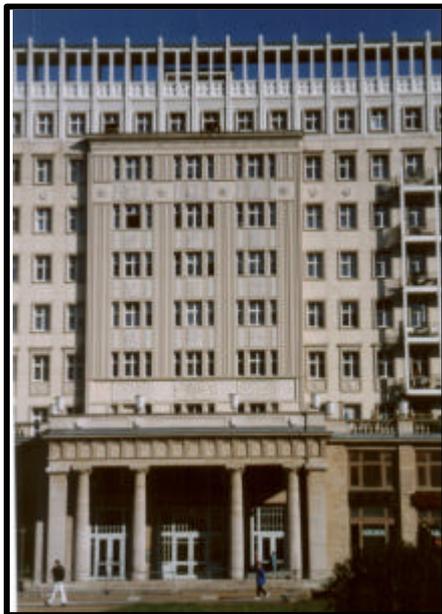


Abb. 50: Eingangsbereich des Blocks E-Nord der ehemaligen Stalinallee (eigenes Foto)

und Reduzierungen der Vorhaben. Mit der Umbenennung der Frankfurter Allee in Stalinallee (1949) wurden an diese Straße zudem neue Anforderungen gestellt. Sie sollte repräsentative Bauten enthalten und es wurde immer fragwürdiger ob die Gebäude der Wohnzelle diesem entsprachen. Doch gleichzeitig mit der Umbenennung der Straße wurde auch der Grundstein für die Wohnzelle gelegt.

Über den Wiederaufbau Ostberlins herrschte also Ungewissheit. Es gab zwar einen Plan, mit dessen Umsetzung man schon begonnen hatte, doch dieser war äußerst umstritten. Gerade die politischen Entscheidungsträger forderten ein Umdenken bei den Architekten. Um dieses Umdenken zu fördern, wurde eine Studien-

delegation unter Leitung von Lothar Bolz in die Sowjetunion geschickt. Dort sollte man von den Erfahrungen der sowjetischen Architekten und Planer lernen. Als Ergebnis dieser Reise entstanden die 16 Grundsätze der Städtebaus. Damit war ein einschneidender Wechsel in

der Architektur vollzogen. Die Führung der DDR verabschiedete sich endgültig von der Bautradition der 20er Jahre. Der die Anfangszeit prägende funktionale Bauhausstil wurde vollständig aufgegeben. Für die Stalinallee hatte das die Auswirkung, dass nach Vollendung der ersten Bauten der "Wohnzelle Friedrichshain" keine weiteren in diesem Stil entstanden. Die Laubenganghäuser wurden zwar noch mit großem Prozedere vom Ostberliner Bürgermeister eingeweiht und gefeiert. Aber kurze Zeit später bezeichnete Walter Ulbricht diese, als „niedrige Häuser“, die „ebenso gut in die südafrikanische Landschaft passen“ und das Ergebnis von „Phantasten“ und „Kosmopoliten“ seien, welche „die Primitivität gewisser Fabrikbauten auf die Wohnungsbauten übertragen“. Problematisch für die DDR Führung an diesem Baustil war unter anderem der geringe Repräsentationscharakter dieser niedrigen Gebäude und auch die Durchsetzung dieser Bautradition in Amerika. Um der Bevölkerung den Anblick dieser unansehnlichen Gebäude zu ersparen, brachte man eine Reihe schnell wachsender Pappeln in die Erde. Für Architekten und Planer die sich diesen neuen Vorgaben nicht beugen wollten, blieb nur der Weg in den Westen. So verließen viele Mitarbeiter des Generalbebauungs- und des Kollektivplanes den Ostteil der Stadt, u. a. Hans Scharoun. Andere Architekten passten sich denn Vorstellungen der Politik langsam an, und so wurde das Hochhaus an der Weberwiese und die Stalinallee errichtet.

7.6 Standort 4 – Karl-Marx-Allee 105

Stalinallee so hieß die Karl-Marx-Allee und Teile der Frankfurter Allee von 1949 bis 1961. Links und rechts sieht man die typischen Bauten die nach dem Aufbaugesetz errichtet wurden. Die Fassaden der sieben- bis neungeschossigen, 100 bis 300 m langen Blöcke sind, wie schon das Hochhaus an der Weberwiese, mit abwechslungsreichen klassizistisch-eklektizistischen Elementen geschmückt. Auffällig sind die in Abbildung 6 zu sehenden Säulen im Eingangsbereich. Dazu kommen die abwechslungsreichen Reliefe und die in den Obergeschossen einsetzende Verkleidung mit Keramikfliesen. Die Allee wurde als ein zukunftsweisendes stadtentwicklungspolitisches Projekt angesehen. Dieser ersten sozialistischen Straße Deutschlands, sollten weitere Folgen. Die Bedeutung dieser Straße lässt sich auch an dem Einfluss den die Politik auf den Bau der Allee nahm erkennen. Die ersten architektonischen Entwürfe wurden kritisiert und abgelehnt. Die Architekten, welche zum Teil immer noch in Bauhaustradition entwarfen, konnten sich nur langsam dem von der Politik gewünschten Bild annähern. Letztendlich wurde die Allee in mehrere Planungsabschnitte unterteilt, für die jeweils ein Architekt zuständig war (vgl. SCHWENK 2001, S. 242f).

Anfang 1952 wurde der Grundstein zur neuen Bebauung gelegt. Ende 1952 wurden die ersten bezugsfertigen Wohnungen übergeben und 1960 war mit der Einweihung der beiden Rundtürme am Frankfurter Tor die eigentliche Allee komplettiert. Dieser Abschnitt der Stalinallee erstreckte sich vom Strausberger Platz mit den zwei vom 7.-13. Geschoss gestaffelten Hochhäusern, Haus des Kindes und dem Haus Berlins über 1,7 km bis zu den genannten Rundtürmen.

Später wurde die Bebauung bis zur Proskauer Straße verlängert. Die Allee selbst war 90 m breit, wies zwischen den

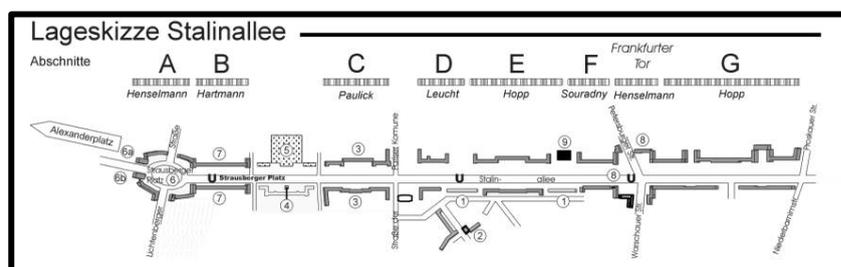


Abb. 51: Lageskizze der Stalinallee (<http://userpage.fu-berlin.de>)

jeweils dreispurigen Straßen einen Grünstreifen auf, verfügte beidseitig über einen Radweg und war als Allee bepflanzte. Die Ausstattung der Wohnungen war wie schon beim Hochhaus an der Weberwiese sehr großzügig. Die Baukosten waren mit maximal 43.000 DM am Abschnitt C nach wie vor zu hoch (vgl. WÖRNER 1997, S. 324).

„Am 21. Dezember 1952 werden die ersten 1148 Wohnungen übergeben. Der Verteilungsschlüssel ist genau festgelegt: 677 Arbeiter ziehen in die Stalinallee ein, 322 Angestellte und 149 Angehörige der Intelligenz.“ (MAZ 2002)

Ein Teil der Wohnungen wurde auch über die Aufbau lotterie verteilt. Sie war eine der Mittel, welche die schnelle Bebauung erst ermöglichte. An der Aufbau lotterie konnte man durch Einzahlung von 3 % des Monatseinkommens über ein Jahr hinweg teilnehmen. Das eingezahlte Geld wurde zu einem späterem Zeitpunkt verzinst zurückgezahlt. Durch dieses Angebot wollte der Staat den Aufbau finanzieren. Eine andere Möglichkeit ein Los der Lotterie und somit die Chance auf eine der begehrten Wohnungen zu erhalten, war die Beteiligung am Aufbau. Ein Los bekam derjenige der 100 Halbschichten a drei Stunden im Aufbau leistete. So ist es zu erklären das 1952 teilweise bis zu 45.000 freiwillige Helfer an der Stalinallee arbeiteten (vgl. NICOLAUS/OBETH 1997, S. 171 ff.).

Doch ein Jahr später ließ der Aufbauwille der Bevölkerung merklich nach. Am Jahresende waren nur halb so viele freiwillige Aufbaustunden geleistet worden, als 1952. Es kam zudem auf einzelnen Baustellen zu Streik und nach einer Erhöhung der Normen zum Bauarbeiteraufstand vom 17. Juni. Dies und die zu hohen Baukosten führten dazu, dass der Baustil in Regierungskreisen nicht mehr unumstritten war. Man erkannte das der Bau der Wohnpaläste nicht die Wohnungsfrage lösen würde. Deswegen wurde noch im selben Jahr ein zusätzliches Wohnprogramm aufgestellt und Mittel von der Stalinallee abgezogen (vgl. NICOLAUS/OBETH 1997, S.216 ff.).

Diese veränderte Sicht der Regierung lässt sich an den Projekten, die der eigentlichen Stalinallee folgten erkennen. Von diesem Standort ist auch ein Teil des Wohnensembles an der Auer- und Löwestraße sichtbar. Die Fassaden dieser Gebäude wurden nicht mehr mit so vielen Motiven ausgestaltet. Zudem fehlen die sonst so auffälligen Keramikfliesen.

Ende der 50er Jahre wurde die Idee Wohnpaläste für die „breite Masse“ zu schaffen, von den Verantwortlichen in der Politik nicht mehr unterstützt. Bevor am letzten Standort der Exkursion diese erneuten Veränderungen der Vorgaben im Städte- und Wohnungsbau betrachtet werden, wird am nächsten Standort auf die Nutzung der Straße und die Situation der Straße in den 90er Jahren eingegangen.



Abb. 52: Wohnensemble Auer-, Löwestraße, Entwurf 1953 (KÖHLER 1993, S.104)

7.7 Standort 5 – Karl-Marx-Allee Ecke Straße der Pariser Kommune

Zu sehen ist ein modernes Verwaltungsgebäude, welches 1997 errichtet wurde. „Dieses fertige Verwaltungsgebäude konnte überall stehen, setzt sich nicht mit der Allee auseinander, ist kein Akzent, keine Bereicherung, sondern in seiner ökonomischen Geprägtheit eine starke Verunglimpfung der es umgebenden Architektur des Sozialismus“ (PETERS 1997, S. 61). Dieses Gebäude geht in keiner Weise auf die Bebauung der Allee ein. Es ist hinter der ursprünglichen Bebauung zurückversetzt, passt sich weder in der Wahl der Baumaterialien, noch in der Architektur der Umgebung an. Trotz dieser offensichtlichen Konflikte und des für den gesamten Straßenzug ab der Proskauer Straße bis zum Alexanderplatz bestehenden Denkmalschutzes, wurde dieses Gebäude errichtet.



Abb. 53: Verwaltungsgebäude der Allianz (eigenes Foto)

Schon 1975 stellte die DDR den historischen Teil der Allee unter Schutz. Nach der Wiedervereinigung wurde dieser Status bestätigt und erweitert. Heute gilt der Straßenabschnitt der Karl-Marx-Allee als größtes Baudenkmal Europas (vgl. PETERS 1997, S. 58 f.).

Dieser Denkmalschutzstatus schützte die Gebäude und die Allee während der Sanierungsmaßnahmen der 90er Jahre vor größeren Veränderungen. Zu DDR-Zeiten waren Reparaturen am Bestand nur sporadisch durchgeführt worden, deswegen war der inzwischen vierzigjährige Wohnbestand dringend sanierungsbedürftig.

„Bautechnische Schäden, sichtbar vor allem an undichten Dächern, Funktionsausfälle des Heizungssystems und rostig gefärbtem Wasser, gab es seit Jahren in großem Ausmaß“ (NICOLAUS/OBETH 1997, S. 290).

Am auffälligsten waren allerdings die Lücken der Keramikfassaden. Bis zu 50.000 m², ca. die Hälfte der Keramikfliesen fielen im Laufe der Jahre von den Fassaden, ohne das sie dauerhaft wieder befestigt werden konnten. Die Sanierungs- und Modernisierungsmaßnahmen wurden anfangs von der Wohnungsbaugesellschaft Friedrichshain durchgeführt. Dieser fehlten allerdings die Mittel, um den kompletten Straßenzug zu sanieren. Deswegen verkauften diese die Gebäude der Allee zwischen Strausberger Platz und Proskauer Straße 1993 an die DePfa-Immobilienmanagement AG. Dadurch ergab sich jedoch ein Konflikt zwischen den Mietern, der Wohnungsbaugesellschaft und der DePfa, denn nach dem Altschuldenhilfegesetz hätten 15 Prozent des kommunalen Wohnungsbestandes innerhalb von 10 Jahren, zuerst den Mietern zum Kauf angeboten werden müssen. Dieser Konflikt konnte erst nach langen Diskussionen beigelegt werden (vgl. NICOLAUS/OBETH 1997, S. 287 ff.). Inzwischen sind die Sanierungsmaßnahmen

weitgehend abgeschlossen. Die Gesamtkosten belaufen sich auf rund 1 Mrd. DM (vgl. MAZ 2002). Zurück zum Verwaltungsgebäude.

Auch dessen Nutzung als reines Verwaltungsgebäude passt nicht in die Allee. In der Vergangenheit sollte die

Straße verschiedene Funktionen erfüllen, wichtigste Aufgabe war aber dabei immer die Wohnfunktion. Das erkennt man schon an den Gebäuden, die überwiegend ab dem 1. bzw. 2. OG. dem Wohnen dienen. Eine weitere Nutzung findet sich im Erdgeschoss, es war eine durchgängige Ladenzone mit fast 150 Geschäften. Wie Abb. 12 zeigt, wurden vorwiegend hochwertige Waren angeboten. Dazu existierten entlang der Allee u. a. noch das Café Warschau und das Haus Budapest, die zum Verweilen einluden. In den 50er Jahren war diese Straße ein lebendiger Ort an dem die Berliner und Besucher einkauften und sich

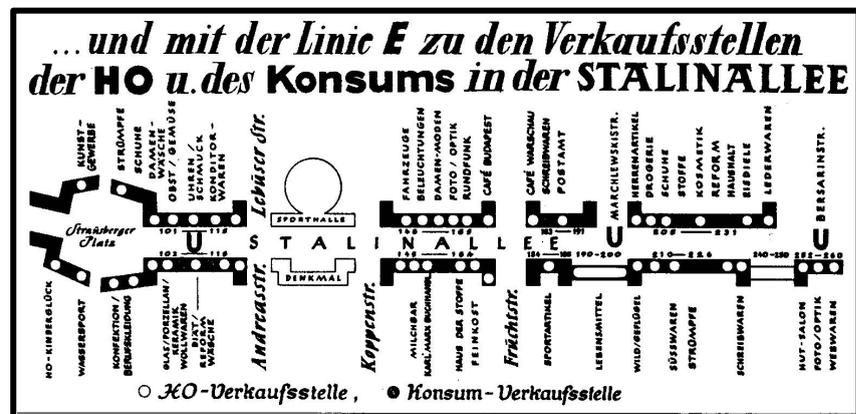


Abb. 54: Wegweiser zu den Geschäften der Stalinallee 1954 (PETERS 1997, S. 143)

vergnügten. Doch dieses Bild wandelte sich, die Straße verlor ihre Anziehungskraft und nach der Wende mussten die meisten Geschäfte schließen. So waren 1993 nur noch 26 der vormals 149 Läden und Restaurants geöffnet (vgl. NICOLAUS/OBETH 1997, S. 287 ff.). Bis 1999 sah die Situation nicht viel besser aus. Es wird von „...einem Umsatzrückgang von 40% und einem Leerstand der Läden von 60 Prozent“ berichtet (SCHWENK 2001, S. 243). Geht man heute die Allee entlang so erkennt man, dass viele ehemalige Ladenflächen wieder



Abb.55: Straßenfest in der Allee (NICOLAUS/OBETH 1997, S. 285)

genutzt werden. In den letzten Jahren entstanden Bars, Cafes, Reisebüros, Bankfilialen etc. in der Allee. Neben der Wohn- und Versorgungsfunktion hat die Allee natürlich noch immer die Bedeutung als wichtige Verkehrsachse. So fahren täglich ca. 10.000 Fahrzeuge pro Stunde die Straße entlang. In diesem Zusammenhang sei erwähnt, dass es entlang der Straße viel zu wenige Parkplätze gibt. Dies wirkt sich auch negativ auf die Geschäfte entlang der Straße aus.

Zwei weitere wichtige Aufgaben zeichneten die Allee gerade in den 50er bzw. 50er bis 80er Jahre des vorherigen Jahrhunderts aus. Zum einen war die Allee das Vorzeigeobjekt der DDR in Sachen Wohnungsbau. Damit sollte der einheimischen Bevölkerung und auch dem

Ausland gezeigt werden, in welchen schönen Wohnungen die Bevölkerung der DDR in Zukunft leben würde und zu welchen Leistungen die junge Republik bereits fähig ist. Diese Aufgabe verlor, wie am letzten Standort noch berichtet wird, Mitte der 50er Jahre seinen Sinn. Die zweite Funktion war die Nutzung der Allee als Demonstrationsmeile. Besonders in der Regierungszeit Erich Honeckers wurde die Karl-Marx-Allee für die üblichen Demonstrationen z. B. am 1. Mai genutzt. Diese Bedeutung ging mit der Wende verloren, obwohl auch noch heute kleinere Demonstrationen die Karl-Marx-Allee nutzen (vgl. NICOLAUS/OBETH 1997, S. 286).

7.8 Standort 6 – Karl-Marx-Allee zwischen Andreas- und Koppenstraße

An diesem Standort treten nach den Bauten der neuen deutschen Architektur im Sinne des Aufbaugesetzes, plötzlich zwei Plattenbauten ins Blickfeld. Warum stehen diese Gebäude hier?

Der ursprüngliche Plan zur Stalinallee wies an dieser Stelle eine andere Bebauung auf. So sollte auf der Südseite der Allee an dieser Stelle ein großes Kulturhaus entstehen. Dieses wurde jedoch nie errichtet. Seit 1951 stand an diesem Platz ein Stalindenkmal. Es wurde nachdem Stalin schon 1953 verstarb (und eine allmähliche Entstalinisierung



Abb. 56: Plattenbauten in der Karl-Marx-Allee (eigenes Foto)

einsetzte) erst 1961 in einer Nacht und Nebelaktion beseitigt. Zum gleichen Zeitpunkt wurde die Straße bis zum Frankfurter Tor in Karl-Marx-Allee umbenannt. Ebenfalls 1951 entstand auf der Nordseite in äußerst kurzer Bauzeit die Deutsche Sporthalle. Sie wurde anlässlich der Weltfestspiele der Jugend und Studenten aus Trümmern und Materialien, die für Speers Nord-Süd-Achse vorgesehen waren, errichtet. Das rasante Bautempo und das zum Teil mangelhafte Material führten aber letztendlich dazu, dass dieses Gebäude 1972 abgerissen werden musste (vgl. KÖHLER 1993, S. 27 ff.). Die entstandenen Baulücken wurden durch die hier sichtbaren industriellen Plattenbauten geschlossen und nicht wie man erwarten könnte durch Bauten der neuen deutschen Architektur, wie sie im Aufbaugesetz gefordert werden.

Wie in Kapitel 6 bereits angedeutet wurde, vollzog sich in der zweiten Hälfte der 50er Jahre ein erneuter Wechsel in den Forderungen an den Städte- und Wohnungsbau. Schon 1953 stellte Walter Ulbricht fest, dass „besser, schneller und billiger gebaut“ (NICOLAUS/OBETH 1997, S. 264)



Abb. 57: Deutsche Sporthalle 1952 (NICOLAUS/OBETH 1997, S. 86)

werden muss. Dies kann jedoch nur durch eine Industrialisierung des Bauens erreicht werden. Auch in der Sowjetunion stellte 1954 Chruschtschow fest, dass die Architekten in der Vergangenheit zu sehr auf die künstlerische Gestaltung der Gebäude und zu wenig auf die wirtschaftlichen Aspekte geachtet hatten. In der Folge vollzog sich in der SU eine schnelle Abkehr von der stalinistisch geprägten Architektur. In der DDR ging diese Veränderung etwas langsamer vor sich und erst Ende der 50er Jahre verabschiedete man sich endgültig von den Vorstellungen der 16 Grundsätze. Das neue Leitbild im Wohnungsbau wurde der sozialistische Wohnkomplex. Der erste dieser Art, der vollständig industriell erstellt wurde, entstand bis

1965 zwischen dem Strausberger Platz und dem Alexanderplatz. Dieses industrielle Bauen



Abb. 58: Karl-Marx-Allee 1970
(NICOLAUS/OBETH 1997, S. 285)

bestimmte bis zum Ende der DDR den Wohnungsbau. Deshalb errichtete man auch an den beschriebenen Baulücken der Stalinallee in den 70er Jahren zwei elfgeschossige Plattenbauten (vgl. NICOLAUS/OBETH 1997, S. 263-286).

Diese passen zwar nicht in das Bild der eigentlichen Allee, vervollständigen aber den Exkurs über die politisch beeinflussten Veränderungen im Städte- und Wohnungsbau der DDR.

7.9 Zusammenfassung

Während der Exkursion wurden drei unterschiedliche Phasen im Städtebau der DDR sichtbar. Nach dem Krieg entwickelten die Architekten und Planer eigene Vorstellungen zum Aufbau der Stadt. Sie knüpften mit ihren Ideen an die der 20er Jahre an. In dieser kurzen kreativen Phase gab es nur wenige Vorgaben von der Politik, wie die Stadt aufzubauen sei. Das Beispiel für diese kurze Etappe, war das Laubenganghäuser am dritten Standort. Es wurde im Sinne des "Generalaufbauplanes" als Teil der "Wohnzelle Friedrichshain" errichtet. Noch während der Errichtung dieses Gebäudes vollzog sich ein erster Bruch im Städte- und Wohnungsbau der DDR. Anfang der 50er Jahre verstärkte die Politik ihren Einfluss auf die Stadtplanung. Mit der Trennung der Verwaltung wurden in beide Stadthälften unterschiedliche Aufbaupläne verfolgt. Der Wiederaufbau der Stadt entwickelte sich zu einem Mittel, um die Stärken des eigenen Systems zu zeigen. Die Politik gab im Ostteil der Stadt die neue Forderungen an den Städtebau vor. Die Architekten hatten sich an diesen Vorstellungen anzupassen. Die "Neue deutsche Architektur" im Sinne der 16 Grundsätze setzte sich durch. Es entstanden u. a. das Hochhaus an der Weberwiese (Standort 2) und die Stalinallee (Standort 4). Als Reaktion darauf entstand 1957 im Westteil das "Hansaviertel". In der zweiten Hälfte der 50er Jahre wurde in der DDR erkannt, dass der Baustil der "Neuen deutschen Architektur" auf Dauer zu teuer würde. Daraufhin vollzog sich ein erneuter Richtungswechsel, in dessen Folge die Industrialisierung des Bauens gefordert wurde. Erneut mussten sich die Architekten und Planer diesen Ideen anpassen. Die Wohnblöcke am Standort 6 und die Bebauung der ehemaligen Stalinallee Richtung Alexanderplatz sind Beispiele für diesen Baustil.

Die ehemalige Stalinallee ist ein einmaliges Stadtgebiet, in dem die Veränderungen im Städte- und Wohnungsbau der DDR mustergültig und auf kleinen Raum anzutreffen sind. Durch diese Exkursion sollten die Merkmale der einzelnen Phasen deutlich geworden sein. Die erste Phase mit der starken Orientierung an die Architektur des Bauhaus, zeichnete sich durch schlichte funktionale Gebäude aus. Die zweite Phase der "Neuen deutschen Architektur" wies reich verzierte Gebäude mit hochwertigen Wohnraum auf. Die dritte Phase war durch die standardisierten, industriellen Plattenbauten gekennzeichnet.

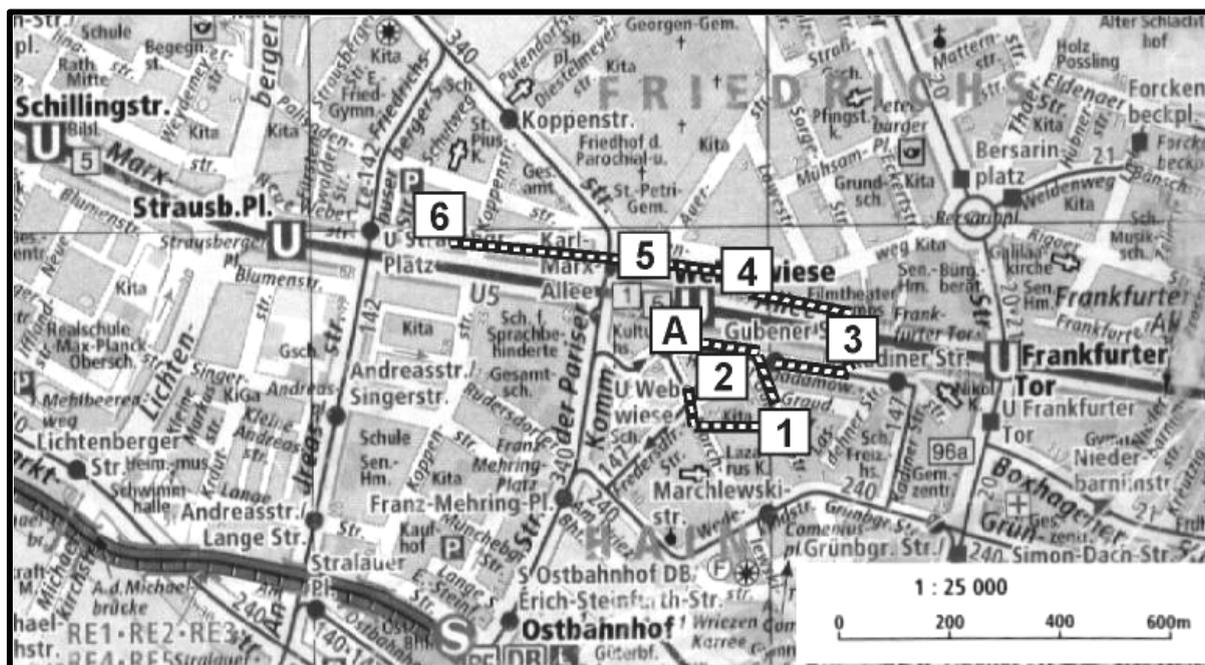


Abb. 59: Route zur Exkursion Stalinallee (eigene Darstellung)

Literatur:**ARBEITSGEMEINSCHAFT DER BERLINER
WOHNUNGSBAUGESELLSCHAFTEN
UND DER INVESTITIONS BANK BERLIN, 1999:**

Wohnen in Berlin – 100 Jahre Wohnungsbau in Berlin. Berlin.

FEUSTEL, J., 1994:

Spaziergänge in Friedrichshain. Berlin.

HAIN, S., 1995:

Zwischen sowjetischer Europapolitik und linkem Nationalismus. Ein Versuch sich der Stalinallee zu nähern. In: Berlin – Hauptstadt der DDR 1949-1989 Utopie und Realität. S.33-51 Hrsg: WILCZEK, B., Zürich.

KÖHLER, T., 1993:

Unser die Straße – Unser der Sieg. Die Stalinallee. Berlin.

NICOLAUS, H. u. OBETH, A., 1997:

Die Stalinallee. Berlin.

NOWEL, J., 1998:

Berlin. Vom preußischen Zentrum zur neuen Hauptstadt. Kunst Reiseführer. S. 159-164.

PETERS, P., 1997:

Eine Zukunft für die Karl-Marx-Allee. Hamburg.

SCHWENK, H., 2001:

Berliner Stadtentwicklung von A bis Z. 3. Aufl., Berlin.

WÖRNER, M., 1997:

Architekturführer Berlin. 5Aufl., Berlin.

Zeitschriften und Links:**MÄRKISCHE ALLGEMEINE ZEITUNG 16./17.02.2002**

Die Allee, unsere Heimat. (S. 1. Wochenendbeilage)

<http://userpage.fu-berlin.de/~khi/mentorium/stalinallee.html>

http://www.zdf.de/events/bauplatz_architektur/jahrhundertbauten/34104/index.html

8. DIE GARTENSTADT FROHNAU

Exkursionsroute: Ludolfinger Platz – Senheimer Straße 22 – Zeltinger Straße 31 – Buddhistischer Tempel / Edelhofdamm 54 – Oranienburger Chaussee 18 – Lindenstraße 11/13 (Glienicke)

Diese Exkursion beschäftigt sich mit dem städtebaulichen Wandel von Frohnau. Hierbei wird die Zeitspanne von der Entstehung Frohnas bis zum heutigen Tage fixiert. Aufgrund der historischen Gegebenheiten in diesem Zeitabschnitt wird die Exkursion in vier Bauphasen untergliedert: die erste befasst sich mit den Jahren von der Entstehung bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, die zweite mit den Jahren von 1918 bis 1933. Die dritte Bauphase beleuchtet den Zeitraum vom Ende des Zweiten Weltkrieges bis zum Mauerfall im Jahre 1989 und die vierte die vergangenen 13 Jahre.

8.1 Einführung

Frohnau ist das nördlichste Gebiet des Berliner Bezirkes Reinickendorf. Es verdankt einem der reichsten und einflussreichsten Männer des kaiserlichen Deutschlands, dem Fürst Henckell von Donnersmarck, seine Entstehung. Der Fürst begann im Mai 1905 mit dem Baron von Veltheim über das etwa 3.000 Morgen (entspricht ungefähr 7800 m²) große zwischen Hermsdorf und Stolpe gelegene Waldgebiet, der heutige Ort Frohnau, zu verhandeln. Am 10. Dezember 1907 wurde der Kauf rechtskräftig. Der offizielle Käufer des Geländes war die Immobiliengesellschaft Berliner Terrain-Centrale (BTC), die im Auftrag des Fürsten von Donnersmarck, dem Leiter der BTC, agierte. Noch im gleichen Jahr wurde mit der Vermessung des Geländes begonnen: ungefähr $\frac{4}{5}$ der Fläche waren für Parzellen und für Straßen, Plätze und öffentliche Gebäude die restlichen $\frac{1}{5}$ vorgesehen. Nach der völligen Bebauung war in Frohnau eine Einwohnerzahl von 6.000 geplant.

Anfang 1908 fand ein „Öffentlicher Wettbewerb zur Erlangung geeigneter Vorbilder für die Aufstellung eines Bebauungsplanes für einen Teil des zum Gutsbezirk Stolpe gehörenden Forstes“ statt. Die Professoren der Technischen Hochschule Charlottenburg Joseph Brix und Felix Genzmer gewannen mit ihrem eingereichten Projekt namens „Freiluft“ diesen Wettbewerb. Sie legten den vermutlich ersten Plan von Frohnau vor, aus dem seinerzeit schon der heutige Straßenverlauf ersichtlich war (vgl. HILDEBRANDT; KNOP 1985, S. 13). Die Straßenführung passte sich dem Gelände an, so dass die Wege derart gewunden sind, dass sich selten das Ende einer Straße erkennen lässt. Aber nicht nur dieser erste Bebauungsplan, sondern auch der Name „Frohnau“ ging aus einem Wettbewerb hervor.

Trotz des verglichen mit Orten der anderen Berliner Bezirke erst jungen Alters von 92 Jahren hinterließen die Ereignisse des letzten Jahrhunderts prägnante Spuren im städtebaulichen Gesamtbild des Stadtviertels Frohnau.

8.2 Zielstellung

Frohnau wird immer wieder, höchstwahrscheinlich aufgrund des vielen Grüns, als Gartenstadt bezeichnet. Allerdings wurde dieser Begriff „Gartenstadt“ von dem Engländer Ebenezer Howard Ende des 19. Jahrhunderts geprägt und daran auch einige Bedingungen geknüpft. Das Ziel dieser Exkursion ist es, herauszuarbeiten, ob in dem Beispiel von Frohnau der Begriff „Gartenstadt“ in dem Sinn des Howard’schen Konzepts zur geeigneten Verwendung kommt. Diese Fragestellung soll von den Exkursionsteilnehmern mittels der ausgewählten Objekte und kritischer Beobachtung selbständig beantwortet werden.

8.3 Standort 1 – Ludolfinger Platz

Frohnau wurde nach dem oben genannten preisgekrönten Projekt angelegt, und als erstes wurde mit dem Bau des Bahnhofes begonnen, den man benötigte, um per Bahn die gewaltigen Mengen an Baumaterial für die Straßen und Gebäude heranzubringen. Somit war der erste größere Bau Frohnas das von Gustav Hart und Alfred Lesser entworfene Bahnhofsgebäude mit dem 35 m hohen Kasinoturm, dem Wahrzeichen von Frohnau.

Der Bahnübergang lag ursprünglich in Höhe der Gleise und unter der Höhe der heutigen Rasenplätze am Bahnhof. Letztere wurden erhöht, die Bahngleise tiefer gelegt und überbrückt. Somit konnte zwar der Straßenverkehr ungestört verlaufen, jedoch die Teilung des Ortes in Ost und West nicht verhindert werden. Am 1. Mai 1910 wurde der Bahnhof eröffnet und Frohnau konnte sechs Tage später offiziell eingeweiht werden.

Nachteilig auf den Erwerb eines Eigenheimes in Frohnau wirkten sich damals einerseits die Entfernung zur Innenstadt und andererseits das Image des Nordens Berlins als Fabrikgegend aus. Darin liegt begründet, warum es einer für damalige Zeiten ungewöhnlichen Werbekampagne bedurfte, um Kaufwillige für Frohnau zu gewinnen. Die Festschrift des Grundbesitzervereins Frohnas zeigt, mit welchen Mitteln das Interesse der Menschen geweckt werden sollte: „Mit einer ungeheueren, an amerikanische Art erinnernde Werbung für ihre Schöpfung trat die BTC an die Öffentlichkeit. Presse, Kino, Lichtreklame, Modelle, Pläne, Auskunftsstellen sorgten dafür, dass Frohnau bald in aller Munde war. Dem staunenden Kauflustigen wurde alles in Aussicht gestellt, was er sich nur wünschen konnte: selbstverständlich der Bahnhof, der viergleisige Ausbau der Nordbahn und starke Zugvermehrung, dazu eine Schnellbahn, im Ort selbst eine Straßenbahn, Geschäftshäuser, Schule, Kirche, Krankenhaus, Rathaus, die herrlichen Schmuckplätze, Sportplätze und als

besonderes Zugstück: keine Gemeindesteuer“ (HILDEBRANDT; KNOP 1985, S. 15). Weiterhin sollte sich der im Vergleich zu Dahlem (27,- Mark/m²) und Grunewald (50,- bis 70,- Mark/m²) niedrige Parzellenpreis von durchschnittlich 10,- Mark/m² als vorteilhaft erweisen (vgl. MECHOW 1985, S. 42). Die Grundstücke sollten dabei eine Größe von etwa 1.000 m² haben.

Der Ludolfinger Platz ist eine vor dem Frohnauer Bahnhof gelegene Platzanlage. Sie ist in eine kleinere und eine größere Anlage geteilt, wobei die kleinere von einem Wasserbecken mit einer Fontäne verziert wird. Von der größeren Anlage führen fünf Straßen strahlenförmig in das Wohngebiet. Der Sigismundkorso, die mittlere, in gerader Verbindung zur Mittelachse des Platzes liegende Straße, ist zu einer zweispurigen Allee ausgebaut.

Der Zeltinger Platz bildet das östliche Gegenstück zu dem Ludolfinger Platz. In einer Werbeschrift von 1910 wird der Platz folgendermaßen beschrieben: „Der Cecilienplatz, auf der anderen Seite der Bahn gelegen und mit dem Bahnhofsplatz durch eine monumentale Brücke verbunden, wird durch eine in klassischen Formen gehaltenen Pergola gekrönt. Vier mächtige gelbe Trauerweidenbüsche, von dunklen Lebensbäumen eingefasst, stehen zu beiden Seiten der weißen Säulenhalle als markante Wahrzeichen dieses Platzes. Am Fuße der Pergola wölbt sich eine Rosenlaube über einem Laufbrunnen und weißen Bänken, umsäumt von gelbem Goldregen und gelbem Ginster. An 5.000 Rosen schmücken im Sommer diesen Platz, weißblühende Kastanien beleben das ganze Bild“ (GRUNDBESITZER-VEREIN DER GARTENSTADT BERLIN-FROHNAU e.V. 1997, S. 26). Vom Zeltinger Platz führen ebenfalls fünf Straßen strahlenförmig in den Ort hinein. Auch hier ist eine Straße zu einer Promenade ausgebaut, allerdings ist es diesmal nicht die mittlere axiale Straße, sondern die nach Norden führende Wiltinger Straße. Diese führt zum Ludwig-Lesser-Park und dem dahinter gelegenen Poloplatz. Die Randbebauung erfolgte am Zeltinger Platz erst nach dem Ersten Weltkrieg bzw. Anfang der 1960er Jahre.

Zusammenfassend beschrieb Ludwig Lesser, ein bekannter Gartenbauer, der die BTC bei der Gestaltung der Grünflächen in Frohnau unterstützte, die Platzanlagen wie folgt: „Beide Plätze fügen sich nach außen hin in das zukünftige Städtebild und in das Straßennetz organisch ein. Sie bieten fernerhin dem eiligen vom Bahnhof kommenden Fußgänger einen möglichst direkten Weg in die Kolonie hinein. Andererseits soll ihre innere Aufteilung, trotz dieser unbedingt notwendigen Zugeständnisse an den Verkehr, möglichst zusammenhängende, ruhige Flächen bilden. Aus diesem Grunde wurde auch der Fuhrwerksverkehr für beide Plätze außen herumgelegt“ (GRUNDBESITZER-VEREIN DER GARTENSTADT BERLIN-FROHNAU e.V. 1997, S. 23/24).

8.4 Standort 2 – Senheimer Straße 22

In Frohnau siedelte sich in den ersten Entstehungsjahren ein vermöglicher Mittelstand aus beispielsweise Fabrikbesitzern, Lehrern, gehobeneren Beamten und Ingenieuren an. Denn, obwohl der Grundstückspreis mit 10,- Mark/m² relativ niedrig war, war es trotzdem für einen mittleren Beamten, dessen Gehalt im Jahr 1912 durchschnittlich 200 - 300 Mark im Monat betrug, nicht denkbar, sich ein Grundstück in Frohnau zu kaufen (vgl. HILDEBRANDT; KNOP 1985, S. 15). Und genau dieser zahlungsfähige Mittelstand hat durch die mit der Planung seiner Häuser beauftragten namhaften Architekten, wie z. B. Heinrich Straumer und Paul Poser, Frohnau zu impulsanten Gebäuden in seiner anfänglichen Bauphase verholfen. Auch die Kriterien, die in den Kaufverträgen aufgelistet waren, trugen dazu bei: „Jedes eine Baustelle bildende Grundstück darf nicht anders als mit einem Haus, enthaltend eine Wohnung für nur eine Familie außer einer Portierwohnung, bebaut werden. Das Grundstück darf nicht anders als nach der der BTC vorgelegten und von ihr schriftlich genehmigten Facadenzeichnung aller Seiten des Gebäudes und des Vorgartengitters bebaut werden“ (HILDEBRANDT; KNOP 1985, S. 86). Veltheim hatte ferner beim Verkauf seines Grund und Bodens zur Bedingung gemacht, dass mit Ausnahme der Randbebauung der beiden Plätze *nur Einfamilienhäuser in offener Bauweise* errichtet werden durften, möglichst unter Verwendung von Fachwerk im Obergeschoss. Überdies wurde auch eine Geschossflächenzahl von 0,2 festgelegt.

Frohnauer bevorzugten für ihre Bauten damals den Landhausstil: Häuser mit Walm- oder gebrochenem Dach, Dachgauben, Ziergiebeln, Erkern, Fensterläden und Veranden. Diese Elemente weist auch das Haus in der Senheimer Straße 22 auf. Es wurde 1910 von Max Scheiding erbaut. Aufgrund seiner ausdrucksvollen Vielfalt ist dieses Haus allerdings eines der wenigen Frohnauer Beispiele, die mehr einer nach außen repräsentierenden Villa als einem für damalige Zeiten modernen Landhaus ähnelt. Dieser Charakter zeigt sich sowohl in der wirkungsvollen Straßenfront mit dem Türmchen als auch in der Seitenfassade, die zu dem parkartigen Garten, welcher eine Zeitlang sogar als Pferdekoppel genutzt wurde, gerichtet ist, eindeutig.

8.5 Standort 3 – Zeltinger Straße 31

Die ersten Landhäuser in Frohnau entstanden entlang der Hauptachsen, vor allem östlich der Bahnstrecke und dort wiederum insbesondere im Bereich des Edelhofdammes, der Zeltinger Straße und der Markgrafenstraße. Um 1910 waren hier bereits 36 Landhäuser erbaut.

Dazu zählt neben dem Haus in der Senheimer Str. 22 auch das Haus in der Zeltinger Straße 31 (s. Abb. 3), welches von dem Architekten Paul Poser entworfen wurde. Es ist abgesehen

von dem früheren Bahnwärterhäuschen und dem ehemaligen Verkaufskiosk das älteste Haus in Frohnau. Für die damalige Zeit handelt es sich hierbei um ein überaus schlichtes Landhaus, das sich architektonisch durchweg bescheiden zeigt. Trotz allem weist es das eine oder andere Element des Landhausstils auf, wie z. B. das Walmdach, die Fensterläden oder die Dachgaube. Dieses Haus wird als „Rumland-Haus“ bezeichnet, da es 1910 der Patent-Ingenieur J. Rumland erworben hat. Es diente als Musterhaus für Kauflustige in Frohnau.

Den freistehenden Einfamilienhäusern der ersten Frohnauer Bauphase besaßen zumeist einen bodenständigen, einfachen und klaren Charakter, und die Dächer waren grundsätzlich als steile Sattel- oder Walmdächer angelegt. Weniger der Effekt nach außen als der Bezug auf die Lebensverhältnisse der Bevölkerung stand im Vordergrund.

Frohnau war von Anfang an als reines Wohngebiet geplant und Gewerbe war, wenn überhaupt, nur in der Bahnhofsnähe erlaubt. Bis zum Jahre 1914 bewohnten schon etwa 1.000 Menschen 203 Häuser, und es gab nur einige wenige Geschäfte, eine Post und Anfangsschulklassen für Jungen und Mädchen.

8.6 Standort 4 – Buddhistischer Tempel / Edelhofdamm 54

Nach dem Ersten Weltkrieg kam die Bautätigkeit in Frohnau vollständig zum Erliegen, da die Neureichen bereits in den Bezirken Grunewald und Dahlem zu bauen begannen. Nicht wenige Frohnauer mussten zu dieser Zeit ihre Häuser verkaufen, da sie nicht genügend Geld zur Verfügung hatten, wohingegen aber andere durch die Aufnahme von Mietern Notwohnungen bezahlen konnten. Einige Bewohner wiederum verdienten sich ihr Geld, indem sie die alten Kiefern schlagen ließen, wodurch annähernd der ganze Südwesten Frohnas entwaldet wurde (der Straßennamen „Am Kahlschlag“ erinnert daran).

Am 27. April 1920 trat das „Gesetz über die Bildung einer Stadtgemeinde Berlin“ in Kraft. Die Frohnauer Bürger protestierten zwar gegen die Eingliederung, aber es war vergebens: am 1. Oktober 1920 erfolgte die Eingemeindung, wodurch Frohnau seine Selbständigkeit als Gutsbezirk verlor und ein Ortsteil von Berlin bzw. von Berlin-Reinickendorf wurde. Laut Ortsschild auf dem Bahnhof wurde aus dem ursprünglichen „Frohnau i. M. (in der Mark)“, zunächst „Frohnau bei Berlin“, dann „Berlin-Frohnau“ und letztendlich das heutige einfache „Frohnau“.

Erst als sich die deutsche Wirtschaft von den Kriegsfolgen erholt hatte, lebte auch die Bautätigkeit wieder auf. Durch die Eingemeindung des Ortsteils Frohnau entfielen zusätzlich gewisse Baubeschränkungen und mit ihnen der Zwang, im Landhausstil zu bauen. Das erste bekanntere Gebäude dieser Zeit ist das Buddhistische Haus. Es wurde von dem Berliner Arzt Dr. Paul Dahlke 1924 im Edelhofdamm 45 errichtet. Für die Bauten dieser umfangreichen Anlage wurden verschiedene Stile angewandt: das Eingangstor (s. Abb. 5) ist

einem indischen Heiligtum nachgebildet. Das Haus selbst *musste* sich dem europäischen Stil des Viertels anpassen. Hinter dem Haupthaus befindet sich der Tempel, der als Meditationshalle ebenso wie die Gartenanlage japanische Vorbilder erkennen lässt.

In dieser Zeit der Wohnungsnot versuchten immer wieder Baugesellschaften Massensiedlungen in Frohnau zu errichten. Einige Bauten wurden immerhin abgewehrt, aber auf Dauer konnte auch Frohnau sich dem Bau von *Mehrfamilienhäusern und größeren Siedlungen* nicht entziehen. Allerdings wurden diese *ausschließlich in den Randgebieten des Ortes* genehmigt. Die erste Großsiedlung seinerzeit war die von Poser 1926/27 auf der sogenannten Barbarossa-Höhe errichteten Siedlung des Vaterländischen Bauvereins (vgl. HADDENHORST; LEMBURG 1995, S. 65). Sie umfasst zirka 30 Vier- bis Sechsfamilienhäusern mit einem zaunlosen Gartenstück für jede Wohnung.

Am Anfang der 30er Jahre des vorherigen Jahrhunderts wurden die alten vornehmen Landhäuser der letzten zwei Jahrzehnte durch einfache Ein- und Zweifamilienhäuser ersetzt. Diese fügten sich zwar gut in das bereits vorgeprägte Ortsbild ein, ihre architektonische Ausdrucksform aber hatte sich völlig geändert. Es waren nun mehr anspruchslose Kastenhäuser mit Zeltdächern oder lang gestreckte Häuser mit Satteldächern.

Generell ist festzuhalten, dass, obwohl diese zweite Bauphase von 1918-1933 eine ungleiche Architektur aufweist, in Frohnau keine nachteiligen Spuren hinterlassen worden sind, da trotz aller Unterschiede sich an zwei wesentliche Grundregeln gehalten wurde: Maßstäblichkeit und Einfügung in den Naturraum.

Die dritte Epoche der Frohnauer Bautätigkeit von 1933 bis 1945 ist charakterisiert durch einen Bauboom (1939/40 existierten bereits 2.200 Häuser) und infolgedessen einen starken Anstieg der Einwohnerzahl, die sich in den Jahren von 1933 mit 5.265 bis 1939 auf 10.693 Einwohner fast verdoppelt hat. Bedingt war dieser Aufschwung durch sinkende Arbeitslosenzahlen und eine allgemeine Belebung der Wirtschaft seit 1935.

In der Bauweise hingegen zeigte sich keine Änderung: das Giebeldach fand immer noch seine Anwendung und Holz diente verstärkt als Baustoff. Es zeichnete sich eine erhöhte Begeisterung zum Ländlichen ab. Das Haus im Zerndorfer Weg 26 ist ein gutes Beispiel dafür: es wurde im Jahre 1935 erbaut und steht voll in der Tradition der früheren Frohnauer Landhäuser. Das Fachwerk auf dem massiven Erdgeschoss und die sprossengeteilten Fenster sind kennzeichnende Elemente. Und obwohl das Haus in dieser Tradition steht, entspricht es auch weitestgehend den architektonischen Ansichten der Nationalsozialisten für den Wohnungsbau.

Frohnau blieb von den Kriegszerstörungen überwiegend verschont. Und nur der Ausgang des Zweiten Weltkrieges schützte Frohnau vor einem baulichen Desaster: die nördliche Trasse der Autobahn sollte das forstlich genutzte Gelände der Donnersmarck-Stiftung

durchschneiden. Bis 1943 war der Bau schon vorbereitet und eine Schneise durch den Wald bereits geschlagen.

8.7 Standort 5 – Oranienburger Chaussee 18

Als die Bauaktivitäten nach einem fast völligen Stillstand in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg wieder begannen aufzuleben, zeigte sich schon bald, dass im Reinickendorfer Bauamt Kräfte am Werke waren, denen daran lag, möglichst viel neuen Wohnraum zu schaffen ohne Rücksicht auf den Gartenstadtcharakter von Frohnau und sein Erscheinungsbild. Von diesen Bemühungen waren zahlreiche der alten Häuser betroffen. Die großen in Frohnau befindlichen Landhäuser wurden in Mehrfamilienhäuser umgewandelt.

Ferner steigerte sich die Baudichte beträchtlich, da von den existierenden Grundstücken, selbst von denen mit nur mittlerer Größe, d.h. 500 bis 800 m², Hammergrundstücke abgetrennt und bebaut wurden. Die kleinste Grundstücksteilung war bis auf eine Größe von 175 m². Im Vergleich zu den Anfangsjahren wurden jetzt mehr Mietwohnungen und Mehrfamilienhäuser errichtet und das alles auch auf kleinerem Grund (250 m²). In den Jahren von 1950 bis 1986 gab es insgesamt 744 Grundstücksteilungen, wodurch ungefähr 967 neue Grundstücke geschaffen wurden. Bei dieser Darstellung sind die anfänglich genannten Bedingungen des Barons von Veltheim und die der BTC nicht außer Acht zu lassen.

Neu für das ursprüngliche Landhaus-Viertel waren die in den 50er Jahren aufkommenden Reihen- oder Gruppenhäuser. In dieser Zeit widerfuhr Frohnau ein steter Zuwachs an Bauaktivitäten, der u.a. durch die sehr niedrigen Bodenpreise von 5,- DM/ m² bedingt war (vgl. MECHOW 1985, S. 75). Junge Familien gehörten seinerzeit vorzugsweise zu den Bauherren, da der soziale Wohnungsbau im Rahmen des Berliner Wiederaufbauprogramms ihnen zusätzlich zinsgünstige Kredite bereitstellte. Die aufkommenden Bauaktivitäten wurden meist auf niedrigem architektonischem Niveau ausgeführt. Viele Grundstücke wurden mit Fertighäusern von Quelle oder Neckermann bebaut. Insbesondere in den Jahren von 1960 bis 1970 wurden so zahlreiche Grundstücke mit Einfamilienhäusern im Bungalowstil bebaut. Zusammengefasst erfolgte in den ersten zwei Jahrzehnten dieser vierten Bauphase ein *immenser Ausbau* Frohnaus, welcher besonders in dem westlich von der Welfenallee bis zum Laurinsteig gelegenen Gebiet und im östlichen Bereich von der Oranienburger Chaussee, südlich der Hattenheimer Straße, bis zum Fischgrund ausgeprägt ist (vgl. MÜLLER, S. 66). Diese Entwicklung setzte sich jedoch hinsichtlich architektonischer Qualität von den früheren Bauphasen ab. Immerhin blieb sie aber dem Charakter des englischen Modells der Gartenstadt insoweit treu, als dass *überwiegend Ein- und Zweifamilienhäuser* inmitten reichlicher Gartenfläche erbaut wurden.

Erst in den 70er Jahren bis zum Anfang der 80er Jahre des vorherigen Jahrhunderts wurde Frohnau von den größten Veränderungen beeinträchtigt, als die großen eintönigen, massigen Miethausbauten vor allem in der Ortsrandlage und die einzeln sowie in Reihe stehenden Ein- bis Zweifamilienhäuser mit ihren Flachdächern errichtet wurden.

In dem gesamten Zeitraum der vierten Bauphase wurde das architektonische Gesamtbild Frohnaus durch zwei Komponenten negativ stark beeinflusst: einerseits durch die *monotonen Bauten* und andererseits durch die *Fertighäuser*, deren Anteil an der Gesamtzahl der Baufertigstellungen stark zunimmt - 1985 waren es bereits 7 von 10 Neubauten (vgl. MÜLLER 1987, S. 63).

8.8 Standort 6 – Lindenstraße 11/13

In der Vergangenheit waren Privatpersonen als Bauherren in Frohnau tätig. Das änderte sich jedoch mit der dramatischen Entwicklung der Grundstückspreise in den 1980er Jahren. Die Preise sind innerhalb von vier Jahren von DM 190,-/m² im Jahr 1976 auf DM 420,-/m² angestiegen. Bei den Grundstücken in Bahnhofsnähe wurde sogar ein noch höherer Preiszuwachs verzeichnet: innerhalb von nur sechs Jahren ist der Wert eines m²-Erdbodens von DM 270,- im Jahre 1976 auf DM 800,- gestiegen. Der aktuelle Grundstückspreis liegt bei € 300,-/m². Dies machte es für die meisten Privatpersonen unerschwinglich, Grund und Boden bzw. Immobilien in Frohnau zu erwerben. Infolgedessen treten heutzutage vermehrt Bauträger und Investoren als neue Bauherren auf. Ihre Vorstellungen der Bauaktivitäten weichen sehr weit von denen des Gartenstadt-Konzepts ab. Die Einfamilienhäuser mit individuellem Charakter werden von Mehrfamilienhäusern oder Großbauvorhaben mit mehr oder weniger schematischen Bauten und einer Geschossflächenzahl von 0,4 ersetzt. Bei den Stadtvillen, den modernen Mehrfamilienhäusern, wird die alte Villenform neu entdeckt und variiert aufgebaut. Wichtig hierbei ist die Anlehnung an die Freifläche, so dass ein Garten ringsherum zur Verfügung steht. Bei diesen Stadtvillen handelt es sich zwar um eine Alternative zu den Miethausbauten aus den 1970er Jahren, aber dennoch ist es eine Bebauungsform, die die Kriterien der Gartenstadt-Idee nicht hinlänglich erfüllt.

An dieser Stelle werden noch zwei Beispiele, die sich beide in der Gollanczstraße befinden, für Großbauvorhaben in Frohnau aufgezeigt. Das eine Bauvorhaben wird viel versprechend „Wohnen am Poloteich“ genannt und umfasst 131 Doppelhaushälften bzw. Reihenhäuser und 12 Eigentumswohnungen mit zwei oder vier Zimmern. Das andere Bauvorhaben liegt an der Ecke zur Schönfließler Straße. Hier entstehen auf einer Grundstücksfläche von insgesamt 2.551 m² sieben Familieneigenheime mit einer Wohnfläche von 132 m² und einer Nutzfläche von 180 m². Dieser neue Stil der Großbauten erinnert an die Siedlungen in amerikanischen Vororten, wo ein Haus dem anderen gleicht.

Der Frohnauer Charakter verändert sich unweigerlich durch diese Bautätigkeiten. Er geht zunehmend weg vom Ideal der Gartenstadt.

8.9 Gartenstadt-Konzept von HOWARD

Die Idee der englischen Gartenstadt hat sich aufgrund des industriellen Wohnungselends im 19. Jahrhundert entwickelt. Basierend auf dieser Wohnungsmisere stellte der Engländer Ebenezer Howard im Jahr 1898 seine sozialreformerische Meinung vor. Neu an seiner Auffassung war die Überzeugung, dass es nicht zwingend einen unüberwindbaren Gegensatz zwischen Land und Stadt geben muss. Howards Ansicht nach sollte die Alternative der Gartenstadt realisiert werden. Zu diesem Zweck stellte er zwei Magnete in einen Zusammenhang: auf der einen Seite die Abstoßungskräfte der Stadt, wie z. B. schlechte Luft, Wohnungen ohne Sonnenlicht oder menschliche Isolierung in der Masse und auf der anderen Seite die Anziehungskräfte des Landes, wie z. B. Naturverbundenheit, frische Luft und Sonnenschein. Daraus konstruierte er einen dritten Magneten, den „Town-Country“. Der Grundsatz der Gartenstadt sollte sein: „all the advantages of the most energetic and active town life with all the beauty and delight of the country“ (GRUNDBESITZER-VEREIN DER GARTENSTADT BERLIN-FROHNAU E.V. 1987, S. 94). Folglich soll das von Howard Ende des 19. Jahrhunderts erstellte Konzept „Gartenstädte von morgen“ helfen, die Strukturprobleme der aufgeblähten Industriestädte zu beseitigen und der arbeitenden Bevölkerung menschliche Wohn- und Arbeitsverhältnisse zu beschieren. Das wird erreicht, indem im Umland der Großstädte zu deren Entlastung Städte, die Gartenstädte, mit bestimmten Bedingungen gegründet werden. Die Einwohnerzahl beträgt ungefähr 32.000 und die Fläche 24 km², wovon 4 km² der innerstädtische Bereich sind und etwa $\frac{1}{6}$ der Fläche mit Reihenhäusern und anderen Gebäuden bebaut werden. Weiteren Auffassungen von Howard zufolge, durchschneiden sechs Boulevards die Stadt in sechs gleich große Teile, wobei jeder dieser Boulevards 36 m breit ist. Im Mittelpunkt befindet sich ein mit Wasserspielen verzierter Platz mit einer Fläche von 0,02 km². Um diesen Platz herum sind die öffentlichen Einrichtungen wie Theater, Museen, Konzerthalle, Schulen und ein Kristallpalast mit Arkaden, Warenhäusern und Geschäften angeordnet. Dieser Kristallpalast fungiert bei Regen als Unterschlupf und im Winter als Blumengarten. Die maximale Entfernung vom Wohnort zum Kristallpalast beträgt für jeden Gartenstadtbewohner 600 m. Der Grund und Boden ist Gemeindeeigentum, wodurch gesichert wird, dass die Pacht für die Grundstücke auch und insbesondere für weniger verdienende Arbeiter erschwinglich ist, denn die Bevölkerungszusammensetzung erfolgt aus allen Schichten. Letztendlich vereinigen diese Städte alle Daseinsfunktionen (Wohnen, Arbeiten, Versorgung, Bildung, Erholung, Verkehr und Kommunikation) ineinander und entfalten in jeglicher Hinsicht, auch in kultureller, ein Eigenleben.

„Dieses ideale Stadtgebilde, das eine gesunde, natürliche und wirtschaftliche Vereinigung von Stadt- und Landleben bieten sollte, wurde wegen der angestrebten aufgelockerten, von Grünanlagen durchzogenen Bebauung, in der jedes Haus seinen eigenen Garten haben sollte, Gartenstadt genannt“ (KNOP 1985, S. 72).

8.10 Zusammenfassung

Als Frohnau 1910 gegründet wurde, geschah dies von Anfang an unter dem gestalterischen Gesichtspunkt der Gartenstadt. Der Ort weist in seiner Gründungsphase auch tatsächlich Elemente der klassischen Gartenstadt-Idee auf. Zum einen sind da die Parks, das Wohnen im Grünen außerhalb der Stadt und zum anderen die gewundenen Straßen mit beträchtlichem Baumbestand und die Landhäuser mit Fachwerk inmitten von Gartenanlagen. Frohnau wurde zwar sowohl städtebaulich als auch ästhetisch durch das englische Vorbild der Gartenstadt stark beeinflusst, im sozialpolitischen Bereich blieb es jedoch ohne Bedeutung. Den Frohnauer Besuchern bzw. Betrachtern präsentieren sich die vorherrschenden freistehenden, gutbürgerlichen und luxuriösen Wohnhäuser aller Baustile des 20. Jahrhunderts. Es existieren sowohl Landhäuser im Jugendstil als auch skandinavisch gradlinigen Flachdach-Bungalows (vgl. HILDEBRANDT; KNOP 1985, S. 72). Dominierend sind dennoch die verputzten Ein- und Zweifamilienhäuser im Landhausstil mit dunkel gedeckten Sattel- oder Walmdächern. Dieser Stil wurde den Bauherren nahe gelegt. Es lassen sich ferner vier ganz wesentliche Gegensätze zwischen der englischen Gartenstadt-Idee und dem Ort Frohnau aufzeigen. Howard führte in seinem Konzept auf, dass Grund und Boden der Gemeinde gehören. Dies ist im Beispiel von Frohnau allerdings nicht der Fall. Der Großteil der Grundstücke befindet sich im Privatbesitz.

Des Weiteren ist das Merkmal der Platzrandbebauung in Frohnau nicht realisiert worden. Vorgesehen war hier die Errichtung der öffentlichen städtischen Bauten. Weder an dem Ludolfinger noch an dem Zeltinger Platz befinden sich Theater, Museen oder gar Konzerthallen. Kein einziges dieser kulturellen Einrichtungen wurde in Frohnau jemals errichtet. An den beiden Plätzen lassen sich die Einzelhändler, darunter auch viele Filialisten, nieder. Es sind damals wie heute nur Angebote des täglichen Bedarfs und höherwertige Produkte, wie z. B. Lederaccessoires, in Frohnau zu erwerben. Dies fundiert darin, dass der Ort, wie zuvor angeführt, als reines Wohngebiet ausgelegt wurde.

Der dritte Aspekt, den Frohnau bezüglich des Gartenstadt-Konzepts nicht erfüllt, ist die Größe. Howard spricht von einer Gesamtfläche von 24 km², wovon 4 km² den Innenstadtbereich ausmachen. Frohnaus Gesamtfläche beträgt ungefähr nur $\frac{1}{3}$, nämlich 7,8 km², davon.

Ebenso verhält es sich mit dem letzten Kriterium, der Einwohnerzahl. Am 30. Juni 2001 waren 17.114 Menschen in Frohnau melderechtlich registriert. In Howards Vorstellung wohnen in der Gartenstadt um die 32.000 Menschen.

Das Ergebnis ist, dass Frohnau verglichen mit dem englischen Gartenstadt-Konzept von Ebenezer Howard *keine* Gartenstadt ist und dieses Gebiet künftig passender als *Garten-Vorort* charakterisiert werden sollte.

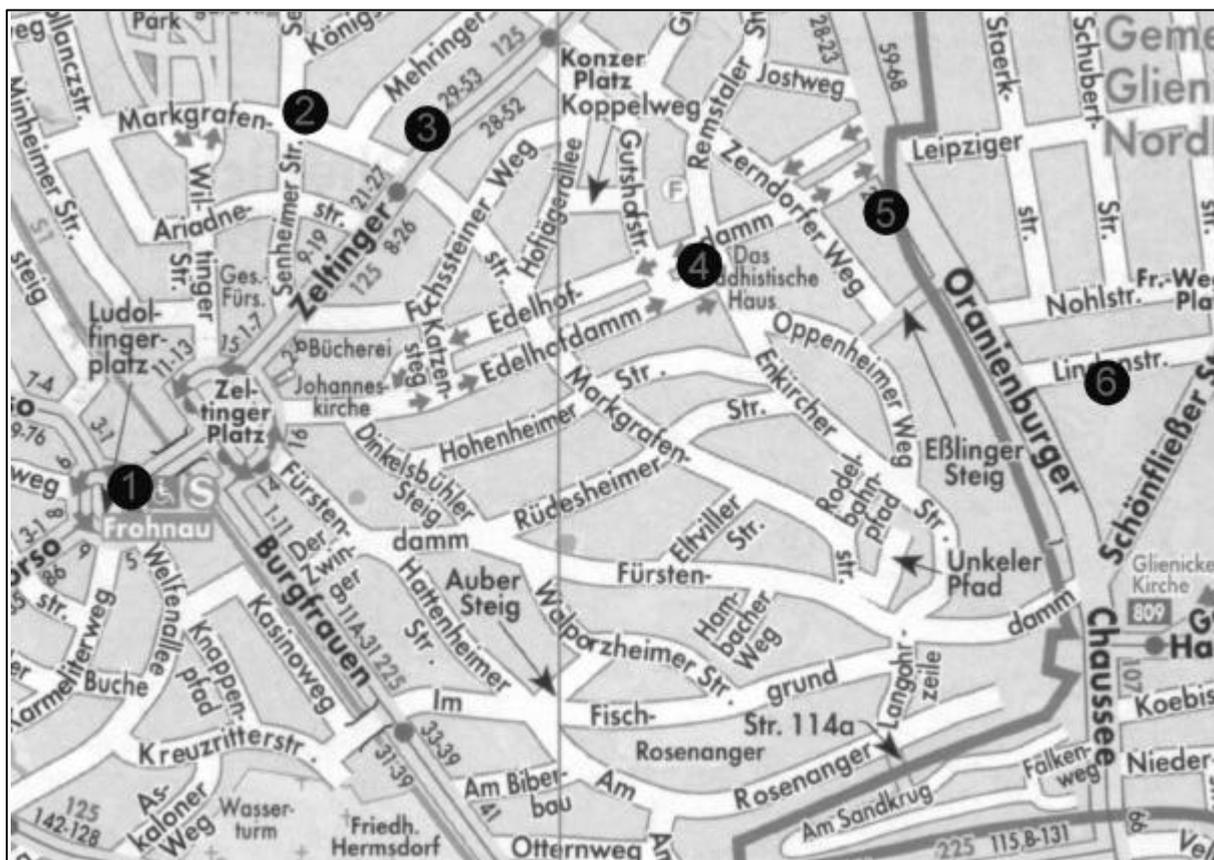


Abb.60: Exkursionsroute Frohnau

Literatur:**HILDEBRANDT, b + r; KNOP, Christiane (1985):**

Gartenstadt Frohnau - Frohnauer Bürger erforschen ihren Ortsteil von der Gründung bis heute. Berlin.

GRUNDBESITZER-VEREIN DER GARTENSTADT BERLIN-FROHNAU E.V. (1987):

1911-1986. 75 Jahre Grundbesitzer-Verein der Gartenstadt Berlin-Frohnau e.V. Berlin.

GRUNDBESITZER-VEREIN DER GARTENSTADT BERLIN-FROHNAU E.V. (1997):

1911-1996. 85 Jahre Grundbesitzer-Verein der Gartenstadt Berlin-Frohnau e.V. Berlin.

GRUNDBESITZER-VEREIN DER GARTENSTADT BERLIN-FROHNAU E.V. (1997):

Die Gartenstadt – Mitteilungsblatt des Grundbesitzer-Vereins der Gartenstadt Berlin-Frohnau – Jubiläumsausgabe 1911-2001. Berlin.

HADDENHORST, Michael; LEMBURG, Peter (1995):

Frohnau. Berlin.

HOWARD, Ebenezer (1968):

Gartenstädte von morgen - das Buch und seine Geschichte. Berlin.

MECHOW, Max (1985):

Frohnau – Die Berliner Gartenstadt. Berlin.

MÜLLER, Konrad Jörg (1987):

Berlin-Frohnau - Entwicklung und Nachkriegsbaubilanz eines Berliner Villenvorortes in Karte, Luftbild und Statistik 1910-1987. In: Beiträge und Materialien zur Regionalen Geographie Heft 1 – Zur Geographie des Nordberliner Raumes – Institut für Geographie der technischen Universität Berlin. Berlin.

Internet:

<http://www.frohnau-berlin.de>

<http://www.statistik-berlin.de>

<http://www.buddhistisches-haus.de>

9. RELIGIONSVIELFALT IN BERLIN

Exkursionsroute: evangelische Melancthonkirche Planufer – Synagoge Fränkelufer – Merkez Moschee Wiener Straße – International Zen Tempel e. V. Oranienstraße

Die Exkursion untersucht die Religionsvielfalt in Berlin an Hand von vier ausgewählten Beispielen in Berlin Kreuzberg. Es werden die christliche, jüdische und islamische Religion sowie der Buddhismus vorgestellt, ihre Entwicklungsgeschichte in Berlin und ihre heutige Situation und Integration in das Stadtleben. Die Vorsteher der jeweiligen christlichen, islamischen und buddhistischen Gemeinde wurden dabei als Experten interviewt.

9.1 Einführung

„München hat imposantere Moscheen als Berlin, Frankfurt eine höhere Ausländerquote, und in Hamburg haben sich mehr Schwarzafrikaner niedergelassen. Aber an keinem Ort in Deutschland ist die Welt ethnisch so bunt gemischt wie in Berlin. Bürger aus allen 184 Staaten, die in der UNO Vollversammlung vertreten sind, bewohnen die Stadt, 500 000 Menschen nichtsdeutscher Muttersprache und mehr als 100 Glaubensgemeinschaften. Und doch ist Berlin eine atheistische Stadt“ (GEO Special Jubiläumsausgabe- Die Welt erleben Berlin Nr. 1/Februar 1999).

Wie die Statistik des Statistischen Landesamtes Berlins 2001 (Tab. 5) zeigt, gehören fast 25 % der Berliner der Evangelischen Kirche an. Weitere 307 710 bekennen sich zum römisch-katholischen Glauben. Die Tabellen 6-8 zeigen wie stark andere Religionsgemeinschaften vertreten sind, wobei die islamische Religion die am schnellsten wachsende Religion in Berlin ist (GEO Special Jubiläumsausgabe - Die Welt erleben Berlin Nr. 1/Februar 1999).

Tab. 5: Christliche Religionsgemeinschaften in Berlin 2000

Merkmal	Evangelische Kirche	Römisch-katholische Kirche
Organisation und Einrichtungen (Stand: 31. 12. 2000)		
Gemeindemitglieder ¹⁾	806 564	307 710
Kirchen, Kapellen, Versammlungsräume ²⁾	461	171
Superintendenturen ²⁾	16	x
Rechtlich selbständige Kirchengemeinden/Pfarreien	220	117
Fest gegründete Pfarrstellen bei Kirchengemeinden	587	x
Sonstige Seelsorgebezirke	x	17
Weltgeistliche	x	190
In Gemeinden tätige Ordensgeistliche	x	21
Sonstige/sonstige ordinierte Geistliche	.	210
1) Evangelische Kirche: Stand 1. 4. 2000 - 2) Evangelische Kirche: Stand 31.12.1999		

Tab. 6: Jüdische Religionsgemeinschaften in Berlin 2000

Merkmal	Jüdische Gemeinde	Adass Jisroel
Organisation und Einrichtungen (Stand: 31. 12. 2000)		
Gemeindemitglieder	11 250	925
Synagogen einschließlich Betsäle	6	1
Rabbiner	2	-
Sonstige feste Stellen im Dienst der Gemeinde	372	-

Tab. 7: Islamische Religionsgemeinschaft in Berlin 2000

Merkmal	Islamische Gemeinde
Organisation und Einrichtungen (Stand: 31. 12. 2000)	
Mitglieder	203 484
darunter "deutsche" Muslime	55 723
Begegnungsstätten (Moscheen, Versammlungsräume) ¹⁾	109
Religiöse Repräsentanten ¹⁾	
Hauptamtlich	97
Ehrenamtlich	969
Sonstige in der Gemeinde tätige Personen ¹⁾	275
1) Zahlen von 1999	

Tab. 8: Weitere Religionsgemeinschaften in Berlin 2000

Religionsgemeinschaft	Mitglieder	Begegnungsstätten ¹⁾	Religiöse Repräsentanten		Sonstige in der Gemeinde tätige Personen	
			hauptamtlich	ehrenamtlich	hauptamtlich	ehrenamtlich
Christliche Gemeinden						
Afrikanische Ökumenische Kirche ²⁾	120	1	-	5	-	2
Apostel – Johannes - Kirchengemeinde ²⁾	5 433	1	2	-	6	60
Alt-Katholische Kirche	219	4	1	10	-	12
American Church in Berlin	250	1	2	-	3	-
Anglican Church of St. George	120	1	1	1	-	3
Apostolische Kirche Urchristl. Mission	42	2	1	3	-	12
Armenische Kirche zu Berlin	110	2	1	7	-	18
Berliner Diözese der Russisch-Orthodoxen Kirche	15 000	5	8	1	1	24
Berliner Mennoniten Gemeinde ²⁾	180	1	1	5	1	30
Christengemeinschaft in Berlin	4 004	2	5	-	6	30
Christengemeinde Tabor (BFP KdöR)	122	1	-	3	-	20
Christus-Gemeinde Berlin	356	1	3	18	1	65
Church of Bethel Faith Tempel ²⁾	40	1	-	1	-	-
Dänische Kirche ²⁾	156	1	1	-	2	20
Die Heilsarmee	166	4	2	-	6	6
Evangelisch-Freikirchliche Gemeinde	4 257	40	30	35	10	2 000
Evangelisch-methodistische Kirche	1 160	15	14	-	-	-
Evangelische Brüdergemeinde	423	1	1	2	3	110
Evangelische Koreanische Presbyterianische Berlin Gemeinde	150	1	1	1	-	12
Finnische Gemeinde Berlin	823	3	2	8	-	10
Gemeinde der Christen e.V. "Ecclesia"	17	2	-	2	-	12
Gemeinschaft der Siebenten-Tags-Adventisten ²⁾	1 565	20	30	40	-	200
Glaubensgemeinde Berlin	48	7	1	3	-	40
Griechisch-Katholische Gemeinde HL Nikolaus	760	1	2	-	2	1
Griechisch-Orthodoxe Gemeinde ²⁾	12 000	1	2	-	-	10
Johannische Kirche ²⁾	1 000	2	8	13	135	235
Katholisch-Apostolische Gemeinde	1 655	6	-	7	-	58
Kirche des Nazareners ²⁾	221	5	4	2	-	100
Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage ²⁾	2 000	6	-	22	8	300
Koptisch-Orthodoxe Gemeinde	70	1	1	-	-	2
Mülheimer Verband freikirchlich-evangelischer Gemeinden	330	2	3	-	5	200
Neuapostolische Kirche Berlin-Brandenburg KdöR ²⁾	14 598	43	8	715	-	1 800
Neue Kirche in Deutschland	120	3	1	1	2	2

Religiöse Gesellschaft der Freunde '(Quäker)	20	1	-	-	-	-
Russisch-Orthodoxe Kirche Maria Schutz ²⁾	230	1	1	1	-	1
Schwedische Victoriagemeinde ²⁾	750	1	2	-	-	50
Selbständige Evangelisch-Lutherische Kirche	2 533	8	8	-	3	115
Serbisch-Orthodoxe Kirchengemeinde ²⁾	10 000	1	2	3	-	-
Syrisch-Orthodoxe Kirche	2 500	6	3	-	-	24
Unitarische Kirche in Berlin	80	1	-	1	-	6
Volksmision entschiedener Christen ²⁾	82	1	2	1	-	40
Zeugen Jehovas	6 206	29	37	952	-	5 011
Buddhismus						
Bo Mun Sa Buddhistischen Religion u. Kultur	50	3	15	35	-	-
Buddistische Gesellschaft Berlin	100	2	-	-	-	3
Buddistisches Haus	6 000	2	1	2	1	1
Tibetisch – Buddhistisches Zentrum Berlin	78	1	-	1	-	-
Zen-Vereinigung Berlin e.V.	73	1	-	1	-	10
Zen Dojo Berlin e.V. ²⁾	35	1	-	1	-	23
Bahá'í-Religion ²⁾	220	1	-	-	-	-
Sufi-Bewegung ²⁾	100	1	-	10	-	10
1) Kirchen, Moscheen, Tempel, Versammlungsräume - 2) Zahlen zum Teil geschätzt						

Quelle: Statistisches Landesamt Berlin 2001

Die Religion prägt Berlin schon seit seiner Gründung. Und auch die Vielfalt ist schon früh erkennbar. Als Beispiel seien hier kurz die Hugenotten erwähnt, von denen 20 000 mit dem *Edikt von Potsdam 1685* nach Berlin kamen. Um 1700 war fast jeder fünfte Berliner ein Hugenotte. *Sie verliehen dem Handwerk und der Wirtschaft kräftige Impulse*, bauten Manufakturen, führten in vielen Strassen das Kopfsteinpflaster ein, eröffneten Wochenmärkte, bereicherten den Gemüseanbau mit Blumenkohl und Artischocken und führten das Weißbrot, die spätere „Berliner Schrippe“ ein. Ihr Einfluss ist auch heute noch im Berliner Jargon „hörbar“, hier einige Beispiele:

- Bredullje – bredouille – Misserfolg
- Stippvisite – visite – kurzer Besuch
- direktemang – directement – unmittelbar
- patu – partout – durchaus
- Bulette – boulette – Fleischkügelchen
- Kartoffelpüree – Stampfkartoffeln
- Muckefuck – mocca faux – falscher Kaffee
- kuschen – coucher – sich niederlegen

Die südliche Friedrichstadt, wozu auch Teile des heutigen Kreuzbergs zählen, war damals noch wenig bebaut. So siedelten sich dort französische Gärtner in der Linden- und Oranienstrasse an, die früher wegen der Gärtner aus der Orange, Orangestrasse hieß (vgl. FISCHER 1988, GAHRIG 2000; SCHÜNKE 1990).

9.2 Zielstellung

Ziel der Exkursion soll es sein, nicht nur Straßen, Plätze und Gebäude zu zeigen, sondern auch die Menschen, denn eine Stadt erhält ihren Charakter nicht nur durch ihr äußeres Erscheinungsbild sondern vor allen Dingen auch durch ihre Bewohner.

Dies wird anhand der Religionen versucht und dabei werden Experten zu Hilfe herangezogen. Die Exkursionsteilnehmer wurden aufgefordert, während des Exkursionsweges die Menschen zu beobachten, ihr Erscheinungsbild, Kleidung, Auftreten sowie die Infrastruktur, Geschäfte und Cafes im Gebiet.

9.3 Standort 1 – Melancthonkirche

Im folgenden wird die am längsten in Berlin vertretene Religion, die christliche Religion, betrachtet, insbesondere ihre Geschichte und ihre religiösen Grundlagen. Außerdem erfolgt ein Expertengespräch mit dem Pfarrer der Melancthonkirche.

9.3.1 Geschichte des Christentum in Berlin

Die Christianisierung erreichte im 10. Jahrhundert mit Heinrich I auch den germanischen Raum. Die dort lebenden Slawen mit ihrer eigenen Kultur und Religion wehrten sich gegen die Christianisierung. Mit dem Slawenaufstand von 983 war diese auch für die nächsten 200 Jahre eingestellt. Erst im 12. Jahrhundert nahmen slawische Fürsten aus politischen Gründen das Christentum an und ließen sich taufen.

Mit dem Übertritt des Kurfürsten zum Evangelium wurde 1539 die Reformation Luthers in der Mark Brandenburg eingeführt. Nach dem alten römischen Rechtssatz: wessen Reich dessen Religion wurde somit auch das Volk evangelisch.

1613 kam der reformierte Glaube Calvins aus Frankreich nach Brandenburg. Aus politischen Gründen trat der Herrscher zu diesem Glauben über, aber das Volk blieb lutherisch. In keinem anderen Land außer in Brandenburg waren zu diesem Zeitpunkt Lutheraner und Reformierte gleichberechtigt. Die *Toleranzpolitik des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm* zeigt sich auch in der *Aufnahme von diversen Glaubensflüchtlingen*. So wurden 1671 50 jüdische Familien aus Wien nach Berlin geholt und 1685 mit dem Edikt von Potsdam den reformierten Hugenotten Heimat und Schutz angeboten. Dies hatte auch politische und wirtschaftliche Hintergründe, da der Staat nach dem 30 jährigen Krieg Arbeitskräfte, Steuerzahler und Soldaten benötigte.

Schon im 19. Jahrhundert setzte eine spürbare Entkirchlichung ein. Um 1870 besuchten nur ca. 1,8 % der Kirchenmitglieder den Sonntagsgottesdienst.

Die Weimarer Republik trennte Staat und Kirche. Sie sicherte der Kirche als Körperschaft eine Reihe von Rechten zu, wie zum Beispiel das Recht auf Steuererhebung. Das Eigentum der Kirche wurde nicht angetastet und an öffentlichen Schulen durfte Religionsunterricht abgehalten werden.

Im „Dritten Reich“ drohte der Kirche Gefahr durch Eingriffe des Staates und der Partei „Deutsche Christen“, die die Machtergreifung anstrebten. So konnten zum Beispiel mit dem Arierparagraphen getaufte Juden nicht mehr Pfarrer werden.

Nach dem Krieg und mit dem Mauerbau wurde auch die Kirche gespalten, jedoch verstand sie sich immer noch als eine Kirche. Im Ostteil wurde der Religionsunterricht an Schulen abgeschafft. Er musste in kircheneigenen Räumen durchgeführt werden. Mit der Wiedervereinigung kam es auch zur Wiedervereinigung der Kirche, und doch zeigten sich auf beiden Seiten große Verluste in der Mitgliederzahl (vgl. BACH 1994).

9.3.2 Grundlagen des Christentums

Begründer des Christentums war Jesus von Nazareth, der auch als Gottes Sohn bezeichnet wird und mit dessen Geburt unsere Zeitrechnung beginnt, die den verbindlichen Kalender für die gesamte Welt darstellt. Der Kalender richtet sich nach dem Sonnenjahr. Das Buch ist die Bibel. Sie wird nicht als eine von Gott offenbarte Schrift, sondern als später niedergeschriebene Heilsgeschichte gesehen.

Die Aufnahme ins Christentum erlangt man durch die Taufe mit Wasser im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes (Ursakrament). Als christliche Feste werden zum Beispiel Weihnachten, Ostern mit anschließender Fastenzeit, Christi Himmelfahrt und Pfingsten gefeiert. Im Jahre 200 wurde die Kirche als feste Organisation konstituiert.

Wie in Tab. 4 erkennbar, hat sich die christliche Kirche in viele Richtungen gespalten. Doch die gemeinsamen Glaubensinhalte aller christlichen Kirchen ist die Gottessohnschaft Jesu, der gekreuzigt wurde und nach drei Tagen wieder auferstanden ist, wodurch der geistliche Tod, die Sünde, in der Welt überwunden worden ist. Weitere christliche Glaubensgemeinschaften sind die orientalischen und die orthodoxen Kirchen (vgl. YONAN 1993).

9.3.3 Expertengespräch

Pfarrer Jürgen Bergerhoff stand als Experte der evangelischen Melancthon-Kirchengemeinde zur Verfügung. Hier folgt eine kurze Zusammenfassung seiner Aussagen: Die Gemeinde wurde 1906 gegründet, die Kirche 1955 am Planufer erbaut. Die Gemeinde

besitzt neben der Kirche am Planufer noch ein weiteres Gemeindezentrum in der Graefestraße. Sie hat ca. 4500 Mitglieder, wobei die Zahl früher deutlich höher war. Es sind fast ausschließlich Berliner deutscher Nationalität. Am Gemeindeleben nehmen vorwiegend die älteren Gemeindemitglieder teil. Es ist eine sehr traditionelle Gemeinde, die ihre Aufgaben vor allem in der Jugend- und Seniorenarbeit und in der Kirchenmusik sieht. So werden jährlich mehrere Konzerte im Kirchensaal aufgeführt, und es gibt wöchentliche Jugendtreffs und Kinderkreise. Auch eine Seniorentagesstätte im Gemeindezentrum in der Graefestraße ist eingerichtet.

Eine Zusammenarbeit mit anderen Religionsgemeinschaften gibt es nicht. Es wurden auch noch keine Anfragen aus anderen Religionsgemeinschaften an die Melancthongemeinde gerichtet. Lediglich die Jugendgruppe macht einmal im Jahr einen Besuch in der Synagoge und in einer Moschee und es gibt einen Austausch innerhalb der christlichen Gemeinden, wie zum Beispiel der gemeinsame Ökumenische Gottesdienst am Himmelfahrtstag, wo sich Christen aus verschiedenen Kreuzberger evangelischen, katholischen und orthodoxen Gemeinden sowie Freikirchen zum gemeinsamen Gottesdienst trafen.

9.4 Standort 2 – Synagoge am Fränkelufer

Fast genauso lange wie christliche Gläubige findet man Menschen jüdischen Glaubens in Berlin. Leider war es auf Grund von extremen Sicherheitsmaßnahmen nicht möglich, die Synagoge am Fränkelufer zu besuchen.

9.4.1 Geschichte des Judentums in Berlin

Erste Hinweise, dass Juden in der Stadt lebten, erhält man aus einem Brief des Berliner Stadtraten von 1295, der Wollwebern untersagte, das zur Stoffherstellung benötigte Garn bei Juden zu kaufen. Die Juden lebten isoliert im großen Judenhof und der Jüdenstraße, die bis heute mit ähnlichem Verlauf erhalten ist. *Die Juden litten schon damals unter Verfolgung und Vertreibung.* Ihnen wurde die Schuld an der Pest (1349) gegeben, an Ritualmorden, Brunnenvergiftungen, und sie wurden wegen Hostienschändung (1510) angeklagt.

Mit einem *Edikt des Großen Kurfürsten 1671* wurden 50 wohlhabende jüdische Familien aus Wien nach Berlin geholt, weil der Kurfürst auf das Kapital und die unternehmerische Energie der Juden hoffte. 1700 begann der Bau der ersten Synagoge in der Heidereuthergasse. Die meisten Juden waren damals als so genannte Hofjuden beschäftigt. Sie besaßen einen Schutzbrief und waren Kreditgeber, Juweliere und Finanzberater. Wer keinen Schutzbrief besaß musste sich als Pfandleiher oder Hausierer durchschlagen.



Abb. 61: Die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße.
Lithographie von B. Klieneck
(YONAN, G., 1993, S.13)

Mit Moses Mendelsohn kam die Emanzipation nach Berlin. Es wurden Salons eröffnet, Zusammenkünfte von Künstlern und Denkern. Damit wuchs auch die Anerkennung der Juden in Berlin.

1812 schaffte das preußische Edikt alle Schutzgelder und Sondersteuern ab und verlieh den Juden volle Staatsbürgerschaft. Doch das Wahlrecht blieb weiter eingeschränkt. In den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts kam eine große Zuwanderungswelle von so genannten „Ostjuden“, die vor der Armut in Österreich, Ungarn und Russland nach Berlin flohen. Es waren sehr arme, streng orthodoxe Juden, die sich vor allem im Scheunenviertel ansiedelten.

Im Dritten Reich wurden die Juden ihrer Rechte beraubt und es folgte Unterdrückung, Vertreibung, Deportation und Massenmord. Vor der Machtübernahme der Nationalsozialisten lebten ca. 150 000 – 200 000 Juden in Berlin, heute sind es noch ca. 12 000 (vgl. ROTH 1999; Internet).

9.4.2 Grundlagen des Judentum

Im Zentrum des Judentums steht der Bund mit dem Gott JAHWE, den Moses am Sinai geschlossen hat. Moses wird weder als Prophet noch als Religionsstifter gesehen, sondern als Führer und Lehrer.

Das Buch der Juden ist die Thora, die fünf Bücher Moses, auch das alte Testament genannt. Die Aufnahme ins Judentum erlangen Männer durch die Beschneidung. Der jüdische Kalender beginnt mit der Erschaffung der Welt im Jahre 3988 v. Chr. Es ist eine Verbindung von Sonnen- und Mondjahr, da sich die Feste oft nach Jahreszeiten richten und deshalb fest sein müssen.

Die Juden feiern unter anderem den Schabbat, das Pessach, Rosch Haschana (Neujahr), Sukkot (Laubhüttenfest), Chanukka (Lichterfest) und andere Feste (vgl. YONAN 1993).

9.4.3 Juden in Kreuzberg

Beginn des 20. Jahrhunderts war die Gegend rund um das Kottbusser Tor eine der wichtigsten jüdischen Wohnviertel. Es gab hier drei Synagogen, jüdische Geschäfte und den jüdischen Kulturbund in der Kommandantenstraße, ein Zusammenschluss jüdischer Künstler. Während NS-Zeit wurden die Juden zu Zwangsarbeit in Kreuzberger Betrieben,

z. B. bei Kodak in der Lindenstraße gezwungen. In der Fontanepromenade war eine Arbeitsvermittlungsstelle für jüdische Menschen (vgl. SCHÜNKE 1990).

9.4.4 zum Standort selbst

Die Synagoge am Fränkelufer ist eine orthodoxe Synagoge und wurde 1913-1916 erbaut. Sie bot Platz für 2000 Menschen. Neben der Synagoge stand das bis heute erhaltene Gemeindehaus, welches als Gebetsraum für Jugendliche, Verwaltungsgebäude und Kindergarten diente.

In der Pogromnacht vom 9.-10. November 1938 wurde die Synagoge schwer verwüstet. Nationalsozialisten und Bewohner entzündeten den Innenraum, so dass keine Gottesdienste mehr abgehalten werden konnten. 1924 wurde die Synagoge von der Gestapo beschlagnahmt, die darin Waffen lagerte. Am Ende des Zweiten Weltkrieges wurde die Synagoge an die jüdische Gemeinde zurückgegeben, und schon im September 1945 konnten wieder Gottesdienste im Gemeindehaus abgehalten werden. Den Wiederaufbau zog weder die jüdische Gemeinde noch der Bezirk Kreuzberg in Betracht. In den 50er Jahre wurde die Ruine abgetragen und das Gemeindehaus zur Synagoge umgebaut. Das eigentliche Synagogengrundstück ist heute eine öffentliche Grünanlage. Ein Gedenkstein kennzeichnet die südwestliche Ecke der ehemaligen Synagoge (vgl. Informationstafel Fränkelufer gegenüber der Synagoge).

9.5 Standort 3 – Merkez Moschee

Dritter Standort ist die Merkez Moschee in der Wiener Straße. Auch hier wird auf die Geschichte eingegangen. Ein Experte stand für weitere Ausführungen und Fragen zur Verfügung. Er erläuterte vor allem die Grundlagen des Islam.

9.5.1 Geschichte des Islam in Berlin

Die ersten Muslime kamen schon im 18. Jahrhundert mit dem Beginn diplomatischer, militärischer und wirtschaftlicher Beziehungen zwischen Preußen und dem Osmanischen Reich. Es kamen hauptsächlich Botschafter, Kaufleute und Soldaten nach Brandenburg. So zum Beispiel zwanzig türkische Gardesoldaten, die 1731 dem König als Geschenk gemacht wurden. Der König ließ im Langen Stall in Potsdam eine Moschee bauen, da Friedrich Wilhelm I sehr großen Wert darauf legte, dass seine Mohammedaner ihren religiösen Pflichten nachgingen. Ein bis heute sichtbares Zeichen dieser Soldaten ist der Friedhof am Columbiadamm, der 1798 eingerichtet wurde.

Erst 1922 kam es zur Gründung der ersten islamischen Gemeinde in Berlin. Sechs Jahre später wurde die erste Moschee in Wilmersdorf eröffnet.

Die Machtübernahme der NSDAP wurde von der Mehrheit der Muslime begrüßt, da sie die Befreiung ihrer Heimatländer von den Kolonialherrschern erhofften. Im Zweiten Weltkrieg sind viele Berliner Muslime gefallen, verschollen oder ins islamische Ausland abgewandert.

Mit der Gastarbeiteranwerbung, die in Berlin 1968 begann, kamen viele Muslime aus der Türkei und Jugoslawien. Die Gastarbeiter

siedelten sich in bestimmten Bezirken an und die Nachfrage nach einer religiösen Infrastruktur stieg. In Abb. 62 ist diese Konzentration an hand der entstandenen Moscheen nachzuvollziehen.

Um der bald drohenden Arbeitslosigkeit zu entgehen, gingen viele in die Selbstständigkeit: Es wurden türkische Geschäfte eröffnet, wie zum Beispiel Änderungsschneidereien, Import-, Exportfirmen, Lebensmittelläden, Döner-Kebab, Banken etc. 1996 erschien dann das erste türkische Branchenbuch (vgl. ABDULLAH 1987).

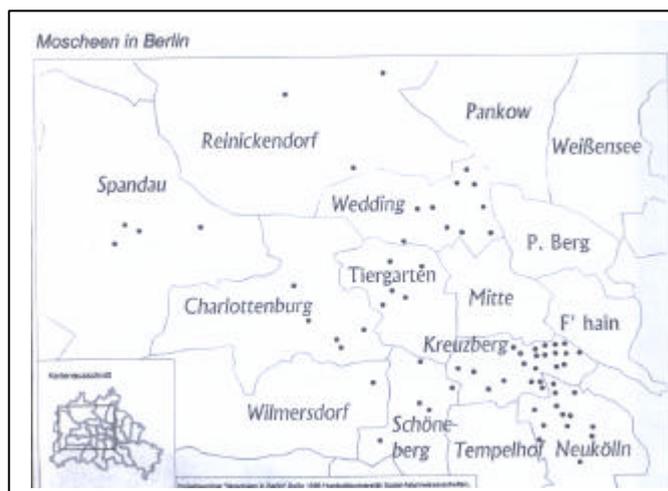


Abb. 62: Konzentration der Moscheen in Berlin (JONKER, G.; KAPPHAN, 1999, S. 14)

9.5.2 Expertengespräch

Huseyin Midik stand als Experte der Merkez Moschee zur Verfügung. Hier folgt nun eine kurze Zusammenfassung seiner Aussagen: Der Islam bedeutet Hingabe an Gott. Er beruht auf fünf Säulen: Dem Glaube an Gott und seines Propheten Mohammed, die fünf täglichen Gebete, die an bestimmte Zeiten gebunden sind, das Fasten im Monat Ramadan, die Zakat zahlen und die Pilgerfahrt nach Mekka. Mohammed gilt als Vollender einer Reihe von Propheten und ist damit der letzte, nach ihm folgt niemand mehr.

Das Buch der Muslime ist der Koran. Die Aufnahme in den Islam erlangt man, in dem man vor zwei Zeugen das Glaubensbekenntnis spricht. Die Moschee selbst ist für alle offen. Sie hat keine feste Mitgliedschaft. Da es eine türkische Moschee ist, kommen vor allem türkische Muslime dorthin jeden Alters und Geschlechts, aber auch jeder andere ist willkommen. Die Frauen beten hinter den Männern oder sogar in einem Nebenraum, wenn nicht genug Platz für alle ist, wie das zum Beispiel zum Freitagsgebet oft der Fall ist.

Es werden verschiedene Kurse sowohl für Erwachsene als auch für Kinder angeboten, wie Koranlesen oder arabisch lernen oder auch deutsch lernen. *Eine Zusammenarbeit mit anderen Religionsgemeinschaften gibt es nicht und ist auch nicht gewollt.*

Ergänzung: Der muslimische Kalender beginnt mit der Auswanderung Mohammeds aus Mekka nach Medina im Jahr 622 nach christlicher Zeitrechnung und richtet sich nach dem Mond. Gefeiert wird das Fastenbrechen am Ende des Ramadan, das Opferfest, der Geburtstag des Propheten und die Himmelfahrt des Propheten.

Die Moscheen in Berlin fungieren oft auch als soziale Treffpunkte. Mit diversen Angeboten wie Kindertagesstätten, Nachhilfeunterricht, Computerkurse u.ä. entwickelten sie eine Sozialstruktur, die die klassischen religiösen Dienstleistungen ergänzen.

9.6 Standort 4 – Internationaler Zen Tempel e. V.

Als jüngste der ausgewählten Religionen wird auf den Buddhismus eingegangen. Es werden die gleichen Themen diskutiert wie auch schon bei den vorhergegangenen Religionen. Ein Großmeister empfing uns als Experte im Internationalen Zen Tempel .

9.6.1 Geschichte des Buddhismus in Berlin

Der Buddhismus hatte vor allem in Asien großen Einfluss. Zunächst war er auf Indien und Nepal beschränkt, breitete sich aber dann durch Wandermönche über Ceylon nach China, Korea und Japan aus.

In Europa wurde der Buddhismus erst im 19. Jahrhundert bekannt, als große Teile der buddhistischen Schriften übersetzt wurden. Der Philosoph Arthur Schopenhauer machte den Buddhismus Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland bekannt. Zur Jahrhundertwende beginnt sich der Buddhismus als Religion zu organisieren, kommt aber im ersten Weltkrieg zum Erliegen. In Deutschland erhält er neue Impulse zum Beispiel durch die Gründung des buddhistischen Hauses in Frohnau (Abb. 63) durch den Arzt Paul Dahlke 1924. Mit den Nationalsozialisten verfällt der Buddhismus wieder in Stagnation und wird erst in den fünfziger Jahren neu konstituiert. Das buddhistische Haus wird 1957 an die ceylonesisch-buddhistische Missionsgesellschaft „German Dharmaduta Society“ abgegeben. Seit 1958 werden dorthin singhalesische Mönche geschickt, um Missionsarbeit zu leisten. Seitdem gab es viele Neugründungen von buddhistischen Zentren und Tempeln in Berlin. Ein Grund dafür ist unter anderem auch, dass der Buddhismus in Berlin staatlich gefördert ist (vgl. YONAN 1993; BAUMANN 1999).

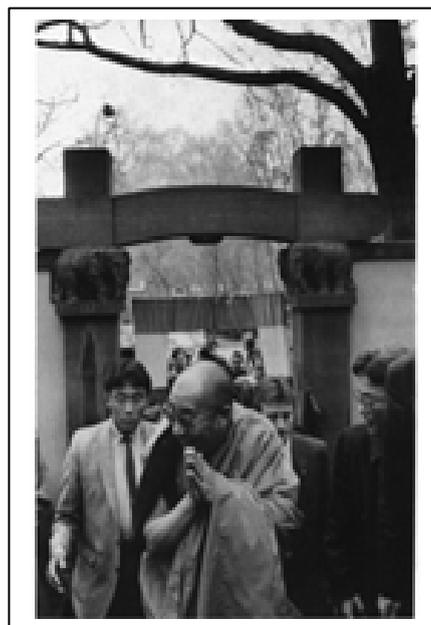


Abb. 63: Der Dalai Lama bei seinem Besuch im Buddhistischen Haus (YONAN, G. 1993, S.107)

9.6.2 Expertengespräch

In der religiösen Welt wird seit langen gestritten, ob der Buddhismus eine Religion ohne Kirche, eine östliche Philosophie oder eine Lebensregel für weltabgewandte Asketen sei.

Großmeister Young San Seong Do aus Korea stand als Experte des International Zen Tempel unseren Fragen zur Verfügung. Hier eine Zusammenfassung seiner Aussagen: Der Ursprung des Buddhismus geht auf Siddharta Buddha (560-480 v. u. Z.) in Indien zurück, der als Wanderasket auf der Suche nach dem Wesen der Wahrheit war. Doch durch die Askese fand er keine Erkenntnis, auch das „Weltleben“ befriedigte ihn nicht und erst durch tiefe Meditation erlangte er Erleuchtung. Darauf hin verkündete er diese Lehre, eine Lehre ohne Kastenordnung.

Im Mittelpunkt steht die Erlösung des Menschen und aller Wesen aus der Kette der Wiedergeburten durch die Einhaltung sittlicher Vorschriften und Meditation. Durch Meditation kann der Mensch von innen heraus zur Erlösung kommen, nicht durch einen äußerlich göttlichen Gnadentakt.

Die Aufnahme in den Buddhismus erlangt man durch das Empfangen von fünf oder zehn Geboten. Buddha wird nicht als Prophet angesehen, sondern als Lehrmeister und Vorbild. Als Fest wird unter anderem das Wesak-Fest, die Geburt, Erleuchtung und der Tod Buddhas gefeiert, wozu die Mitglieder des Zentempels kleine Laternen bastelten, von denen jede einen persönlichen Wunsch enthielt.

In den Zentempel kommen nicht nur Koreaner, auch Deutsche, Engländer, Polen, Italiener und andere nehmen an den Wochenendseminaren teil und die Zahl der Teilnehmer nimmt ständig zu. *Auch ist man daran interessiert, Kontakt zu anderen Religionen zu halten und sich auszutauschen.* So hielt der Großmeister zum Beispiel auf dem Friedenskongress in Deutschland eine Rede und sprach mit Vertretern anderer Religionen.

Ergänzung:

Als Symbol des buddhistischen Weltbildes gilt das Lebensrad, in welches jedes Lebewesen geboren wird. Im Buddhismus ist das Tier dem Menschen gleichgestellt. Es gibt kein einheitliches Gedankengebäude. Die Buddhisten beziehen sich auf die Reden Buddhas, die von den Ordensangehörigen mündlich überliefert und 300 bis 400 Jahre später in Pali und Sanskrit niedergeschrieben wurden. Das Ziel ist ein reiner Geist, weshalb angeraten wird, nichts zu essen, was stark riecht, kein Fleisch, keinen Fisch, keinen Alkohol zu trinken und nicht zu rauchen, weil dies das geistige Leben behindert.

Der Kalender orientiert an der solaren und lunaren Zeitrechnung und beginnt mit dem Todesjahr des Buddha im Jahr 544 vor unserer Zeit.

9.7 Abschließende Bemerkungen

In Berlin hat die Religion schon immer eine Rolle gespielt. Auch war die Stadt schon früh von fremden, sich von der christlichen Religion unterscheidenden Religionen geprägt und somit auch Diskriminierung und Verfolgung schon früh präsent.

Trotzdem haben sich die Einwanderer ihre Kultur und Religion erhalten und sie mit in das Stadtleben einfließen lassen. So ist die Stadt geprägt durch verschiedene Feste, auf die speziellen Speise- und Kleidervorschriften ausgerichteten Läden und Tages- und Lebensabläufe.

Fast jede religiöse Einrichtung bietet verschiedene Programme an, die über die religiösen Pflichten hinausgehen und auch andere dazu einladen sollen. Leider sieht die Wirklichkeit anders aus. Es gibt noch starke Segregation und keinen wirklichen Kontakt zwischen den einzelnen Religionen.

Die Exkursion zeigte das friedliche *Nebeneinander* leben von vier Religionen und leider nur sehr wenig *Miteinander*.

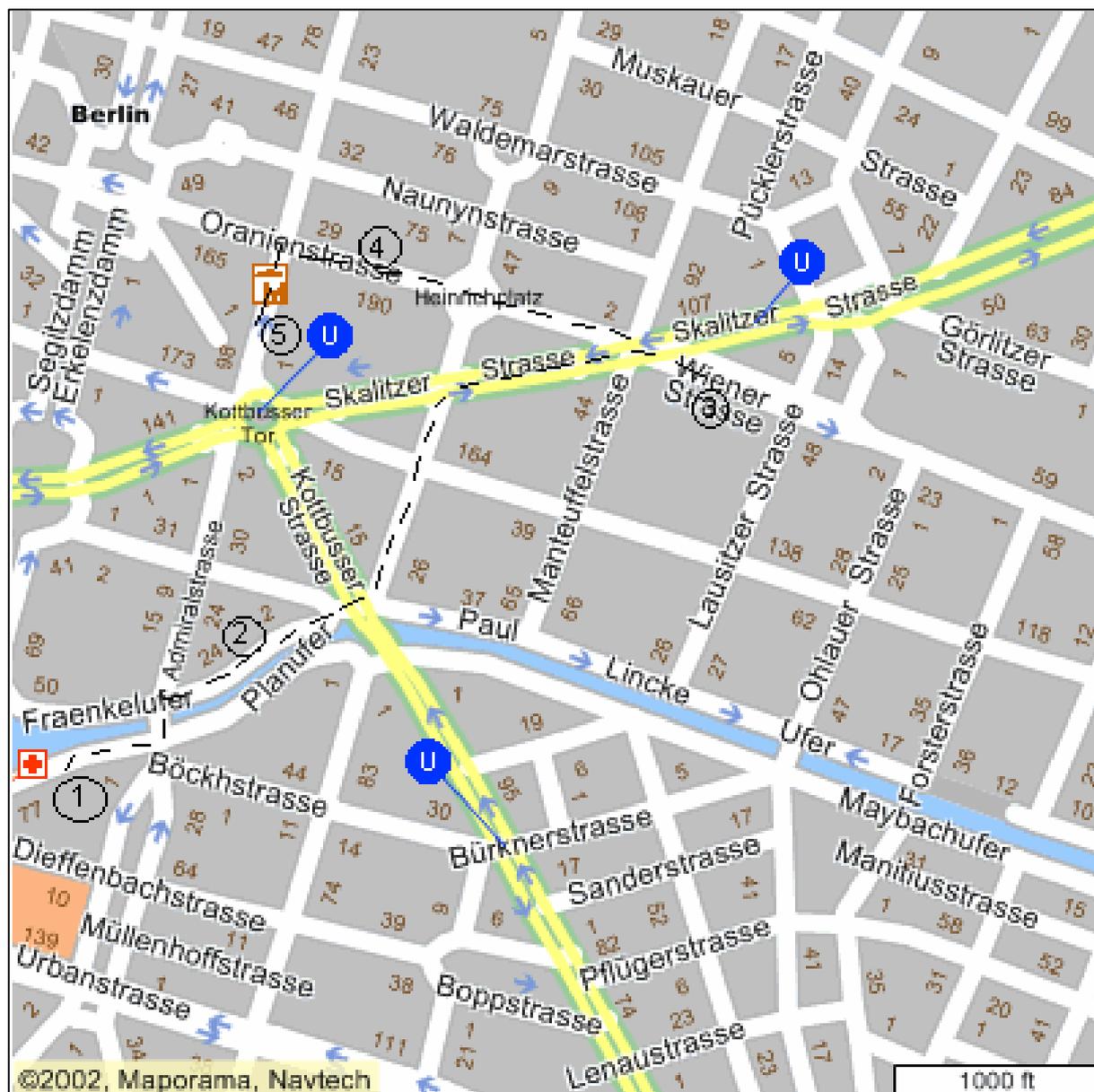


Abb. 64: Exkursionsroute
 (<http://www.yahoo-maps.com>)

Literatur:**ABDULLAH, S. M. (1987):**

... und gab ihnen sein Königswort Berlin-Preussen-Bundesrepublik, Ein Abriß der Geschichte der islamischen Minderheit in Deutschland. Berlin.

BACH; U.; KOLLAND; D., Hrsg. (1994):

Immer wieder Fremde - Kirchengeschichte zwischen Herrschaftstreue, Glaubensanspruch und Menschlichkeit. Berlin.

BAUMANN, M. (1999):

Kompass Weltreligionen - Buddhismus. Hannover.

FISCHER, G. (1988):

Die Hugenotten in Berlin. Berlin.

GEO SPEZIAL JUBILÄUMSAUSGABE (1999) :

Die Welt erleben – Berlin, Nr. 1 Februar.

GAHRIG, W. (2000):

Unterwegs zu den Hugenotten in Berlin. Berlin.

GROßMEISTER YOUNG SAN SEONG DO (2001):

Su-Ge-Schik – Zeremonie zum Empfang der 5 buddhistischen Gebote. Berlin.

GROßMEISTER YOUNG SAN SEONG DO (2001):

Gong-An. Berlin.

HANIKA, I. (1. 9. 2001):

Das Drehmoment erhalten. Frankfurter Allgemeine Berlin.

HEINE, P.; JOHANSEN, B.; STEPPAT, F. (2001):

Der Islam und die Muslime- Geschichte und religiöse Traditionen. Berlin.

JONKER, G.; KAPPAN, A. Hrsg (1999):

Moscheen und islamisches Leben in Berlin. Berlin.

LOTUSBLÄTTER-ZEITSCHRIFT FÜR BUDDHISTEN 2-2000**ROTH, A.; FRAJMAN, M. (1999):**

Das jüdische Berlin heute. Berlin.

SCHÜNKE, B. (ca. 1990):

Stadtrundfahrten - ein Beitrag zu einer Antirassistischen Erziehung - Das Beispiel Kreuzberg (Diplomarbeit). Berlin.

WOLFINGER, G. (14. 1. 2000):

Die Befreiung von den 108 Leidenschaften. Der Tagesspiegel Berlin.

YONAN, G. (1993):

Einheit in der Vielheit- Weltreligionen in Berlin. Berlin.

Internet:

<http://www.kirchen-ff.de>

http://www.berlinonline.de/wissen/berlin_chronik

<http://www.statistik-berlin.de>

<http://www.berlin-judentum.de/adresse/index.htm>

<http://www.payer.de/judentum>

<http://www.juedisches-berlin.de/geschichte>

<http://www.yahoo-maps.com>

10. NEUE WOHNFORMEN IM TIERGARTENDREIECK

Exkursionsroute: Von der Heydt Str. 16-18, IBA Stadtvillen (Rauchstr.4-10), Ökohaus (Corneliusstr. 11-12), Pocket Park, Corneliuspromenade

Die Exkursion befasst sich mit neuen Wohnformen im Tiergartendreieck⁹. Dabei wird die historische Entwicklung des Tiergartenviertels hinsichtlich der dominierenden Wohnformen im jeweiligen Zeitraum beleuchtet. Im Zuge der Exkursion wird die Bedeutung des Viertels hervorgehoben und die Sozial- und Haushaltsstruktur der ansässigen Bevölkerung dargestellt. Des Weiteren wird der Aspekt des sicheren, hochwertigen bzw. exklusiven Wohnens erörtert.

10.1 Einführung

Ein alter Berliner Kalauer bezeichnete den Berliner Tiergarten als einen Garten, in dem man die hohen Tiere in ihm sehen konnte. In der 200jährigen Besiedlungsgeschichte des südlichen Tiergartenviertels ist dieses stets durch Besonderheit und Exklusivität gekennzeichnet. Das gilt sowohl in baulicher, sozioökonomischer als auch in demographischer Hinsicht.

Nach der Umwandlung des Tiergartens 1742 von einem kurfürstlichen Jagdrevier in eine öffentliche Parkanlage, erlangte dieser, in der Berliner Bevölkerung zunehmend mehr Aufmerksamkeit, und avancierte zu einem beliebten Ausflugsort für die „Wohlhabenden“. Sie errichteten Landhäuser, welche im 18. Jahrhundert durch Villenbebauung ersetzt wurden. Im Laufe der Industrialisierung wurde aus der vornehmen Villenkolonie ein modernes, innerstädtisches Geschäfts- und Wohnviertel. Dieses war für damalige (Jahrhundertwende) Berliner Wohnverhältnisse äußerst luxuriös. Die übliche Bebauung war im westlichen Tiergarten durch repräsentative fünfgeschossige Mietshäuser gekennzeichnet. Diese zeichneten sich durch einen hohen Wohnstandard aus. Einige Wohnungen verfügten teilweise über einen Wasseranschluss und sanitären Einrichtungen innerhalb der Wohnung. Die Mietshäuser verfügten über prachtvolle Fassaden und Erker. Die Bewohner des Tiergartenviertels kamen aus den höheren bis mittleren Bevölkerungsschichten und die Bewohnerstruktur war homogen.

Während der Nazidiktatur 1933-1945 entwarf Albert Speer sein städtebauliches Leitbild „Hauptstadt Germania- Neugestaltung der Reichshauptstadt“. In diesem Rahmen war für das

⁹ Als Tiergartendreieck wird das vormalige Diplomatenviertel (zwischen Zoo und Kemperplatz) zwischen dem südlichen Tiergartenrand und dem Landwehrkanal und zwischen der Klingelhöfer-, Rauch-, Stüler- und Corneliusstraße verstanden.

Tiergartenviertel die Ansiedlung ausländischer Vertretungen geplant. 1937 wurde das Gebiet zum Diplomatenviertel erklärt.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, wurde das Ausmaß der Zerstörung im sogenannten Tiergartendreieck besonders deutlich. Jahrzehntlang scheiterten viele städtebauliche Ideenwettbewerbe und das Gebiet zwischen Klingelhöfer, Rauch- und Corneliusstraße wurde einerseits als Rummelfläche genutzt andererseits handelte es sich um die größte, innerstädtische Brachfläche West-Berlins.

Im Zuge des Regierungswechsels und -umzugs nach Berlin, unterlag das Klingelhöfer Dreieck einen erneuten Wandel. Mit den Ansiedlungen von Botschaften, Verbands- und Verwaltungsgebäuden entstanden im Gebiet auch hochwertige Wohnungen (insgesamt 168) sowie gehobene Dienstleistungen. Im Mittelpunkt der Wohnanlage, befindet sich der „Pocket Park“, welcher als Erholungsoase für die Anwohner und für Besucher dient.

Weltstädtisches, urbanes, gehobenes Wohnen im Grünen am Wasser und insbesondere sicheres Wohnen sind Schlagwörter mit denen im Tiergartenviertel eine bestimmte sogenannte „neue Wohnform“ charakterisiert und durch seine besondere Mieterstruktur repräsentiert wird.

10.2 Zielstellung

Das Ziel der Exkursion ist es, an den ausgewählten Standorten die jeweils neuen Wohnformen in historischer Abfolge im Tiergarten Dreieck, zu zeigen. Außerdem gilt es die Fragestellung zu klären, wie und wodurch die „traditionellen“ Wohnformen ersetzt wurden.

10.3 Standort 1- von der Heydt Str. 16- 18

Die „von der Heydt- Villa“ ist eine der letzten Tiergartenvillen, welche sowohl von den Abrissplänen Albert Speers verschont geblieben ist, als auch den Zweiten Weltkrieg, wenn auch schwerbeschädigt, überstanden hat. Sie gilt heute als ein Zeugnis des im 19. Jahrhundert dominierenden Bautypus des südlichen Tiergartenviertels. Nämlich eines Villenviertels. Die von der Heydt- Villa wurde zwischen 1860 und 1862 von Hermann Ende und dem Geheimen Oberbaurat G. Linke als Wohnhaus für den Minister a.D. August Freiherr von der Heydt erbaut. Es handelt sich um ein typisch klassizistisches Gebäude mit Säulen, einem hohen Sockel, einem niedrigen Mezzainegeschoss, einer Säulenhalle mit Freitreppe und einer symmetrischen Grundrisseinteilung. Die Familie von der Heydt bewohnte die Villa nicht durchgehend. So diente sie in den 1880er Jahren der chinesischen Gesandtschaft als Gasthof für chinesische Delikatessen, in den Jahren 1890 bis 1919 unterhielt Karl von der Heydt dort einen der glänzenden Salons der Berliner Gesellschaft. Mit Ende des Ersten Weltkrieges und der Revolution, wurde das Haus an den neuen Eigentümers „Allgemeine Deutsche Sportverein e.V.“ verkauft. Im Schutze des unauffälligen Namens etablierte sich

ein exklusiver Club, dessen Mitglieder in den großzügigen Räumen der „abgeschiedenen Villa“ fast 15 Jahre lang dem Glücksspiel frönen konnten. 1938 wurde die Villa vom deutschen Reich erworben und diente bis 1945 dem Chef der Deutschen Reichskanzlei als Dienstwohnsitz. Im November 1944 wurde die Heydtsche Villa durch einen Bombenangriff stark beschädigt. Von 1957 bis 1967 wurden in den provisorisch wiederhergestellten Kellerräumen des Gebäudes Pralinen und Bonbons hergestellt. 1966 wurde dem Gebäude der Denkmalstatus verliehen. 10 Jahre später wurde mit dem Wiederaufbau der Villa begonnen und 1980 war die Restaurierung abgeschlossen. Heute ist die Heydtsche Villa Sitz des Präsidenten des Preußischen Kulturbesitz.¹⁰

Die Entstehung des Tiergartenviertels lässt sich bis vor 1700 zurück datieren. Infolge des Edikts von Potsdam siedelten sich südlich des Tiergartens französische Refugiers an, um Obst- und Gemüseanbau zu betreiben. Die Besiedlung erfolgte auf langen, schmalen Parzellen entlang eines unbefestigten Weges und reichten bis an den Schafgraben. (*heute*: Landwehrkanal) (vgl. SCHMIDT 1988, S. 47).

Bis 1742 diente der Tiergarten ausschließlich als kurfürstliches Jagdrevier, doch mit seiner Umgestaltung und Umwandlung zur öffentlichen Parkanlage entwickelte sich der Bereich zu einem beliebten, stadtnahen Ausflugsziel des wohlhabenden Berliner Bürgertums. Die gärtnerisch-landwirtschaftlichen Anlagen wurden zu Gastwirtschaften umgenutzt und zugunsten einer Landhausbebauung für die Sommeraufenthalte der gehobenen Bevölkerungsschicht schrittweise aufgelöst. Zu jenem Zeitpunkt war es „modern“ in einem Land- oder Gartenhaus vor den Toren der Stadt zu wohnen. An Wegeverlängerungen wurden repräsentative Sommerhäuser nach baulichem Vorbild des Landhausadels in ein- bis zweigeschossiger Bauweise errichtet (vgl. MÜLLER 1990, S. 10). Um 1800 gab es bereits 18 Land- und Gartenhäuser, 8 Gastwirtschaften und zahlreiche Sommerwohnungen (vgl. GROTH GRUPPE 2000, S. 99).

Mit dem 1828 aufgestellten Bebauungsplan von H. Schmid für die „Friedrichsvorstadt“ (Tiergartenviertel) wurde das Gebiet zu Bauland erklärt. Durch Parzellierungsmaßnahmen im Bereich vorhandener Wegeverbindungen (Tiergartenstraße, Bellevuestraße, Potsdamer Straße) entstanden Grundstücke, die mit Wohnhäusern bebaut wurden. Es entstanden die sogenannten Vorstadthäuser oder auch städtischen Mietvillen. Diese waren durch eine dreigeschossige Bauweise geprägt und befanden sich freistehend inmitten von großzügig gestalteten Gartenanlagen, weitere Merkmale waren Balkone und Loggien. Das abgeschlossene Treppenhaus und die aufgeführten Merkmale waren Indizien für den neuen vorherrschenden Bautypus der folgenden Jahrzehnte, nämlich der einer Villenkolonie mit luxuriösen

¹⁰ Vgl. abgerufen 03.06.2002]

Wohnbauten und gepflegten Gartenanlagen. Bis in die 70er Jahre des 19. Jahrhunderts hinein, bestimmten die hochherrschaftlichen Mietshäuser und repräsentativen Villen die städtebauliche Struktur (vgl. SCHMIDT 1988, S. 49). Seine prominentesten Bewohner jener Zeit waren Theodor Fontane und die Gebrüder Grimm. Trotz des in Kraft getretenen Bebauungsplan von J. Hobrecht 1862 konnte im Tiergartenviertel die lockere Bebauungsstruktur erhalten bleiben. Die Besonderheit des Wohnquartiers kennzeichnete sich des weiteren durch ein Verbot von Fabrikansiedlungen sowie der Forderung die spezifische vorstädtische (offene) Bauweise mit seinen Freiräumen zu erhalten. Dadurch konnte eine Umwandlung in ein dicht bebautes Wohngebiet mit Handwerks- und Industriebetrieben verhindert werden (vgl. MÜLLER 1990, S. 23). Mit dem Abriß der Stadtmauer 1865 „näherete“ sich das Tiergartenviertel der Friedrichstadt (heute: Berlin Mitte) an. Dennoch blieb der individuelle Wohncharakter des Tiergartenviertels erhalten und es galt weiterhin als vornehmes Viertel für die gehobenen Bevölkerungsschichten.

Die im ausgehenden 19. Jahrhundert einsetzende Hochkonjunktur (Gründerzeit) und der zunehmende Bedeutungsgewinn Berlins als Industrie- und Hauptstadt (Reichshauptstadtgründung 1871) führte im Tiergartenviertel zu einem Funktionswandel. Steigende Bodenpreise verursachten eine dichtere und höhere Bebauung. Die Grundstücke wurden fortschreitend parzelliert und mit vier- bis fünfgeschossigen Gebäuden direkt an der Straßenflucht erbaut (ebd., S. 30). Entlang der Potsdamer Straße, die sich zur vornehmen Geschäftsstraße entwickelte, etablierten sich Geschäfte, Luxushotels und gastronomische Einrichtungen. Die Wohnnutzungsfunktion und die Bevölkerungsdichte nahmen ab. Im westlichen Tiergartenviertel hingegen dominierte weiterhin die Wohnfunktion. Trotz massiver Bebauungs- und Verdichtungsmaßnahmen sowie steigender Bodenpreise entstanden weiterhin herrschaftliche Villen und luxuriöse Wohnhäuser. Diese zeichneten sich durch ihre prachtvolle Fassadengestaltung und einem hohen Wohnstandard aus, sie entstanden in vier- bis fünfgeschossiger Bauweise mit Seitenflügeln und Hinterhaus, die Großraumwohnungen hatten bis zu 20 Zimmern (vgl. SCHMIDT 1988, S. 50). Um die Jahrhundertwende (19/20. Jh.) entwickelte sich das Tiergartenviertel vom reinen Wohn- zum Mischgebiet.

10.4 Standort 2- Rauchstraße 4-10

Ende der 40er Jahre des 20. Jahrhunderts wurde im ehemaligen Tiergartenviertel mit den Aufräumungsarbeiten begonnen. Die Trümmer wurden beseitigt und eine Vielzahl der Häuser abgerissen. Von den 529 vorhandenen Gebäuden (um 1940) standen 1957 noch 49, davon waren 16 gut erhalten geblieben (vgl. GROTH GRUPPE 2000, S. 106). Zu einer Neubebauung des Gebietes kam es aufgrund der unsicheren gesamtstädtischen und politischen Entwicklung vorerst nicht. Als Bauland wurde das Gebiet, das gänzlich im Westteil der Stadt Berlin und an die Sektorengrenze reichte, für eine mögliche

Wiedervereinigung der Stadt Berlin reserviert, so das hier innerstädtische Brachen entstanden, deren Zustand sich mit dem Mauerbau 1961 verfestigten (vgl. MÜLLER 1990, S. 63 f.). Im Falle einer Wiedervereinigung wollte die Regierung sich die Möglichkeit beibehalten, dass das Tiergartenviertel wieder Diplomatenviertel wird. Erst nach dem „Städtebaulichen Ideenwettbewerb: Landwehrkanal-Tiergarten“ von 1974, rückte man von der Idee eines ausschließlichen genutzten Diplomatenviertels ab. Das Konzept sah eine dichtere Bebauung für das gesamte Tiergartenviertel vor, dieses scheiterte und wurde 1978 aufgegeben (vgl. GROTH GRUPPE 2000, S. 107).

Im Jahre 1980 wurde ein Wettbewerb zum Thema: „Innenstadt als Wohnort“ von der Bauausstellung Berlin GmbH in Zusammenarbeit mit dem Senator für Bau- und Wohnungswesen ausgelobt. Rob Krier gewann den Wettbewerb. Das städtebauliche Leitbild für das Gebiet rund um die Thomas-Dehler Straße, die Rauchstraße, Stüler- und Drakestraße ist das der „Stadtreparatur“ gewesen (vgl. KLEIHEUS 1985, S. 6). Im Zuge der IBA¹¹ 1984 entstanden nach 14monatiger Bauzeit insgesamt 239 Wohnungen in neun sogenannten „Stadt villen“. Die Stadt villa der achtziger Jahre des ausgehenden 20. Jahrhunderts, stellte die aktualisierte und variierte Form eines historischen Bautyps dar. Dabei wurde eine geschlossene Bauweise vermieden. Weitere Demonstrationsziele waren u. a. „attraktives und verschiedenartiges“ Wohnen am südlichen Tiergartenrand mit direkter City- Anbindung sowie die Erschaffung großzügig angelegter Frei- und Grünräume innerhalb der Wohnanlage. Ein Teil des Gesamtvorhabens wurde im öffentlich geförderten sozialen Wohnungsbau realisiert. In der Gesamtkonzeption waren Mehrfamilienhäuser enthalten, welche die Erreichbarkeit der Baugrundstücke sowie die Verfügbarkeit von Stellplatzanlagen sicherten und größtmögliche Wohnruhe bieteten. Eine besondere Zweckbestimmung des Wettbewerbs ist die Nutzung für behindertengerechte Wohnungen im Erdgeschoss gewesen. Die Errichtung von Rampen und großzügig geschnittene Räume bildeten die Grundlage für ein behindertenfreundliches Wohnen.

Die Anforderung welche die Architekten zu berücksichtigen hatten, zeigte sich in der Neuentwicklung und dem Vorschlag unterschiedlicher Wohnungstypen unter Berücksichtigung unterschiedlicher Wohnungsgrößen. Der angestrebte Wohnungsschlüssel war:

Tab.9: „Wohnschlüssel der Stadt villen“

Anzahl der Zimmer	Fläche in m ²	Anteil der Wohnungen in %
2	50-60	5
2	60-70	15
3	70-80	25
3	80-90	30
4	90-115	15
5+6	120-180	10

Quelle: IBA 1984, S. 33

¹¹ IBA: Internationale Bauausstellung

Abweichend von anderen innerstädtischen Situationen, in denen die Traufhöhe der umgebenden historischen Bebauung eine Entwurfsvorgabe darstellt, konnte im Wettbewerbsgebiet einem eigenständigen städtebaulichen Konzept gefolgt werden, da Nachbargebäude kaum vorhanden waren. Die Höhenentwicklung und damit die Geschosshöhe der Neubauten waren nicht vorgeschrieben. Die Geschossflächenzahl beträgt 1,2. Hinsichtlich der Freiflächen wurde eingeplant, dass Spielflächen für die Kinder und private, den Wohnungen direkt zugeordnete, Gärten entstehen. Des Weiteren sind gemeinschaftlich zu nutzende Freiflächen konzipiert worden. In den Stadtvillen wohnen kleine und große Familien differenzierter Bevölkerungsgruppen, in unterschiedlichen Wohnungsgrößen im Mehrgeschossbau zusammen (vgl. IBA Berlin, 1984, S. 31).

10.5 Standort 3- Corneliusstr. 11-12

Anfang der achtziger Jahre des ausgehenden 20. Jahrhunderts, wurde ökologisches, umweltbewusstes Denken und Handeln für einen Großteil der deutschen Bevölkerung zunehmend erstrebenswerter. Der Wunsch seine politische, gesellschaftliche Orientierung durch die Art des Wohnens auszudrücken wurde mit der Fertigstellung der zwei Ökohäuser (Rauchstraße 21 und Corneliusstraße 11-12) realisiert. Im Vordergrund der Maßnahmen standen „City- und naturnahes Wohnen auf Selbstbau- Etagegrundstücken“. Die Demonstrationsziele die in der Rauch- und Corneliusstraße verwirklicht wurden waren zunächst die Integration der Bebauung in den wertvollen Pflanzenbestand der Grundstücke. Die Eigenheime auf der Etage sind umweltschonend zu bewirtschaften (z. B. Nutzung der Sonnenenergie durch Solarzellen). Mit der intensiven Begrünung der Terrassen, Dächer und Wände konnte ein Teil der durch den Bau verloren gegangenen Vegetation kompensiert werden. Die ersten Vorstudien für die Bebauung erfolgten in den Jahren 1980/81, das Realisierungskonzept wurde im Jahr 1982 vorgestellt und nachdem vier Jahre später die Baugenehmigung für den Rohbau erlangt wurde, konnten die Ökohäuser 1989 fertiggestellt und bezogen werden. Die Finanzierung des Gebäudes in der Corneliusstraße wird einerseits durch das Eigenkapital der Eigentümer, andererseits durch das Eigentumsförderungsprogramm des Landes Berlin sowie der Zusatzförderung des Bundes getragen. Im Gebäude befinden sich 26 Wohnungen und 1 Gewerbeeinheit (vgl. IBA 1987, S. 36).

10.6 Standort 4- „Pocket Park“

Im Zentrum des Quartiers „Klingelhöfer Dreieck“¹² liegt der rund 6000 m² umfassende „Pocket Park“. Er stellt eine „Naherholungsoase“ für die Bewohner und die im Gebiet

¹² „Klingelhöfer Dreieck“ bezeichnet das Gebiet zwischen Klingelhöfer-, Stüler-, Rauch- und Corneliusstraße

arbeitende Bevölkerung dar. Die Neuartigkeit durch die sich der Park auszeichnet ist das er über variierende Öffnungszeiten (abhängig von den Jahreszeiten) verfügt. Während der Öffnungszeiten ist der Park auch für die Öffentlichkeit zugänglich. Im Wohnprojekt „Klingelhöfer Dreieck“ wird dem Sicherheitsaspekt eine herausragende Bedeutung beigemessen. Das bedeutet u.a. das aus dem halböffentlichen Raum, welcher der „Pocket Park“ tagsüber darstellt, mit Einbruch der Dunkelheit ein privater Raum wird. Die Tore werden geschlossen und somit das Eintreten Unbefugter verhindert.

Im angloamerikanischen Sprachgebrauch wird der Begriff der „Gated Community“ verwendet. Gated Communities sind gegenüber der Öffentlichkeit abgeschlossene und meist privatbetriebene Wohnsiedlungen. *„Dieser neue Siedlungstyp hat sich insbesondere in den USA entwickelt und ist dort innerhalb der letzten 15 Jahre zu einem Massentrend geworden“* (vgl. FRANTZ 2001:12 zitiert in SCHULZ, M. 2002, S. 7). Ungefähr 8 Millionen der US-Bürger leben schätzungsweise in 20000 Gated Communities¹³. Die vier Merkmale die sich nach der Definition von (BLAKELY / SYNDER 1997: 2) definieren lassen sind:

- Sicherheit als Entwicklungskonzept
- Die Privatisierung des öffentlichen Raumes
- Die physischen- baulichen Hilfsmittel um Sicherheit zu erzeugen
- Verbreitung in allen sozialen Schichten

Das zentrale Motiv einer Gated Community ist nach Jan Werheim (vgl. SCHULZ, M., 2002 S. 10) die Kontrolle z. B. über das Territorium oder das Verhalten und die Lebensstile der Bewohner. Hinzu kommt die stetig steigende Angst vor Kriminalität. Schutz und Sicherheit insbesondere in den „eigenen vier Wänden“ wird zunehmend wichtiger für einen wachsenden Teil der Bevölkerung.

In Anlehnung an den Concierge Service der Gründerzeit verfügt ein Teil der umgebenden Wohnanlage u. a. über eine Eingangslobby mit Doorman, dessen Aufgabenbereich sehr vielseitig ist. In erster Linie überwacht der Doorman die unterschiedlichen Monitore. Es sind 15 Kameras im Projektbereich der Wohnanlage vorhanden. Des weiteren gibt es ein unsichtbares Überwachungssystem zwischen Wohnung und Doorman zur sofortigen Meldung bei Störungen aller Art sowie eine Gegensprech- und Videoanlage. Ein professionelles Beleuchtungs- und Überwachungssystem mit Glasbruch- und Bewegungsmelder, Lärmtaster mit integrierter Lichtsteuerung und gesicherte Fenster und Eingangstüren im Erdgeschoss, verhindern außerdem unbefugtes Eindringen in die Wohnanlage. Das Sicherheitskonzept beinhaltet für die Zugangskontrolle der Bewohner über

¹³ Vgl. M.G Synder und E.J. Blakely „Fortress America“, 1997

ein Code-Kartensystem. Besucher müssen vorher von den Anwohnern beim Doorman angekündigt/ angemeldet werden.

Über den Doorman können die Mieter der Wohnanlage differenzierte kostenpflichtige Serviceansprüche wahrnehmen. Zu den Dienstleistungsstandardangeboten gehören zum Beispiel: Einkäufe aller Art, Erledigung von Postsendungen, Reinigung von Garderobe, Pflege und Säuberung der Wohnung usw. Die Form des „sicheren Wohnens“ ist ein neues Phänomen in der jüngeren deutschen Wohnungspolitikdebatte, sie ist wesentlicher Bestandteil des exklusiven Wohnens.

„Neue Wohnformen sind sowohl Folge des gesellschaftlichen und ökonomischen Wandels und zunehmender sozialer Differenzierung und Individualisierung als auch Ausdruck vielfältiger Wünsche und Bedürfnisse nach eigenverantwortlicher Gestaltung der Wohnverhältnisse“ (zit. Neue Wohnformen Hrsg. Deutsche Wüstenrot Stiftung 1999, S. 7).

Die soziale Einheit des Wohnens, der Haushalt, ist immer seltener eine Familie. Es entwickeln sich neben und anstelle des Familienhaushaltes die sogenannten „neuen Haushaltstypen“. H. HÄUSSERMANN bezeichnet als solche: die Alleinstehenden (Singles), die unverheiratet zusammenlebenden Paare, Alleinerziehende und die Wohngemeinschaften (vgl. ebd., S. 12). Die Motive, Ziele und Realisierungen von neuen Wohnformen können höchst unterschiedlich sein. Sie sind immer im gesellschaftlichen, historischen und politischen Kontext zu bewerten. So stellte das Zusammenleben der Familie in Großwohnungen und Villen im 19. Jahrhundert, das ökologische Wohnen in den Achtzigern und das integrierte Wohnen zu Beginn der Neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts die jeweilige „neue“ Wohnform dar. Im 21. Jahrhundert werden stabile Wohnbiographien immer seltener, es verbreiten sich zunehmend experimentelle Lebensstile. Die Individualisierung der Gesellschaft führt zu Konsequenzen für die Wohnungspolitik. Zum einen müssen Bauformen und Infrastrukturangebote entwickelt werden, die auf spezialisierte Anforderungen bestimmter sozialer Gruppen in ihren jeweiligen Lebensphasen zugeschnitten sind, zum anderen verändern die Menschen ihre Wohnformen im Laufe ihres Lebens häufiger und radikaler. Doch neue Wohnformen stellen besondere Anforderungen an die Architektur. Es müssen neutralere Grundrisse, größere Wohnungen und flexible Strukturen die Wohnmobilität erleichtern konzipiert werden (vgl. ebd., S. 20).

10.7 Standort 5- Corneliuspromenade

Im „Klingelhöfer Dreieck“ ist nach zweijähriger Bauzeit mit einem Investitionsvolumen von 370 Mio. DM für die Baublöcke 1 bis 9 eine BGF¹⁴ von insgesamt 55.200m² auf dem 3 ha großen Gelände realisiert worden. Zu dem Komplex gehören insgesamt 16 Einzelgebäude sowie der Pocket Park im Blockinneren. Das Ziel des städtebaulichen Konzepts war die Durchmischung von hochwertiger Wohn-, Geschäfts-, Büro- und Botschaftsnutzung. Es befinden sich 168 Wohneinheiten im Gebiet. Davon sind 100 Wohneinheiten als Mietwohnungen und 60 als Eigentumswohnungen zu nutzen. Die Wohnungen im Tiergartendreieck verteilen sich auf insgesamt sechs Wohngebäude. Davon liegen die Mietwohnungen in zwei Wohngebäuden in der Stülerstraße (Blöcke 8 und 9). Die Eigentumswohnungen hingegen befinden sich in einem geschlossenen Komplex von vier Wohnhäusern in der Corneliusstraße unmittelbar am Landwehrkanal (Block 6a-d).

Tab.10: „Wohnschlüssel der Mietwohnungen im Tiergartendreieck“

Anzahl der Zimmer	Wohnfläche in m ²	Anteil der Wohnungen in %
1	49	5
2	48 bis 68	85
	52 bis 59	
3	75	7
	98 bis 102	
4	98 bis 120	3

Quelle: Eigene Darstellung nach Angaben der Groth Gruppe (2001)

Die Wohnungsgrößen reichen von Ein- bis Vierzimmerwohnungen mit knapp 50 m² bis 120 m². Es gibt sechs Maisonette Wohnungen mit 3 bzw. 4 Zimmern. Mit 85 % stellen die Zweizimmerwohnungen¹⁵ mit 50 m² bis 60 m² Wohnfläche den überwiegenden Teil dar. Die durchschnittliche Wohnfläche beträgt 60 m² pro Wohnung¹⁶. Die Wohnungsgrößen der Eigentumswohnungen reichen von 80 m² bis 200 m² mit zwei bis fünf Zimmern. Die durchschnittliche Wohnflächengröße beträgt 125 m² pro Wohnung. Mit 50 % stellen die Zwei- bis Dreizimmerwohnungen mit 100 m² bis 150 m² den überwiegenden Teil dar.

Tab.11: „Wohnschlüssel der Eigentumswohnungen im Tiergartendreieck“

Anzahl der Zimmer	Wohnfläche in m ²	Anteil der Wohnungen in %
2	80 bis 100	30
2 bis 3	100 bis 150	50
3 bis 5	150 bis 200	12
größer 5	250 und mehr	8

Quelle: Eigene Darstellung nach Angaben der Groth Gruppe (2001)

¹⁴ BGF: Bruttogeschossfläche

¹⁵ sogenannte: City Appartements für 1 bis 2 Personenhaushalte

¹⁶ Frühere Nutzungskonzepte der Groth Gruppe sah in diesem Bereich eine Seniorenresidenz vor, wurde zugunsten der wachsenden Anzahl von Single Haushalten aufgegeben.

Laut einer Umfrage in der Corneliusstraße ist bezüglich der Haushaltsgröße eine Dominanz von Ein- und Zweipersonenhaushalten ermittelt worden. Die durchschnittliche Haushaltsgröße beträgt 1,8 Personen pro Haushalt. Nach Angaben der Befragten wohnen im Tiergartendreieck entsprechend der Haushaltsgröße vornehmlich verheiratete bzw. in eheähnlicher Gemeinschaft lebende 2-Personenhaushalte neben ledigen und verwitweten Einpersonenhaushalten. In der Corneliusstraße leben weder geschiedene Ehepartner noch alleinerziehende Haushalte mit Kindern, was auf eine stabile soziale Situation der Bewohnerhaushalte hinweist. Der Anteil der im Haushalt lebender Kinder liegt unter 2 %.

Die Architektur im Klingelhöfer Dreieck folgt einer verbindlichen Gestaltungsrichtlinie. (Lediglich die aufwendig gestaltete Fassade der mexikanischen Botschaft und die Architektur der CDU-Bundesgeschäftsstelle bilden Ausnahmen). Eine einheitliche fünfgeschossige Blockrandbebauung mit einer Traufhöhe von 14 m prägt das Gebiet. Die Fassadengestaltung (heller Sandstein und heller Putz) verdeutlicht des Weiteren die Einheitlichkeit. Die Außenfassaden zum öffentlichen Straßenraum wirken eher repräsentativ, während die hof- bzw. gartenseitigen zum Pocket Park mit großzügigen Fensterflächen versehen sind (vgl. ZOHLEN 2001, S. 4). Alle Wohngebäude verfügen über Sockelgeschosse, welche multifunktional genutzt werden. So befinden sich in den Wohngebäuden der Corneliusstraße beispielsweise Einrichtungen für Dienstleistungen, zu denen u. a. der „Health and Fitnessclub“ und eine Kunstgalerie, zählt.

Hinsichtlich der Ausstattung innerhalb der Wohnanlage ist anzumerken, dass sich sowohl die Eigentums- als auch die Mietwohnungen sich durch „modernen Wohnkomfort und gehobenen Standard“ (Zitat Groth Gruppe) auszeichnen. Exklusive Küchenausstattungen und sanitäre Einrichtungen in hochwertiger Designerqualität sowie helle, lichtdurchflutete, hohe Räume stellen eine Neuartigkeit des Wohnens im Tiergartendreieck dar. In nächster Zukunft erhoffen sich die Planer, das an die Besonderheit des Gebietes (19. Jahrhundert) angeknüpft werden kann.

10.8 Zusammenfassung

Die Wohnfunktion im Tiergartenviertel etablierte sich zwar erst Anfang des 19. Jahrhunderts, verfügte dennoch um eine herausragende Bedeutung, nämlich die des vornehmen Villenviertels. Während der gesamten historischen Entwicklung war die Wohnfunktion durch Hochwertigkeit geprägt. In den Wohnhäusern lebte das gehobene Bürgertum „die geistige und kulturelle Elite“ Berlins.

Traditionelle Wohnformen, im Sinne von Zusammenleben der Kernfamilie, finden im ausgehenden 20. Jahrhundert immer seltener statt. Architekten und Stadtplaner müssen auf diese Art der gesellschaftlichen Veränderung reagieren. Es werden neue Wohnformen entwickelt, welche sich den neuen Rahmenbedingungen anpassen. Exklusivität und

Sicherheit sowie die Nutzungsmischung sind Merkmale der neuen Wohnformen im Tiergartendreieck.



Abb. 65: Exkursionsroute Tiergartendreieck

Literatur:**GROTH GRUPPE (2000):**

Das Tiergarten Dreieck. Ein Traditionsviertel erwacht zu neuem Leben. Berlin.

HÄUSSERMANN, H. (1999):

Neue Haushalte- Wohnformen zwischen Individualisierung und Vergemeinschaftung Lebensstile – Neue Haushaltstypen. In: Neue Wohnformen im internationalen Vergleich, Kohlhammer Verlag.

INTERNATIONLE BAUAUSSTELLUNG (1984):

Internationaler Wettbewerb Rauchstraße Berlin Tiergartenviertel.

INTERNATIONALE BAUAUSSTELLUNG (1987):

Projektübersicht Berlin.

KLEIHUES, J.P. (1985):

Die Rauchstraße, ein Baustein der IBA. In: Wohnen am Tiergarten, Konopka Verlag.

MÜLLER, J. (1990):

Der Potsdamer Platz. Zur Geschichte eines zentralen Platzes. Arbeitshefte des ISR Heft 40, TU Berlin.

SCHMIDT, H.(1988):

Das Tiergartenviertel- Baugeschichte und –typologie. S. 47 bis 54. In: Münzberg, O.: Vom Alten Westen zum Kulturforum. Das Tiergartenviertel in Berlin- Wandlungen einer Stadtlandschaft. Neue Gesellschaft für Bildende Kunst (NGBK), Das arabische Buch, Berlin.

SCHULZ, M. (2002):

Sicheres Wohnen in Berlin. Arbeitsberichte Geographisches Institut, Humboldt Universität zu Berlin. Heft 63, Berlin.

ZOHLEN, G. (2001):

Lustloser Raum. In: Berliner Zeitung, Nr. 59, 10/11.03.2001, S. 4, Berlin.

Bauliche Strukturen Berlins

11. BERLINER VERKEHRSBAUTEN

Exkursionsroute: U-Bhf. Heidelberger Platz (Südeingang) – Bahnsteig – Nordeingang – Schmargendorfer Brücke – Heidelberger Platz – Mecklenburgische Straße – Schlangenbader Straße (Autobahnüberbauung) – Bundesautobahn A 104

Im Verlauf der Exkursion werden ausgewählte Verkehrsbauten in Berlin-Wilmersdorf vorgestellt, die sich aus unterschiedlichen städtebaulichen Leitbildern entwickelt haben und jeweils eine eigene Epoche in der Stadt- und Verkehrsplanung repräsentieren. In räumlicher Nähe zueinander befinden sich Bauwerke verschiedener Verkehrsträger, welche die große Bandbreite dieses Themenkomplexes in Berlin dokumentieren.

11.1 Einführung

Verkehr ist aus einer Stadt von der Größe Berlins nicht wegzudenken und gehört zum städtischen Leben wie die Luft zum Atmen. Er stellt das *verbindende Element* zwischen den Daseinsfunktionen Wohnen, Arbeiten, Versorgen und Erholen dar und wird durch ihre wechselseitigen Beziehungen hervorgerufen. Neben der Untersuchung von Wohngebieten, der Zentren des Einzelhandels oder der kulturellen Vielfalt verdienen auch die *Verkehrsbauwerke* einer Weltstadt Aufmerksamkeit. Letztgenannte sollen als Gegenstand der Betrachtung während dieser Exkursion dienen.

Der erste Standort ist dem U-Bahnhof Heidelberger Platz gewidmet, der aus den Anfangsjahren des U-Bahnbaus im Berlin der Kaiserzeit stammt. Die Brücken der Stadtautobahn und das benachbarte Bahnhofsgebäude der Ringbahn am Heidelberger Platz zeigen Verkehrsträger aus zwei Jahrhunderten, die Produkte einer festgelegten Stadtplanung darstellen. Über die Mecklenburgische Straße gelangt man nach wenigen Minuten zur Autobahnüberbauung an der Schlangenbader Straße, jenem wohnungs- und verkehrsbaupolitischen Experiment der 70er Jahre, die den zweiten Teil der Exkursion in Anspruch nimmt.

11.2 Zielstellung

Während der Exkursion wird das Ziel verfolgt, *Gründe* für die Entstehung der Bauwerke an den Standorten in Wilmersdorf herauszuarbeiten, an denen sie sich heute befinden. Die *Intentionen* ihrer Erbauer sollen dargestellt werden, zugleich wird versucht, die *Innovationskraft* derartiger Verkehrsprojekte zu ermitteln. Blieben sie Unikate oder fanden sie Nachahmer? Haben sie neue Horizonte in der Stadtplanung eröffnet?

Eine weitere Frage soll zu Überlegungen anregen, inwiefern Bauten des Verkehrs eine bestimmte Politik oder Gesellschaftsordnung widerspiegeln. Welche gesellschaftlichen Vorstellungen und Akzeptanzen gab es zum Zeitpunkt ihrer Realisierung?

Um diesen Fragen nachzugehen, wurden zwei Verkehrsbauwerke ausgewählt, wie sie unterschiedlicher kaum sein können. Gleichwohl stehen sie exemplarisch für das politisch-gesellschaftliche Denken zu ihrer Zeit.

11.3 Standort 1 – U-Bhf. Heidelberger Platz (U1)

Der U-Bahnhof Heidelberger Platz ist Bestandteil der *Wilmsdorf-Dahlemer Untergrundbahn* von Wittenbergplatz nach Thielplatz, die am 12. Oktober 1913 eröffnet worden ist (Abb. 66).

Eine aufwändige, prunkvolle Architektur kennzeichnet neben öffentlichen Bauten wie Rathäusern und Schmuckplätzen (Rüdesheimer oder Breitenbachplatz) in besonderem Maße die Untergrundbahnhöfe der Wilmsdorfer Linie. Das kommt bereits am original erhaltenen Südportal des U-Bahnhofes Heidelberger Platz zum Ausdruck, mit seinen mächtigen Granitpfeilern, dem dekorativen Geländer und der pergolaartigen Umwehrgang. Ein ähnlich auffälliges Eingangsbauwerk wird in anderen Bezirken wie Mitte oder Kreuzberg-Friedrichshain nicht zu finden sein. Die beeindruckende Architektur setzt sich im Untergrund fort.

Nun stellt sich zwangsläufig die Frage, was eine Stadt wie Wilmsdorf zu damaliger Zeit, vor der Bildung von Groß-Berlin, veranlassen konnte, neben dem bereits sehr teuren Tunnelbau die Stationen besonders repräsentativ auszugestalten.

Wilmsdorf zählte neben Charlottenburg und Schöneberg vor dem Ersten Weltkrieg zu den reichen Vororten Berlins, die sich den Bau eigener Untergrundbahnstrecken leisteten, um ihren Wohlstand und ihre Eigenständigkeit gegenüber der Reichshauptstadt zu demonstrieren.

In der Hochindustrialisierungsphase vervielfachten sich die Bevölkerungszahlen Berlins und seiner Umlandgemeinden innerhalb weniger Jahrzehnte, ausgelöst durch massive Zuwanderung. Wohlhabende Berliner zogen in die Vororte im Westen und Südwesten der Hauptstadt. Im Zuge dieser frühen *Suburbanisierung* stieg die Bevölkerung außerhalb der engen Stadtgrenzen Berlins sprunghaft an (Tab. 1).

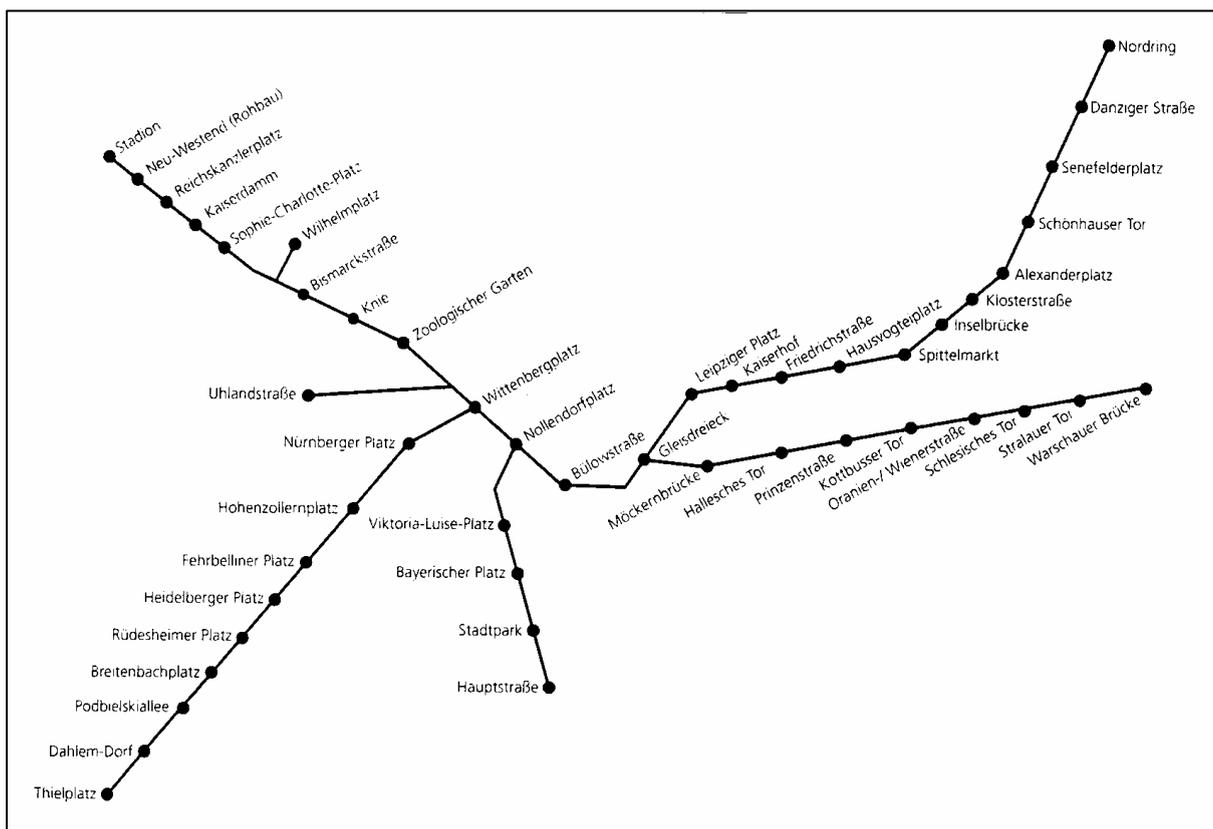


Abb. 66: Das U-Bahnnetz Berlins und seiner Vororte 1914 (DOMKE/HOEFT 1998, S. 75)

Es entstand eine aufgelockerte Wohnbebauung mit vielen Grünanlagen, die ersten Villenkolonien wurden angelegt, bis dahin völlig unbebautes Gelände wurde besiedelt. Dabei trug die U-Bahn den Charakter einer *Aufschließungsbahn*, die in noch unbewohnte, ländliche Gebiete vorstieß und dort infolge der fehlenden Bebauung vergleichsweise kostengünstig zu realisieren war.

Die Wirtschaftsmetropole Berlin fungierte als großer Arbeitgeber, die Umlandgemeinden entwickelten sich zu reinen Wohnorten. Die einsetzende *räumliche Trennung der städtischen Funktionen* Wohnen, Arbeiten und Erholen schuf neue Mobilitätsbedürfnisse.

Einheiten	1875	1890	1910
Wilmerdorf	2367	5164	109716
Charlottenburg	25847	76859	305978
Schöneberg	7467	28721	172823
Schmargendorf	387	1591	7475
Dahlem	131	174	3431

Tab.12: Entwicklung der Bevölkerungszahlen Berliner Vororte zwischen 1875 und 1910 (DEISSMANN 1936, S. 56 ff.)

Die neuen U-Bahnstrecken sollten Verkehrsprobleme bewältigen, die für die nahe Zukunft erwartet wurden. Zugleich war man der Auffassung, dadurch den Wert unbebauter Gebiete steigern zu können, wie sie in Schmargendorf und Dahlem zur Parzellierung und zum Verkauf bereitstanden.

Der *Bahnhof Heidelberger Platz* in Schmargendorf bildet nun ein Glanzstück der U-Bahnstrecke im Berliner Südwesten. Südlich der Station musste die seit 1877 existierende Ringbahn unterquert werden. Insofern bestand die Möglichkeit, bedingt durch die größere Tiefenlage (Bahnsteig 8,50 m unter Straßenniveau), einen prächtigen *Gewölbekirchhof* mit einem doppelschiffigen Kreuzgratgewölbe zu errichten, der zumindest berlin- und deutschlandweit seinesgleichen sucht. Die Architektur erinnert an ein sakrales Bauwerk.

Kennzeichnend für alle Bahnhöfe der Wilmersdorfer U-Bahn sind hochwertige Baumaterialien wie Granit, Sandstein, Marmor, Keramikplatten und Eichenholz. Dicke, mit Naturstein verkleidete Bahnsteigsäulen unterscheiden diese Stationen von denen in Charlottenburg, Schöneberg oder Berlin-Mitte, die mit nackten Eisenstützen auskommen mussten.

Man sucht Grundsätze funktionalen Bauens, wie sie später in der Weimarer Republik architekturprägend wurden, vergeblich. Mosaikarbeiten in der südlichen Vorhalle des Bahnhofes Heidelberger Platz zeigen das Stadtwappen von Wilmersdorf. An den Stirnseiten sind Sandsteinreliefs eingefügt worden. Das Relief am südlichen Ende der Bahnhofshalle gibt die Bauzeit in römischen Ziffern wieder. Das Pendant am nördlichen Ende zeigt im oberen Bereich das Emblem der Betreibergesellschaft der U-Bahnlinie, Flügelrad mit Blitzen; in der unteren Hälfte sind Füllhörner abgebildet, die den Reichtum der Stadtgemeinde Wilmersdorf symbolisieren. Gefüllt sind sie mit Weintrauben, wodurch ein Bezug zum Stationsnamen hergestellt wird. Neben Heidelberg im Weinbaugebiet am Neckar fanden auch andere Städte aus dem Rhein-Neckar-Raum Verwendung bei der Bezeichnung von Straßen, Schmuckplätzen und U-Bahnhöfen. Das sogenannte *Rheingau-Viertel* entstand vor 1914 in zeitlicher Nähe zum U-Bahnbau.

Die sehr vorausschauende Verkehrsplanung jener Epoche kann in der Nachschau nur bewundert werden. Die Anbindung der neuen Stadtviertel an Berlin war bereits vor der vollständigen Bebauung des Geländes gegeben. In anderen Berliner Bezirken sind zu späterer Zeit Fehler begangen worden, unter denen die Bewohner immer noch zu leiden haben. So wartet das Märkische Viertel bis heute auf einen U-Bahnanschluss.

Ein Problem, das sich bis weit in die 20er Jahre fortsetzen sollte, war die mangelhafte Abstimmung zwischen den einzelnen Verkehrsunternehmen. Seit der Fertigstellung der U-Bahnstation Heidelberger Platz bestand ein Verknüpfungspunkt mit dem Bahnhof Schmargendorf der Ringbahn. Die Konkurrenz der beteiligten Unternehmen, Hochbahngesellschaft (U-Bahn) und preußische Staatsbahn (Ringbahn), verhinderte jedoch den Einbau eines direkten Überganges.

Es dauerte schließlich 80 Jahre, ehe dieser Missstand mit der Wiedereröffnung des Südringes der S-Bahn im Dezember 1993 behoben wurde! Zum Abschluss dieses ersten Exkursionsstandortes sind noch Überlegungen zur städte-baulichen Intention anzustellen:

Mit dem Bau dieser U-Bahnlinie, die der Erschließung und Besiedlung weiter Bereiche von Wilmersdorf und Dahlem vorausleitete, wurde ein Projekt verwirklicht, das zukunftsweisende Technik mit traditioneller Architektur verband.

Ein modernes, leistungsstarkes Verkehrsmittel mit einer neuen Antriebsart stand seit der Eröffnung der ersten Hoch- und Untergrundbahnstrecke im Jahre 1902 in Berlin zur Verfügung. Mit der Verlagerung in eine zweite Ebene war es zur Entlastung des Oberflächenverkehrs konzipiert worden, ausgerichtet auf den Transport der rasch anwachsenden Bevölkerung.

Eine enge *Verzahnung von Stadt-, Wohnungsbau- und Verkehrsplanung* sowie das Geltungsbedürfnis Berliner Vororte schufen Baudenkmäler wie den Bahnhof Heidelberger Platz, die prägend für eine Epoche stehen, die nicht wiederkehren wird. Großbürgerliche Vorstellungen schlugen sich in der Ausgestaltung der Stationen nieder.

Unter dem Gesichtspunkt einer genauen Kosten-Nutzen-Analyse und knapper staatlicher Investitionsmittel ist an eine derart üppige Ausgestaltung bei vergleichbaren heutigen Projekten nicht zu denken.

11.4 Standort 2 – Schmargendorfer Brücke

An diesem Standort steht ein anderer Verkehrsträger zur Diskussion. Neben dem historischen Eingangsgebäude der Ringbahnhaltestelle Schmargendorf (heute Heidelberger Platz) befindet sich die *Stadtautobahn*, die in diesem Bereich als Brückenkonstruktion ausgebildet ist. Hier lohnt es sich, einige Bemerkungen zum Autobahnbau in Berlin seit den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts zu machen.

Die Autobahnplanung der Nachkriegszeit orientierte sich an der stetig steigenden Motorisierung. Es wurde ein übergeordnetes Schnellstraßennetz entwickelt, mit einem Autobahnring um die Innenstadt, vier Tangenten und mehreren Zubringern. Die Planung war noch auf die Gesamtstadt ausgerichtet (Abb. 67).

1965 wurde das Autobahnnetz in den Flächennutzungsplan aufgenommen. Die deutsche Teilung erforderte allerdings eine deutliche Modifizierung. Die Autobahnabschnitte folgten weitgehend dem *Verlauf bestehender Verkehrslinien* wie beispielsweise der Ringbahn, weil die Realisierung einfacher war und konflikträchtige Eingriffe in die Stadtstruktur zunächst vermieden werden konnten.

Im damaligen West-Berlin bestand die Philosophie des Autobahnbaus in einer möglichst reibungslosen Abwicklung des Individualverkehrs.

In den 60er Jahren wurde das *Leitbild einer autogerechten Stadt* entworfen; infolgedessen hob man die Gleichrangigkeit der Verkehrsarten auf. Zeitgleich mit dem Schnellstraßenbau wurde die Erweiterung des U-Bahnnetzes vorangetrieben und die Straßenbahn bis 1967 abgeschafft.

Der Mauerbau erforderte eine Zurückstufung der ehrgeizigen Planungen auf die Bedürfnisse West-Berlins (Abb. 67). Priorität genoss in den 70er und 80er Jahren der Ausbau der Radialen, die einen deutlichen Anstieg des Transitverkehrs zwischen West-Berlin, der DDR und der Bundesrepublik zu bewältigen hatten.

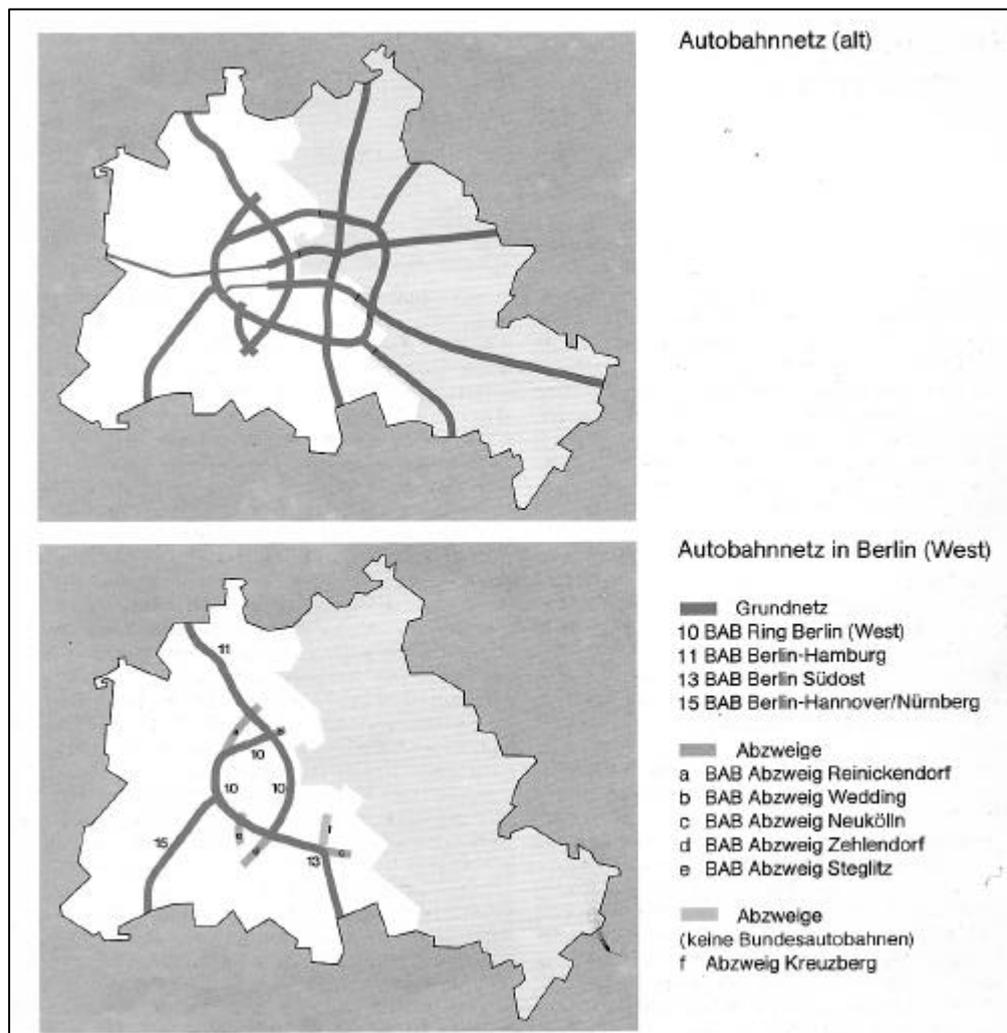


Abb. 67: Autobahnplanungen in Berlin, oben: Planungsstand 1965, unten: Stand 1978 (SENATOR FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN 1978)

Nach der Deutschen Einheit wurden die Autobahnplanungen für die Gesamtstadt wieder aufgenommen, abermals erfuhren sie eine Revision. Ausbaumaßnahmen wurden aus finanziellen Gründen zeitlich gestreckt, außerdem besteht teilweise einfach nicht die verkehrspolitische Notwendigkeit für große Ausbauprojekte. Der Motorisierungsgrad Berlins ist mit 371 Kraftfahrzeugen pro 1000 Einwohner immer noch vergleichsweise gering (vgl. Hamburg 475, München 577¹⁷). Trotzdem bleibt die Frage, inwieweit der Bau von Schnellstraßen zur Daseinsvorsorge beitragen muss, wenn man den sehr langen Zeitraum der Planung und Umsetzung betrachtet.

¹⁷ Quelle: Senatsverwaltung für Bauen, Wohnen und Verkehr 1997

11.5 Standort 3 – Autobahnüberbauung Schlangebader Straße (nördliche Dachterrasse)

Stadtautobahnen sollen nach den Zielsetzungen der Verkehrsplaner die vorrangige Aufgabe übernehmen, die Innenstadt vom Durchgangsverkehr zu entlasten und den Quell- und Zielverkehr weiträumig zu verteilen. Es wird angestrebt, den Individualverkehr aus Wohngebieten und Stadtstraßen abzuziehen und auf einer kreuzungsfreien, übergeordneten Trasse zu bündeln.

Diese Absichten bezogen sich auch auf den kurzen Abschnitt der Autobahn A 104 zwischen dem innerstädtischen Autobahnring A 100 und Berlin-Steglitz. Ein Teilstück dessen wurde in den 70er Jahren mit einer *Überbauung* versehen. Sie verläuft parallel zur Schlangebader Straße.

Erstmals musste hier in gewachsene Strukturen eingegriffen werden, nachdem der Stadtring in den vorangegangenen 20 Jahren entlang der Ringbahn angelegt worden war. Wenn man sich die Großwohnanlage der Autobahnüberbauung von außen betrachtet, erscheint sie einem ziemlich unübersichtlich. Es fällt auf den ersten Blick schwer, sie in einzelne Elemente zu gliedern.

Die Besonderheit liegt darin, dass an dieser Stelle erstmalig 600 Meter Autobahn linear überbaut worden sind. Dadurch wurden zwei Nutzungsarten miteinander verbunden, die sich normalerweise ausschließen: Wohnen und Verkehr. Die Autobahntrasse ist in das Gebäude integriert worden oder – anders ausgedrückt – diese außergewöhnliche Wohnanlage ist das Resultat der Autobahn.

Die Hauptziele der Planer waren eine *Verminderung des Trennungscharakters* der Autobahn sowie eine möglichst hohe *Reduktion von Lärm- und Abgasbelastungen* für die umliegenden Wohngebiete. Gleichzeitig sollte ein wirkungsvoller Beitrag zur *Bekämpfung der Wohnungsnot* in West-Berlin geleistet werden. Was war hier vorher?

Um die Jahrhundertwende wurde das Gebiet sukzessive durch Terraingesellschaften erschlossen, es entstand das bereits erwähnte Rheingau-Viertel mit der U-Bahnanbindung. In den 20er Jahren erfolgte ein intensiver Wohnungsbau (Blockrandbebauung) und nach dem Zweiten Weltkrieg kamen westlich der späteren Autobahn Gebäude in Zeilenbauweise hinzu. Vom S-Bahnring bis zum Breitenbachplatz¹⁸ erstreckte sich eine ausgedehnte Kleingartenkolonie mit einer Größe von 26.000 km². Deren Durchquerung war im Flächennutzungsplan von 1965 festgeschrieben. Die Autobahnüberbauung wurde von der DEGEWO¹⁹ im sozialen Wohnungsbau errichtet, nachdem ein privater Bauträger aufgrund wirtschaftlicher Probleme frühzeitig erklärt hatte, das Gebäude nicht fristgerecht fertig stellen zu können.

¹⁸ ursprünglicher Name: Rastatter Platz

¹⁹ Deutsche Gesellschaft zur Förderung des Wohnungsbaus

Der Damm für die neue Autobahn war bereits 1970/71 aufgeschüttet worden, die Bauzeit dauerte von 1974 bis 1980. Das städtebauliche Konzept sah 1758 Wohnungen für rund 4000 Bewohner vor und unterschied das gesamte Gebäudeensemble in vier Komponenten: Neben der *eigentlichen Überbauung*, bestehend aus einem Hochhausriegel mit sieben Segmenten (Grundriss 50 x 60 m) und dazwischenliegenden Treppenhäusern wurde im Norden und Süden zu beiden Seiten der Schnellstraße eine *Schallschutzrandbebauung* geplant. Dazu traten eine *konventionelle Bebauung* entlang der Schlangenbader Straße und als vierte Komponente das *Einkaufszentrum* an der Wiesbadener Straße. Warum, so könnte man fragen, existiert die Autobahnüberbauung überhaupt und ausgerechnet an dieser Stelle?

Um diesen Sachverhalt zu klären, muss man sich die damalige *Insellage West-Berlins* vergegenwärtigen, infolgedessen das *bebaubare Flächenpotenzial erheblich eingeschränkt* war. Des weiteren kamen in den 60er Jahren generelle Ideen zur Überbauung von Verkehrswegen auf. Die Nutzung von Eisenbahngelände schied aus, weil die Bahnanlagen der Reichsbahnverwaltung der DDR unterstanden. So beschloss man für den in der Realisierungsphase befindlichen Abzweig Steglitz, dieses „Abenteuer eines weltweit einmaligen Pilotprojekts“ (SEIDEL 1990) zu wagen.

Der in den 70er Jahren zunehmende *Mangel an bezahlbarem Wohnraum* – der vorübergehende Entlastungseffekt durch den Bau von Großwohnsiedlungen am Stadtrand war kompensiert - und die *Notwendigkeit eines effektiven Lärmschutzes* boten eine ausreichende Legitimationsbasis.

11.6 Standort 4 – Wiesbadener Straße

Die Dimensionen dieser Wohn- und Verkehrsanlage lassen sich schon aus der Karte ablesen, erschließen sich einem aber erst durch eigenes „Erlaufen“. Sie mussten in den Ausmaßen gewählt werden, um die *Wirtschaftlichkeit des Bauvorhabens* zu sichern. Schließlich sollte auch der teure Tunnel refinanziert werden.

Nachdem man mehr als die Hälfte der Überbauung abgelaufen hat und über die ausgesprochene Ruhe in diesem Wohngebiet erfreut ist, gelangt man zur Wiesbadener Straße, die von der im Tunnel versteckten Autobahn überquert wird. Und man fragt sich: Gilt die Ruhe auch für die Wohnungen über und neben der Autobahn? Diese Frage kann eindeutig positiv beantwortet werden, denn es war oberstes Ziel des Bauherrn, dass das Wohnen nicht durch Lärm und Vibrationen des Fahrzeugverkehrs gestört werden darf. Dazu waren umfangreiche Isolationsmaßnahmen notwendig. Von außen ist der technische Aufbau kaum erkennbar, bei dem es sich um *zwei völlig voneinander getrennte Konstruktionen* handelt.

Die Tunnelröhren sind von der übrigen Überbauung getrennt und ruhen auf eigenen Fundamenten (Abb. 68). Theoretisch wäre es denkbar, das Wohngebäude abzureißen, ohne die Funktionsfähigkeit des Tunnels zu tangieren. Die Überbauung besitzt einen dreiecksartigen Querschnitt und eine große Mittelstütze zwischen den Tunnelröhren. Jene ragen an den Gebäudeenden noch jeweils 50 Meter hinaus, um die außen gelegenen Wohnungen vor dem Verkehrslärm zu schützen. Der Abstand zwischen Tunnelwand und Wohngebäude beträgt im Durchschnitt einen Meter, der Leerraum absorbiert den Schall. Unter dem Tunnel befinden sich zwei großzügige Parkebenen, die sich positiv auf die Umgebung auswirken, indem der Parksuchverkehr weitgehend entfällt.

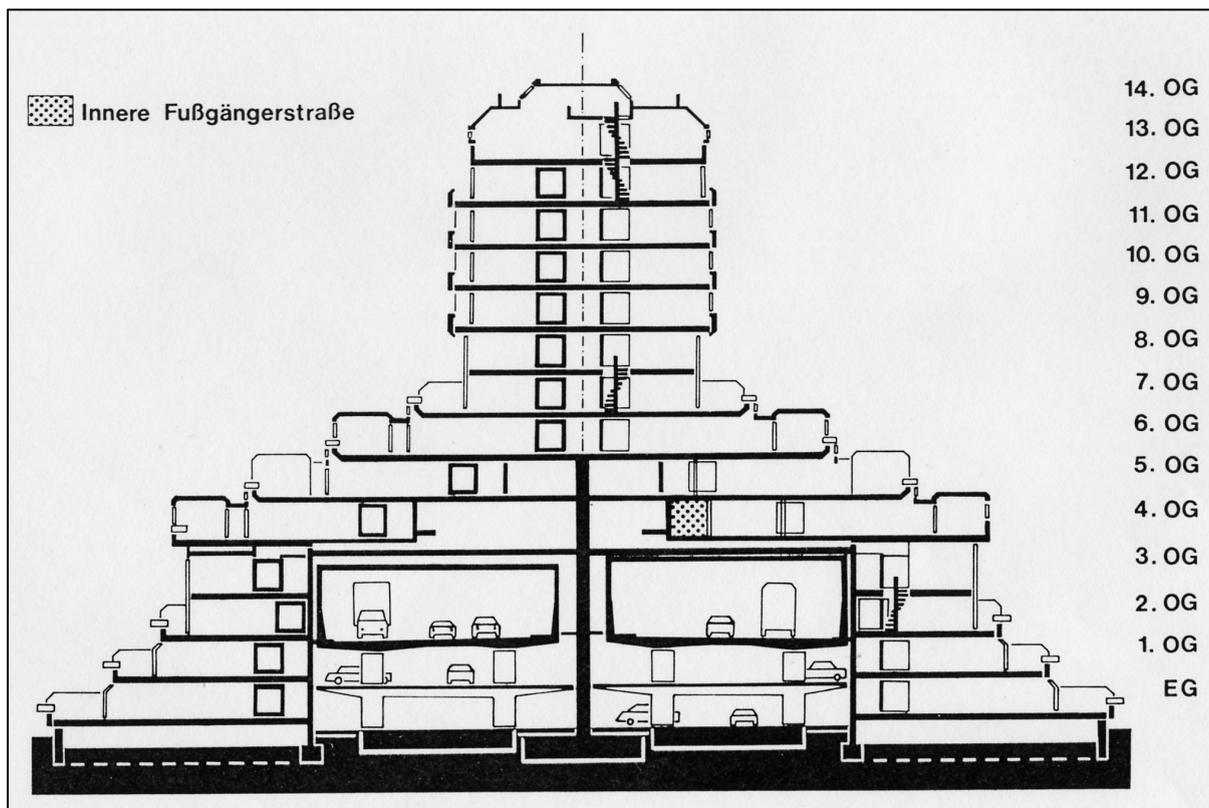


Abb. 68: Querschnitt der Überbauung (SENATOR FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN 1980)

11.7 Standort 5 – Südlicher Innenbereich der Wohnanlage

Der Überbauungskomplex lässt sich von außen leicht in drei Zonen gliedern: Die sandfarbig verputzten Sockelbauten, der Terrassenbereich von der vierten bis zur sechsten Etage und der kubische Kopfbereich (Hochhausstrakt), verkleidet mit weißen Eternitplatten. Durch die vorgezogene Kante des vierten Obergeschosses wird ein Bezug zur Traufhöhe der umgebenden Wohngebäude hergestellt. Die maximale Höhe beträgt 46 Meter mit 14 Stockwerken. Aufgrund der großen Haustiefe sind die Wohnungen im Hochhaus nur einseitig ausgerichtet. Die Randbebauung orientiert sich mit ihrer Traufhöhe an der umliegenden, älteren Bebauung.

In jedem Aufgang sind sämtliche Wohnungstypen vertreten, darunter viele Maisonette-Wohnungen. Davon versprach man sich eine gesunde soziale Durchmischung. Ob dieses Vorhaben geglückt ist, müssen gründliche Untersuchungen zeigen. Darauf näher einzugehen, würde an dieser Stelle zu weit führen.

Bemerkenswert bleibt die Tatsache, dass trotz des Zuzugs von etwa 4000 Menschen in diese Großwohnanlage kaum Investitionen in die Infrastruktur erforderlich waren. Das Gebiet liegt – anders als zu „Kaisers Zeiten“ – im voll erschlossenen Wilmersdorf. Geplante Wohnfolgeeinrichtungen mussten aufgrund genügend vorhandener Kapazitäten nicht gebaut werden.

11.8 Standort 6 – Südliche Schlangenbader Straße (Schallschutzrandbebauung)

Wilmersdorf ist ein bürgerlicher Wohnbezirk mit einem gehobenen Einkommensniveau. Das macht sich unter anderem in der aufgelockerten Wohnbebauung mit Ein- und Mehrfamilienhäusern bemerkbar. Gegenüber der Schallschutzrandbebauung (SSB) befinden sich einzelstehende Bauten, die wirkungsvoll vom Verkehrslärm der Autobahn verschont bleiben. Problematisch gestaltet sich die Wohnungsaufteilung in der SSB. Aufgrund der nach Osten ausgerichteten Wohnungen sind die Besonnungsverhältnisse alles andere als optimal. Diese Bebauung zieht sich entlang der Autobahn bis zur Einmündung der Schlangenbader Straße in die Dillenburger Straße, wo die Exkursion ihr Ende findet. Von hier aus gelangt man nach kurzer Zeit zum U-Bahnhof Breitenbachplatz.

Bei einer Bewertung des Verkehrsbauwerkes Autobahnüberbauung bleibt folgendes festzuhalten: Die gesamte Anlage ist das Ergebnis der Autobahnplanungen in den 60er Jahren. Natürlich kann man die Frage nach der verkehrspolitischen Sinnhaftigkeit dieses Autobahnabschnittes stellen. Dieser Aspekt soll jedoch in der abschließenden Kritik keine Rolle spielen.

Die Autobahnüberbauung ist vergleichsweise spät realisiert worden, seit Mitte der 70er Jahre gab es zunehmende Kritik an den „überdimensionierten“ Großwohnsiedlungen. Bürgerproteste waren damals noch vergleichsweise gering ausgeprägt. Zehn Jahre später wäre das Projekt vermutlich nicht mehr zur Ausführung gelangt, wenn man sich zum Beispiel die Diskussion um den Bau der Westtangente anschaut.

Die Autobahnüberbauung sollte als *Objekt mit Vorzeige- und Prestigecharakter* richtungsweisend für neue Konzepte in der Bau- und Verkehrsplanung stehen. Deshalb wurde auch das Wohnumfeld besonders aufwändig gestaltet, in Bezug auf Spielplätze und Grünanlagen. Innenstadtnahes Wohnen wurde zu erschwinglichen Mieten ermöglicht, zusätzlich erreichte man entlang der Autobahntrasse einen wirkungsvollen Lärmschutz. Ein weiteres positiv zu wertendes Argument ist die Reduzierung des Flächenverbrauches infolge der *Doppelnutzung* einer Grundfläche.

Als negative Faktoren sind die typische Anonymität einer Großwohnsiedlung mit den entsprechenden Folgen zu nennen. Außerdem ist die Autobahnüberbauung ein Fremdkörper im bürgerlichen Wilmersdorf geblieben und konnte den Trennungsscharakter der von ihr überspannten Trasse nur teilweise aufheben. Schließlich verhindern wohl die übermäßig hohen Gesamtbaukosten von über 400 Millionen DM (1980) ein ähnliches Vorhaben in anderen Stadtgebieten. Zudem dürfte es heute an der politischen Durchsetzbarkeit solcher Großprojekte mangeln.

Aufgrund des hohen Wohnungsleerstandes und des relativ geringen Motorisierungsgrades in Berlin fehlt auch die Legitimationsbasis für Nachahmerprojekte. So wird uns die Autobahnüberbauung als beachtenswertes Relikt einer vergangenen Zeit erhalten bleiben.

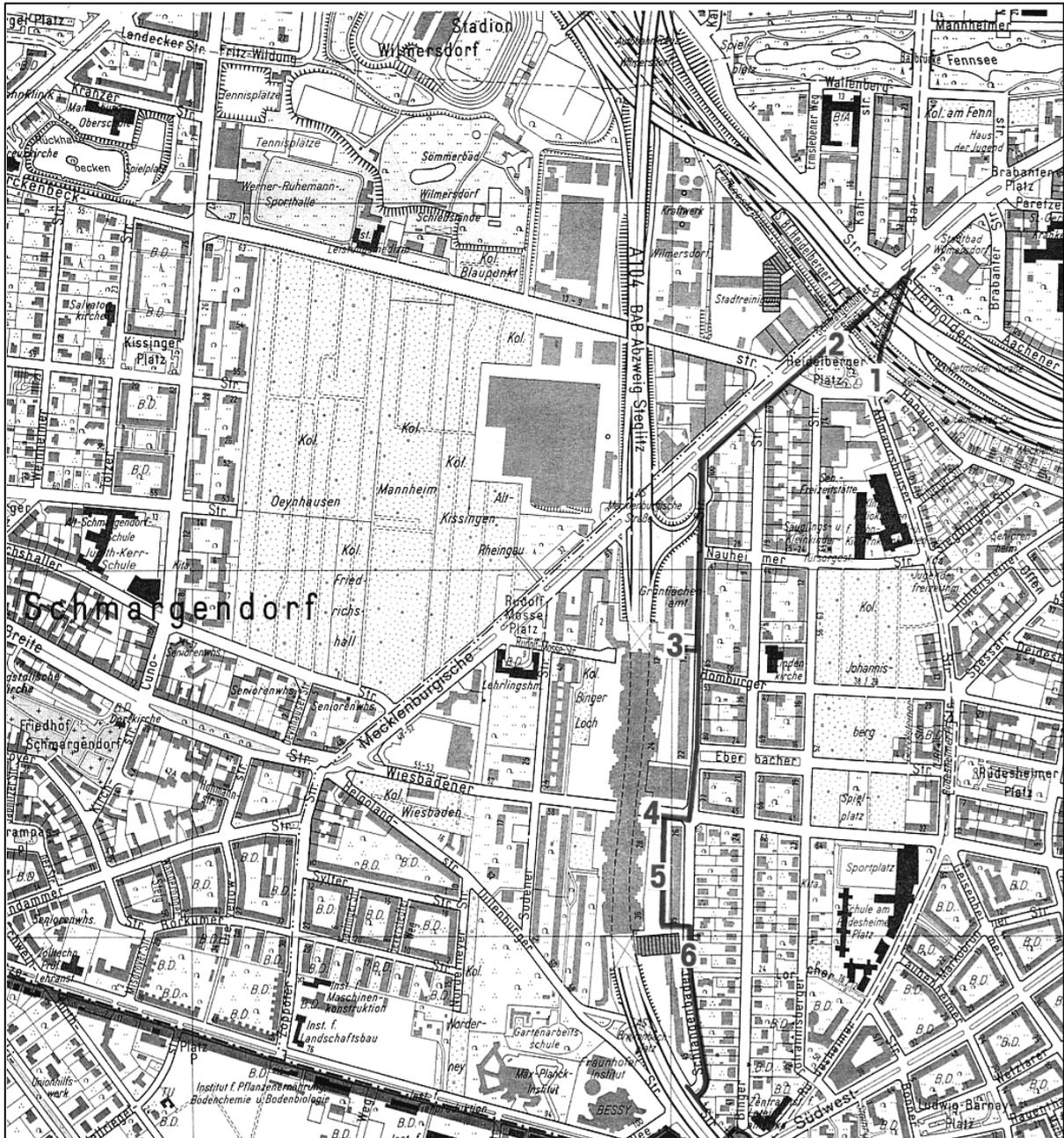


Abb. 69: Exkursionsroute Verkehrsbauten

Literatur:**BERTELSMANN, W.; SEIDEL, E., Hrsg. (1990):**

Autobahnüberbauung Schlangenbader Straße – Vom Abenteuer, das Unmögliche zu wagen. Berlin.

BOHLE-HEINTZENBERG, S. (1980):

Architektur der Berliner Hoch- und Untergrundbahn – Planungen, Entwürfe, Bauten bis 1930. Berlin.

DOMKE, P.; HOEFT, M. (1998):

Tunnel, Gräben, Viadukte – 100 Jahre Baugeschichte der Berliner U-Bahn. Berlin.

GYMPEL, J. (1993):

Tunnel mit Tiefgang – Mit der U-Bahn durch Berlin. Berlin.

LANDESDENKMALAMT BERLIN, Hrsg. (1996):

Berliner U-Bahnhöfe zwischen Krumme Lanke und Vinetastraße – Denkmale des historischen Großstadtverkehrs. Berlin.

MEYER-KRONTHALER, J. (1996):

Berlins U-Bahnhöfe – Die ersten hundert Jahre. 2. korr. und erw. Aufl., Berlin.

SENATOR FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN, Hrsg. (1978):

U-Bahnbau und Autobahnbau – Gestern, heute, morgen. Berlin.

SENATOR FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN, Hrsg. (1980):

Autobahnüberbauung Schlangenbader Straße. Berlin.

Historische Quellen:**DEISSMANN, G. (1936):**

Die Veränderung der Bevölkerungsverteilung in Berlin-Brandenburg 1875-1925. In: Berliner Geographische Arbeiten, H. 11. Berlin.

WITTIG, P. (1909):

Die Großstädte und der elektrische Schnellverkehr. Berlin.

12. STADTENTWICKLUNG IM BERLINER UNTERGRUND

Exkursionsroute: (1) in der Bunkeranlage am Gesundbrunnen: Empfangsraum – in den Räumen der Anlage – (3) Kreuzung Badstraße/Ecke Behmstraße, Eingang zum U-Bahnhof Gesundbrunnen – (2) in den Ausstellungsräumen des Vereins Berliner Unterwelten e. V., (4) Eingang über den U-Bahnhof Gesundbrunnen – U-Bahnhof Gesundbrunnen

Heute befinden sich etwa 40 % der Bauwerke Berlins unter der Erdoberfläche (ARNOLD, D.: Vortrag 05/2002). Seit der Gründung des Deutschen Reiches, 1871, sind alle epochalen Einschnitte der Stadt in gesellschaftspolitischer sowie wirtschaftlicher Hinsicht auch untertage ablesbar, und das zum Teil deutlicher als an der Oberfläche.

Im Folgenden soll die Entwicklung der unterirdischen Strukturen, wie zum Beispiel Bunkeranlagen und das Abwassersystem, erläutert bzw. deren Bedeutung für die Stadt Berlin verdeutlicht werden.

12.1 Einführung

Die Stadt Berlin liegt in der Tiefebene des Berlin-Warschauer Urstromtales. Allgemein gilt der sandige, sumpfige Boden mit Schwemmsanden und einem hohen Grundwasserspiegel als schlechter Baugrund, der bis in die heutige Zeit große Schwierigkeiten und Gefahren beim Gang in die Tiefe birgt.

Aufgrund der vergleichsweise jungen Siedlungsgeschichte der Stadt und dem ungeeigneten Baugrund können keine römischen Ruinenfelder oder frühchristlichen Katakomben vorgefunden werden. Bis auf Brunnen, wenige niedrige Kellerräume, Grabkammern und Gräften unter Kirchenbauten sowie Festungsanlagen sind keine baulichen Anlagen im Untergrund aus der Zeit vor der Industrialisierung zu finden. Nur in den höheren Lagen des Prenzlauer Berges oder des Kreuzberges nördlich und südlich des alten Berlins hatten Winzer/Weinbauern bzw. Brauereien tiefgehende Kellergewölbe angelegt. Erst seit der Industrialisierung und der damit verbundenen Entwicklung neuer Techniken wurden Tiefenräume mit größeren Ausmaßen möglich. Danach entstanden großräumige Keller- und Kühlanlagen, das Trink- und Abwassersystem, das Rohrpostsystem, Gänge und Schächte für die Untergrundbahn-Anlagen, später Luftschutzräume und –bunker sowie in der heutigen Zeit Tiefgaragen und Ver-/Entsorgungseinrichtungen.

12.2 Zielstellung

Ziel der Exkursion ist es, die Dimensionen des Berliner Untergrundes sowie dessen Bedeutung für die Stadt und deren Bevölkerung im politischen wie wirtschaftlichen Kontext darzustellen. Ansatzpunkt dabei ist die geschätzte Zahl, von etwa 40 % der Bauwerke in

Berlin (ARNOLD, D.: Vortrag 05/2002), die unter der Erdoberfläche angelegt sind. Diese unterirdischen Bauten lassen sowohl wirtschaftliche als auch gesellschaftspolitische Einschnitte in der Entwicklung der Stadt deutlich erkennen.

Da es relativ schwierig ist, geeignete Exkursionsstandorte zu finden bzw. zu diesem komplexen Thema eine Exkursion durchzuführen, soll diese nur einen allgemeinen Überblick über das Ausmaß der Bauwerke im Untergrund geben. Mit Hilfe des Vereins Berliner Unterwelten e. V., welcher sich mit allen Themenbereichen intensiv auseinandersetzt und zudem die Bunkeranlage am Bahnhof Gesundbrunnen der Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat, kann diese Exkursion durchgeführt werden. In den Ausstellungsräumen der Bunkeranlage befindet sich eine umfangreiche Sammlung von Fotografien und Fundstücken, die alle hier besprochenen Themen veranschaulicht.

12.3 Standort 1 – Vorräum der Bunkeranlage am Gesundbrunnen

Die erste gezielte Nutzung des Berliner Untergrundes vor der industriellen Revolution ist mit der Errichtung größerer Kirchenbauten verbunden. Zum Beispiel gab es katakombenartige Gewölbe und Gräfte unter der Kirche des ehemaligen Dominikaner Klosters, das sich auf dem Gelände des heutigen Schlossplatzes befand. Auch unter den Seitenschiffen der Ruine der Franziskaner-Klosterkirche am U-Bahnhof Klosterstraße wurden im 18. Jahrhundert Grabgewölbe eingebaut. Davon ist ein Tonnengewölbe noch erhalten geblieben. Es gibt jedoch kaum Hinweise auf private Kellergewölbe unter den Häusern wohlhabender Bürger der vorindustriellen Zeit.

12.3.1 Festungs- und Siedlungsanlagen

Nach den verheerenden Zerstörungen während des Dreißigjährigen Krieges ließ der damalige Kurfürst, Friedrich Wilhelm, ein Festungssystem mit Bollwerken um seine Residenzstadt errichten. Die Bollwerke sollten ein Gefühl von Sicherheit vermitteln und somit neue Siedler in die Stadt locken. Bis 1685 entstanden 13 Bastionen innerhalb des Festungsgürtels. Entlang der Stadtmauern wurden Gräben von bis zu 55 m Breite angelegt, von denen heute einzelne Fragmente im Untergrund noch erhalten sind.

Im Zuge der Industrialisierung und der damit wachsender Bevölkerung im 18. Jahrhundert war die Festungsanlage bald ein Hindernis für die Ausdehnung der Stadt Berlin und wurde ab 1734 abgebaut. Die Wassergräben blieben zunächst erhalten und wurden nach der Begradigung als offene Abwasserkanäle sowie zum Abführen von Hochwasser genutzt. Später wurden diese zugedeckt, um weiteren Platz gewinnen zu können und den Gestank des Abwassers zurückzuhalten. Mit dem Bau des Kanalisationssystems, Ende des 19. Jahrhunderts, wurden große Teile der Kanäle zugeschüttet oder wie im östlichen Teil der Stadt als Notauslasskanäle in die Kanalisation integriert.

Alte Festungsreste wurden beispielsweise in den 1920er Jahren in Form einer Zisterne unter einem alten Hinterhof in der Alten Schönhauser Allee gefunden. Unter der Mohrenstraße befindet sich ein einstiger Wasserlauf des Festungskanals. Aus diesem Grund können heute Teile der Straße vom Schwerlastverkehr nicht mehr befahren werden. Weitere Zeitzeugen der ehemaligen unterirdischen Bauten sind ehemalige Verteidigungsanlagen (Kassematten und Pulvermagazine), wie die heute noch erhaltene Spandauer Zitadelle, die im 16. Jahrhundert zum Schutz der Havelübergänge und als Zufluchtsort für den kurfürstlichen Hof erbaut wurde. Zudem gab es vielfältige unterirdische Verbindungen zwischen der damals eigenständigen Stadt Spandau und der Stadt Berlin.

12.3.2 Trink- und Abwassersystem

Mitte des 19. Jahrhunderts wurde mit dem Bau eines zentralen Trinkwassersystems begonnen. Die Stadt Berlin schloss einen Vertrag über 25 Jahre mit einer englischen Firma, welche die Bevölkerung mit fließendem Trinkwasser gegen Bezahlung versorgte. 1856 wurde von dieser Firma die Berliner Waterworks Company gegründet. In Stralau entstand das erste Wasserwerk, zudem ein offener Reinwasserbehälter sowie ein Steigrohrurm gehörte, welche sich auf dem Windmühlenberg im heutigen Bezirk Prenzlauer Berg befanden. Die Bauwerke waren durch große unterirdische Leitungen verbunden. Mit der Zunahme der Industriebetriebe in Berlin wurden mehr Wasserwerke errichtet (z. B. auf der Hochfläche in der Landsberger Allee und auf dem Spandauer Berg), die alle untereinander mit einem unterirdischen Rohrleitungssystem verbunden waren. Dazu gehörten Zwischenwerke mit unterirdischen Reinwasserbehältern, welche mit den Wasserwerken über kilometerlange Druckrohrleitungen verbunden waren und je nach Bedarf Wasser ins Netz einspeisten.

Zusätzlich wurden unter der Oberfläche Filtergewölbe zum Filtern des Trinkwassers angelegt. In diesen Gewölben wurde eine etwa 120 cm mächtige Filterschicht aus feinem Sand, Kies und Feldstein angelegt, durch die das Wasser durchsickerte und dabei Algen und andere Schmutzpartikel herausgefiltert wurden. Das Reinwasser sammelte sich dann in ebenfalls unterirdischen Behältern. Die Filtergewölbe wurden gegen Frosteinwirkungen mit mächtigen Erdschichten abgedeckt, die über das Niveau der Umgebung ragten. So sind die, heute noch in der Berliner Oberflächenlandschaft vorfindbaren, künstlichen Erdhügel entstanden. Das Gelände am Müggelsee wird als der größte unterirdische Komplex Berlins, mit 46 Filtergewölben à 2.330 qm Raumfläche (1889), angesehen. Hier wurde, unter der Oberfläche, das aus dem See stammende Wasser gereinigt. Heute misst das unterirdische Trinkwasserrohrleitungssystem ca. 7.700 km Länge. Das Trinkwasser wird aus 1.200 Tiefbrunnen der insgesamt 12 Wasserwerke gefördert.

Bis vor 150 Jahren wurden die Abwässer der Stadt ungeklärt über Kanäle und Rinnsteine in die umliegenden Seen und Flüsse geleitet. Ende des 19. Jahrhunderts beschloss die Stadtverwaltung ein Kanalisationssystem nach britischem Vorbild zu bauen. Den Auftrag des tatsächlichen Baus bekam James Hobrecht, mit seinen Plänen ein radiales System zu errichten. Damit sollte die weitere Verschmutzung der Spree, welche auch zur Trinkwasserversorgung diente, umgangen werden. Nach seiner Vorstellung wurden insgesamt zwölf Radialsysteme eingerichtet, zu denen je ein Rieselfeld am Stadtrand gehörte. Auch die damals noch eigenständigen Städte Charlottenburg und Schöneberg wurden von Beginn an mit eingeplant. Über zentrale Pumpstationen wurden die Abwässer auf die Rieselfelder befördert. Diese Felder waren von der Stadt gepachtet und dienten zur Versorgung mit landwirtschaftlichen Produkten. In der Schöneberger Straße befand sich das erste Radialsystem, das dazugehörige Rieselfeld in Osdorf im Süden Berlins. Bis zur Jahrhundertwende errichtete man etwa 890 km Kanalisationsnetzwerke. Heute misst die Entwässerungskanalisation ca. 8.500 km. Davon sind 3.600 km Schmutzwasser-, 3.000 km Regenwasser- und 1.900 km Mischwasserkanäle. Zudem wurden sogenannte Regenwasser-Rückhaltebecken angelegt, die bei starken Regenfällen das Regenwasser auffangen und somit ein Überlaufen der Kanalisation verhindern. Eines der größten befindet sich in der Naumannstraße in Schöneberg, das etwa 6.500 m³ misst. Trotz der Dimension der Kanalisation im Berliner Stadtgebiet gibt es immer noch „weiße Flecken“, die kanalisiert werden müssen, so z. B. Kleingartensiedlungen in der Peripherie (Spandau, Köpenick, Weißensee, Treptow, Pankow).

12.4 Standort 2 – In der Bunkeranlage

Im ganzen Stadtgebiet befinden sich unterirdische Befehlsleitzentralen einzelner Militär- und Zivilverwaltungen, Stollen für den zivilen Luftschutz und die Rüstungsproduktion, Luftschutzkeller, Splittergräben sowie Bunkeranlagen.

Ende der 20er Jahre beschloss die Regierung der Weimarer Republik, als Reaktion auf den Versailler Vertrag (1919), eine zivile Luftverteidigung zum Schutze der Bevölkerung aufzubauen, denn das Militär befürchtete Angriffe durch „hochgerüstete Nachbarvölker“ (ARNOLD/SALM. 1997. S. 102) aus der Luft. Die gesamte Luftschutzorganisation im nationalsozialistischen Deutschland war schon Ende 1935 in ihren Grundstrukturen vorhanden. Erste Bunkeranlagen wurden zu dieser Zeit fertiggestellt. Zwei Jahre später, 1937, erließ die Regierung die „II. Durchführungsordnung“, in der festgelegt wurde, dass in alle Neubauten Luftschutzräume integriert werden sollten.

Mit dem nahenden Beginn des Zweiten Weltkrieges wurde das „intensivierte Luftschutzkellerprogramm“ verabschiedet. Albert Speer, der Chefarchitekt und „Generalbauinspektor“, stellte im Zuge einer Bestandsaufnahme der Schutzräume fest, dass

für insgesamt 4,3 Millionen Einwohner nur 2.046 öffentliche Schutzräume zur Verfügung standen, die insgesamt 78.000 Personen aufnehmen konnten. 280 Anlagen für 34.000 Menschen waren derzeit im Bau. Bei einem Bombenangriff konnten nur knapp drei Prozent der Bevölkerung Berlins sicher untergebracht werden. Als Notlösung wurden in öffentlichen Park- und Sportanlagen teilweise überdachte Deckungsgräben ausgehoben, die aber kaum Schutz boten. Nachdem bei Luftangriffen, die ab August 1940 über Berlin geflogen wurden, größere Schäden auftraten, befand man, dass der Luftschutz höchst unzureichend war. Die Bevölkerung und vor allem die Rüstungsindustrie waren von Zerstörungen bedroht. In Berlin – damals Zentrum der deutschen Elektroindustrie – wurde ein großer Teil der, für die Kriegsführung notwendigen, elektrischen Geräte, Flugzeug- und U-Boot-Elektromotoren hergestellt. 14 Prozent der deutschen Wirtschaft konzentrierte sich zum damaligen Zeitpunkt in und um Berlin. Zudem lebten hier hochqualifizierte Beschäftigte, die für die weitere Kriegsproduktion von großer Bedeutung waren. So beschloss die Regierung, 1940, das Bunkerbauprogramm für die Hauptstadt, ein Bestandteil des „Führer-Sofortprogramms“ für insgesamt 61 deutsche Städte. In der Folgezeit wurden zahlreiche neue Bunkeranlagen errichtet. Der öffentliche Tiefbunker am Alexanderplatz wurde zum Beispiel in der Baugrube eines nicht fertiggestellten Hochhauses gebaut. Hier fanden bis zu 3.000 Personen auf zwei Etagen Platz. Zusätzlich wurden Fluchtmöglichkeiten über Verbindungstreppe und blinde Tunnel zum angrenzenden U-Bahnhof geschaffen, so dass insgesamt etwas 10.000 Menschen Schutz finden konnten.

Im Rahmen des Führerprogramms „Aktion Mutter-Kind“ verbrachten, während des Krieges, Mütter mit kleinen Kindern jede Nacht in extra dafür eingerichteten Bunkern. Solche Mutter-Kind-Bunker entstanden beispielsweise für insgesamt 6.000 Personen in der Fichtestraße in Kreuzberg oder in der Sellerstraße und Gustav-Meyer-Straße im Wedding. Unter Parkanlagen oder öffentlichen Plätzen wurden weitere kleinere Luftschutzanlagen gebaut, so zum Beispiel unter dem Koppenplatz, dem Arkonaplatz, dem Unionsplatz in Moabit oder Klausener Platz in Charlottenburg. Drei weitere Tiefbunker entstanden für je 1.000 Menschen im ungenutzten U-Bahnschacht unter der Dresdner Straße, dem Waisentunnel unter der heutigen Littenstraße und auf den Abstellgleisen am Hermannplatz. Hier wurden kleine zellenartige Räume, verbunden durch einen langen schmalen Gang, errichtet.

Mit zunehmender Rohstoffknappheit wurde der Bunkerbau immer mehr erschwert. Es mangelte an Baustahl, Zement und Holz. So war man gezwungen neue, stahlsparende Bunkertypen zu entwickeln. Damit Zement, aber auch Baukosten eingespart werden konnten, wurden von nun an einige zentrale Großbunker, anstatt kleinerer in den einzelnen Wohnvierteln, errichtet. Ab dem Frühjahr 1941 baute man vorrangig Hochbunker, die gegenüber den Tiefbunkern, nur an der Außendecke und den Wänden der Erdgeschosszone stärker ausgeführt waren. Weiterhin wurden sämtliche, zur Verfügung stehende Hohlräume,

u. a. blinde Tunnel, zu Luftschutzzwecken umfunktioniert (Moritzplatz, Eisachstrasse am Innsbrucker Platz, tiefliegende Tunnel unter dem Hermannplatz, ehemaliger Straßenbahntunnel unter der Spree, u. a.). Im letzten Kriegsjahr konnte sich der Staat kaum noch kostenintensive Bunkeranlagen leisten. So begann das letzte Entwicklungsstadium im Luftschutzbau, der Stollenbau. Massive Erdüberdeckungen sollten den Stahlbeton ersetzen. Unter dem Fichteberg neben dem Botanischen Garten in Steglitz wurde beispielsweise solch ein ausgedehntes Stollensystem errichtet, das den SS-Dienststellen als Schutzanlage diente.

Mit zunehmender Bombardierung Berlins wurde auch die Rüstungsindustrie unter die Erde verlagert, denn die Herstellung von Waffen hatte nun Priorität vor anderen Einrichtungen im Untergrund. Dafür mussten teilweise Großbrauereien ihre Keller- und Kühlräume zur Verfügung stellen (Brauerei Pfefferberg, Brauerei Königsstadt in der Schönhauser Allee, Brauerei Happoldt an der Hasenheide, Brauereistandorte von Schultheiss in der Schönhauser Allee, Fidicinstraße, Saarbrücker Straße, etc.).

Nach dem Ende des Krieges wurde ein großer Teil der Luftschutzanlagen gesprengt oder abgetragen. Eine große Anzahl konnte, aufgrund ihrer Lage in Wohngebieten oder an U-Bahnschächten, nicht gesprengt werden, sie wurden nur zugeschüttet oder begraben, einige nutzte man um.

Mit Beginn des Kalten Krieges und der Berlin-Blockade, wurden die öffentlichen Überlegungen im Westteil der Stadt lauter, Schutzräume für die Zivilbevölkerung zu errichten, da eine ernsthafte Konfrontation nicht auszuschließen war. Der Bau der Mauer intensivierte diese Überlegungen. 1965 einigten sich die westlichen Alliierten, Maßnahmen einzuleiten, „mit denen Leben und Gesundheit der Zivilbevölkerung, ihre Wohnungen, Arbeitsstätten und die für die Befriedigung ihrer Lebensbedürfnisse wichtigen Einrichtungen und Güter vor den Wirkungen bewaffneter Angriffe geschützt werden könnten“ (ARNOLD/SALM. 1997. S. 161). Viele der im Westberliner Teil erhaltenen Bunkeranlagen dienten nach der Blockade der Einlagerung von Lebensmitteln, Bekleidung, Alltagsgegenständen und Kohle – sogenannte Senatsreserven. In den 1990er Jahren stehen in Westberlin 15 Schutzräume für ca. 25.000 Menschen zur Verfügung, in Ostberlin bestehen sieben Anlagen für etwa 2.500 Menschen (ARNOLD/SALM. 1997. S. 162). Das Programm zur staatlichen Förderung öffentlicher Schutzräume wurde 1992 eingestellt, somit wird es vorerst bei den vorhandenen Anlagen bleiben, deren Instandhaltung allerdings sehr teuer ist.

12.4.1 Bunkeranlage A am Gesundbrunnen

Die Anlage A (s. Karte) unter dem Blochplatz (Bauzeit 1928-1930) enthielt bis zum Zweiten Weltkrieg Betriebsräume für die BVG, Kantine und Schlafräume für die U-Bahnfahrer. Mit Zunahme der Luftangriffe, ab 1941, wurden die unterirdischen Betriebsräume im Sinne des

zivilen Luftschutzes umgebaut. Gegen Kriegsende wurde die Anlage für unterirdische Rüstungsproduktion durch AEG genutzt. Auf einer Fläche von 2.000 qm konnten insgesamt 5.000 Personen untergebracht werden. Nach dem Umbau, 1983, zu einer zivilen Luftschutzanlage können in der Anlage nur noch 1.328 Personen Platz finden. Bis 1993 wurde in den Räumen des Bunkers Senatsreserven eingelagert, die nach der politischen Entspannung vollständig entfernt worden sind. Die Bundesregierung geht davon aus, dass sich ein militärischer Konflikt sechs Monate vorher ankündigt, so bleibe genug Zeit, um die Anlage mit allen notwendigen Dingen für einen längeren Aufenthalt auszustatten und wieder in Betrieb zu nehmen. Die Anlage A ist bis heute Eigentum der BVG. Seit 1999 nutzt der Verein Berliner Unterwelten e. V. die Anlage für Führungen.

12.5 Standort 3 – Kreuzung Badstraße/Ecke Behmstraße, Eingang zum U-Bahnhof Gesundbrunnen (Blick auf die Ruine des Flakturms am Humboldthain)

Die Folge der Zunahme der Luftangriffe auf das dritte Deutsche Reich war der Beschluss, die Luftabwehr auszubauen. In Berlin entstanden im Zeitraum, Oktober 1940 bis April 1942, die drei Flakturmpaare „Zoo“, „Friedrichshain“, Humboldthain“, welche den Überflug feindlicher Flugzeuge über das Regierungsviertel verhindern und gleichzeitig mehreren tausend Menschen in ihren Bunkeranlagen Schutz bieten sollten. Am Humboldthain wurde ein großer Bunker mit sieben Stockwerken errichtet, auf dem sich mehrere Flaks (Flugabwehrkanonen) befanden. Ein kleinerer Bunker entstand an der Brunnenstraße, dessen Räume v. a. für Mütter mit Kindern vorgesehen waren (vgl. Karte: Bunker C). Die Ruinen der Flaktürme am Humboldthain und im Friedrichshain, wurden durch zahlreiche Sprengversuche mit Bauschutt bedeckt, den man danach liegen ließ. Die künstlichen Erdhügel mit Mauerresten wurden in die Parkanlagen des Volksparks Friedrichshain sowie am Humboldthain integriert.

12.6 Standort 4 – Ausstellungsräume des Vereins Berliner Unterwelten e. V.

Die Ausstellungsräume des Vereins sind in der Bunkeranlage B (s. Karte), welche bis 1942 Räume der BVG enthielt und dann zu Luftschutzzwecken umgebaut wurde. Heute befindet sich die Anlage, ebenso wie Anlage A, im Besitz der BVG. Anlage B wird seit 1998 vom Verein gemietet, der diese 2000 unter Denkmalschutz stellen ließ.

12.6.1 Brauereien und Weinkeller

Bis Anfang des 18. Jahrhunderts wurde an den Südhängen der Erhebungen in und um Berlin Wein angebaut. Im 16. Jahrhundert gab es 55 Weinberge und 7 Weingärten. Heute noch weisen Straßennamen, wie „Weinmeisterhornweg“ in Spandau, „Weinbergsweg“ oder

„Weinmeisterstraße“ im Bezirk Mitte auf den Weinbau hin. Ehemalige Weinkeller nutzte man später als Vergnügungsetablissemments bzw. Gastgewerbe. Zum Beispiel existieren heute noch der Klosterkeller und der Kaiserkeller in der Friedrichstraße.

Seit dem 14. Jahrhundert wird in der Stadt Bier gebraut. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts entwickelten sich industrielle Großbrauereien, welche ausgedehnte Keller- und Kühlräume in den höheren Bereichen um die Stadt Berlin (Prenzlauer Berg, Landsberger Allee, Tempelhof, Spandau, Friedrichshöhe in Friedrichshain, etc.) anlegten. Es waren tiefliegende, trockene Räume erforderlich, deren Bau, aufgrund des hoch anstehenden Grundwassers, in der Stadt nicht möglich war. 1867 gab es insgesamt 50 Großbrauereien in Berlin, die große, kühle Kellerräume zur Herstellung von untergärigem Bier benötigten. Gebaut wurden die Keller mit meterdicken Wänden und massiven Gewölbedecken, in denen sich Luken befanden, durch die frostkalte Winterluft zur Kühlung eindringen konnte. Im Sommer konnte demnach nicht gebraut werden. Nach der Erfindung eines Kühlsystems konnten ganze Straßenzüge, unter denen sich Lager- und Braukeller befanden, mit Wohnhäusern und oberirdischen Lagerhäusern bebaut werden.

Die Brauereien gelten als Pioniere im Tiefbau Berlins. Durch die Notwendigkeit, Kellerräume in der Tiefe zu schaffen, siedelten sich die Brauereien ringförmig um die damalige Stadt Berlin an.

12.6.2 Rohrpost

Das Nachrichten- und Kommunikationssystem gehörte seit Ende des 19. Jahrhunderts in den Alltag vieler Berliner, die es millionenfach zur Informationsübertragung innerhalb der Stadt nutzten. Die „Pneumatische Depeschenbeförderung“, wie man das Rohrpostsystem u. a. nannte, wurde 1865 eingeführt. Nach den Großstädten London, Paris und Wien war die Berliner Rohrpost die vierte Anlage in der Welt, aber die wohl bedeutendste in Mitteleuropa.

Eine erste, für den behördeninternen Transport von Telegrammen genutzte Strecke, verband das Haupttelegrafenamnt in der Oranienburger Straße mit der Börse am Hackeschen Markt, eine weitere die Oberwallstraße mit einer Telegrafestation am Potsdamer Platz. Der eigentliche Ausbau erfolgte erst nach 1874, und konnte so zwei Jahre später der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. In der Regel wurden die Rohrpostämter an bereits bestehende Telegraphen- und Postämter angegliedert. Als Beförderungsbehälter diente hierfür eine runde zylinderförmige Büchse (Durchmesser 6,5 cm, Länge 15 cm) aus Aluminium oder verzinktem Eisenblech, versehen mit einer Schleuderhülle. Die Büchsen wurden, einzeln oder im Zug, etwa 125 cm unter dem Straßenpflaster in einem Rohrnetz befördert. Ein „Fahrplan“ regelte die Sendezeiten der Züge à 20 Büchsen. In den Rohrpostämtern wurden die Züge empfangen bzw. in eine andere Richtung weitergeleitet. Das Haupttelegrafenamnt in der Oranienburger Straße war die Hauptzentrale und galt als

wichtigster „Umschlagbahnhof“. Eine zweite wichtige Schaltzentrale befand sich in der Goethestraße in Charlottenburg. In der Regel dauerte der Transport eines Telegramms bzw. Briefes weniger als eine halbe Stunde.

Innerhalb weniger Jahrzehnte hat sich die Nachfrage nach dem Transport der Nachrichten per Rohrpost stark erhöht. So konnte das Netz von anfangs 21 km auf 126,5 km (1908) und später auf ca. 245 km (1944) erweitert werden. Die Anzahl der Rohrpostsendungen erhöhte sich dementsprechend von 1,3 Mio. (1876) auf etwa 21 Mio. pro Jahr (während der Weimarer Republik). Dieser hohe Einsatz des Nachrichtensystems erforderte das Errichten zusätzlicher Rohrpostämter, die bis 1876 15 an der Zahl betragen, 1908 schon auf 75 stiegen und 1944 99 Stück zählten. Die Einführung des Telefons sowie dessen Ausbau beeinflusste bzw. übertraf die Entwicklung der Rohrpost in Berlin bei Weitem nicht.

Nach 1945 waren große Teile der Rohrpostleitungen durch den Krieg zerstört bzw. beschädigt worden. Mit der Teilung der Stadt war auch der Austausch zwischen beiden Zonen blockiert, zudem konnten sich beide Seiten nicht über eine Weiternutzung einigen. Im Westteil der Stadt wurde das System 1951 wieder zugänglich gemacht, einige Jahre später auch im Ostteil Berlins. Mit dem Aufkommen moderner Kommunikationssysteme, Ende der 1960er Jahre, wurde das System unrentabel, die Stilllegung im Westberlin erfolgte 1971. In Ostberlin nutzte man es noch bis in die achtziger Jahre. Nach der Politischen Wende überlegte man, ob das Rohrpostsystem wiederbelebt werden sollte.

12.7 Standort 5 – Bahnsteig der U8 im U-Bahnhof Gesundbrunnen

Das Berliner U-Bahnnetz ist eines der ältesten seiner Art in Europa. Es umfasst 9 Linien mit insgesamt 168 Stationen. Erste Tunnelstrecken wurden Ende des 19. Jahrhunderts angelegt, diese endeten aber als blinde Bauabschnitte geplanter Linien. Der AEG-Konzern begann zu dieser Zeit, in Versuchprojekten, unterirdische Strecken anzulegen. Erfolge konnte das Unternehmen mit der Verbindung seiner Fabriken, in der Brunnenstraße und Ackerstraße, durch eine eingleisige elektrische Tunnelbahn erzielen. Nach einem Wettstreit zwischen dem Siemens & Halske-Konzern und dem Unternehmen AEG um den Bau einer öffentlichen Bahn, konnte Siemens & Halske 1896 mit dem Bau der Hochbahn (heute: U1, U2) beginnen. Am Zoologischen Garten bzw. Potsdamer Platz mussten die Strecken in der Tiefe fortgesetzt werden, da die damals eigenständige Stadt Charlottenburg keine „hässliche“ Hochbahn in ihrem Stadtbild haben wollte und unter anderem über eigene U-Bahn-Pläne verfügte.

Das Ergebnis nicht vollendeter oder verworfener Planungen sind blinde Tunnel, wie zum Beispiel die geplante Streckenverlängerung nach Lichtenberg. Diese sollte am Bahnhof Klosterstraße von der U2 (Richtung Pankow) abzweigen. Am Alexanderplatz wurde dafür ein U-Bahnsteig eingerichtet, der bis heute ungenutzt blieb.

1920 gründete sich die Großgemeinde Berlin, was neun Jahre später zum Zusammenschluss der einzelnen Verkehrsbetriebe zur Berliner Verkehrsgesellschaft (BVG) führte. Nun dehnten sich die U-Bahnlinien erstmals von den wohlhabenden Vierteln (Schöneberg, Westend, Dahlem, Charlottenburg) auf die Arbeiterviertel (Wedding, Neukölln, Lichtenberg) aus.

Die erste öffentliche, unterirdische Verkehrsführung erfolgte durch den Spreetunnel. Von 1895 bis 1899 wurde der 454 m lange Tunnel zwischen der Halbinsel Stralau und dem Treptower Park unter der Spree gebaut. Aufgrund der geringen Größe konnten hier nur spezielle Straßenbahnwagen eingleisig verkehren. Mit zunehmender Motorisierung verlor der Tunnel an Bedeutung und wurde 1932 geschlossen. Später öffnete man ihn nur für Fußgänger. Im Zweiten Weltkrieg fungierte der Tunnel als Luftschutzraum, wurde danach aber zugeschüttet. Heute erinnert nur noch der Straßename „Tunnelstraße“ an den ersten Berliner Verkehrstunnel.

12.7.1 U-Bahnlinie U8

Nach dem seit 1912 schrittweise einzelne Streckenabschnitte fertiggestellt wurden, konnte die „GN-Bahn“ (Gesundbrunnen - Neukölln) 1930 komplett in Betrieb genommen werden. Im Süden verlief die U-Bahn vorerst bis zum Hermannplatz, später wurde die Strecke bis Rudow ausgeweitet. Der U-Bahnhof Gesundbrunnen war lange der Endbahnhof im Norden. Frühere Pläne sahen aber eine Verlängerung bis Reinickendorf - Liebenwalder Bahn vor, wo ein Anschluss an das Regionalbahnnetz erfolgt wäre.

Ursprünglich war eine Trassenführung entlang der Dresdner Straße (über Oranienplatz) geplant. Eine Streckenänderung wurde vom Kaufhaus Wertheim am Moritzplatz erkaufte, da dieses, dem Beispiel des Karstadt-Konzerns am Hermannplatz folgend, einen direkten Zugang zum U-Bahnsteig haben wollte. Der Rohbau des U-Bahnhofes unter der Dresdner Straße war vor Beginn des Ersten Weltkrieges fertiggestellt und wurde später als Luftschutzbunker und Umspannwerk der BVG genutzt. Nach der Stilllegung, 1988, überlegte man eine Neunutzung in Form von Kneipen bzw. Kulturprojekten. Jedoch erwies sich der Aufwand als zu kostenintensiv, und die Pläne wurden wieder verworfen.

Im Zuge der Grenzschließung, am 13. August 1961, wurden auch die Ostberliner Bahnhöfe entlang der Strecke U8 gesperrt (Bernauer Straße, Rosenthaler Platz, Weinmeisterstraße, Jannowitzbrücke, Heinrich-Heine-Straße und der Bahnsteig am Alexanderplatz). Die Bedeutung der Linie für Westberlin sank erheblich, obwohl durch sie die wichtigen Einkaufszentren am Hermannplatz und Gesundbrunnen angebunden waren. Aber die Verkehrsströme entwickelten sich nun zwangsläufig Richtung Zoologischer Garten und Kurfürstendamm. Seit, 1977, die Nordverlängerungen begannen (in den 1980er Jahren bis Wittenau), konnte die Bedeutung der Strecke wieder aufgewertet werden. Während der

Teilung der Stadt bestand an den Bahnhöfen im Ostteil zwischen den Stationen Gesundbrunnen und Moritzplatz reiner Transitverkehr. Unterirdische Sicherungsanlagen (Kameras, Signalanlagen) und die Besetzung mit Grenzposten bzw. Polizisten sollten Fluchtversuche der DDR-Bürger über die sogenannten Geisterbahnhöfe verhindern. Die Busverbindung, Linie A18, ersetzte in Ost-Berlin die weggefallene U-Bahn.

1966 wurden die Bezeichnungen der U-Bahnen in West-Berlin erneuert. So erhielt die bis dahin genannte Linie D ihren Namen U8.

Nach dem Mauerfall wurden die Geisterbahnhöfe im Ostteil teilweise saniert und wieder vollständig in Betrieb genommen.

12.7.2 U-Bahnhof Gesundbrunnen

Der Bahnhof an der „Plumpe“, wie er lange Zeit genannt wurde, entstand zwischen 1927 und 1930. Er liegt unter den Anlagen der Ring-, Vorort- und Fernbahn, und verfügt über einen Verbindungstunnel zu den jeweiligen Bahnsteigen. Über 47 Jahre blieb Gesundbrunnen der nördliche Endbahnhof der „GN-Bahn“ nach Neukölln. Während der Teilung der Stadt blieben der südliche Ausgang sowie die Abgänge zur S- und Fernbahn gesperrt.

Nach der Maueröffnung wurde auch der Bahnhof Gesundbrunnen wieder vollständig geöffnet. Mit der Fertigstellung der „Nordkreuz“ – Anlage und der Schließung der Ringbahn erlangt Gesundbrunnen als Umsteigebahnhof wieder größere Bedeutung.

12.7.3 Heutige Entwicklung

Nach der Wende eröffneten sich zahlreiche Möglichkeiten für Bauherren. Es entstanden neue Bauten und Baugruben, um die Stadtbrachen und Kriegslücken wieder zu füllen. Das unterirdische Verkehrsnetz (U6, U8, Nord-Südtunnel-Bahnhöfe S1, S2) wurde ebenfalls wieder zusammengeführt. Weiterhin begann der Bau des Tiergartentunnels, der bis heute viel negative Kritik bekam. Wobei hier besonders die ökologischen Auswirkungen auf den Tiergarten und die Gefährdung historischer Bauten im Vordergrund stehen. Auch die hohen Kosten und der immense Aufwand des Ausbaus werden, neben der Diskussion um die Notwendigkeit und Folgen für den Berliner Stadtverkehr, öffentlich angegriffen. Andere unterirdische Ausmaße brachte auch der Ausbau des Regierungsviertels, in den 1990er Jahren, mit sich. Hier wurde das gesamte Versorgungssystem, neben Tiefgaragen, unter die Erde verlegt. Beim Bau des Potsdamer Platzes gab es erhebliche Probleme im Ausbau der Untergrundanlagen. Das hoch anstehende Grundwasser suchte sich seinen Weg immer wieder in die großen Baugruben, was die Bautätigkeit weiter verzögerte. Heute werden die Ver- und Entsorgungsabläufe des gesamten Areals untertage geregelt.

Für die Elektrizitätsversorgung der Stadt sind die Leitungen alle unter der Erde verlegt worden, wobei teilweise alte Schächte, Tunnel sowie Rohre genutzt wurden. Um bei der

Verknüpfung der Netzteile von Ost und West Leitungsumlegungen umgehen zu können, verlegte die BEWAG die Leitungen teilweise bis zu 40 Metern unter der Stadt bzw. unter Meeresspiegelniveau.

In nicht bzw. nie genutzten Tunnelabschnitten oder rohbaufertigen U-Bahnhöfen, Bunkern sowie anderen unterirdischen Anlagen finden heute Konzerte, Performances, Lesungen, Führungen, Ausstellungen u. a. statt. Zum Beispiel wird der U-Bahnsteig der geplanten U3, Potsdamer Platz, ab und zu als Konzertsaal genutzt. Die Ausstellungsräume und ein Teil der Bunkeranlage des Bunkers am Gesundbrunnen sind regelmäßig für Besucher offen. Ebenso kann der Atomschutzbunker der Ausstellung „The Story of Berlin“ am Kurfürstendamm besichtigt werden.

Nach der Wende wurden Partys legal oder illegal in unterirdischen Clubs veranstaltet. Einige Künstler nutzen die Atmosphäre der Räumlichkeiten für Licht- oder ähnliche Installationen. Die unterirdischen Anlagen sind, bis auf U-Bahnhöfe, Ausstellungs- und Museumsräume, Tiefgaragen, etc., nicht für die allgemeine Bevölkerung zugänglich. Hier sind aus Sicherheitsbestimmungen immer Sondergenehmigungen der Senatsverwaltung oder der BVG erforderlich.

12.8 Zusammenfassung

Die ersten größeren Tiefenbauten im Berliner Stadtgebiet waren erst mit den technischen Innovationen möglich, welche die Industrialisierung nach sich zog. Zu den ersten richtigen Berliner „Untergrundpionieren“ gehören die industriellen Brauereien, die aufgrund des hoch anstehenden Grundwasser in höhere Lagen im Stadtrandgebiet für den Bau von aufwendigen Keller- und Kühlanlagen ausweichen mussten. Demzufolge verlegten auch die Brauereien ihre Standorte in die Nähe ihrer Lagerhäuser. Die Entwicklung der Elektrizität ermöglichte später den Bau von oberirdischen Kühl-, Lager- und auch Wohnhäusern auf den Flächen der Brauereikeller.

Ein weiterer Effekt der aufkommenden Elektrizität war die Einführung der elektrischen Straßenbahnen und, damit verbunden, der spätere Bau der elektrischen Untergrund-Bahnen. Berlin folgte nun dem Beispiel der Londoner „Underground“ bzw. der Pariser „Metro“ und verlegte die, zuerst als Hochbahn geplante und gebaute Stadtbahn, bald in den Untergrund. Erste Versuchsstrecken, nicht ausgeführte bzw. geänderte Pläne und wirtschaftliche wie gesellschaftspolitische Veränderungen, hinterließen ihre Spuren in Form von zahlreichen blinden Tunnelabschnitten oder Geisterbahnhöfen. Bis Anfang der zwanziger Jahre war der Besitz der U-Bahn ein Privileg für die wohlhabenderen Viertel. Erst mit der Zusammenlegung der Verkehrsbetriebe zur BVG, im Zuge der Gründung der Großgemeinde Berlin, wurde die U-Bahn auch für einige Arbeiterviertel zugänglich. Heute ist sie ein integraler Bestandteil des städtischen Verkehrssystems.

Bezogen auf das städtische Kommunikationssystem spielte die Rohrpost eine sehr bedeutende Rolle im Berliner Alltag. Sie konnte sich gegenüber dem Telefon bis etwa in die 1960er Jahre hinein behaupten, wurde dann aber schnell von modernen Kommunikationsmitteln abgelöst.

Ein weiterer wichtiger Bestandteil der Untergrundlandschaft von Berlin ist das Trink- und Abwassersystem, das Ende des 19. Jahrhunderts im Zuge der industriellen Revolution und dem damit verbundenen Wachstum der Bevölkerung entstand. Hier spiegelt sich das veränderte Hygienebewusstsein der Industriegesellschaft wider. Mit der Einrichtung von Trinkwasserfilteranlagen, Reinwasserbehältern, Pumpstationen und Rieselfeldern für die Abwässer wurde ein entscheidender Teil dazu beigetragen, dass Gewässer in und um Berlin, wie z. B. die Spree, als Trinkwasserquellen, nicht mehr mit Abwässern verunreinigt wurden und somit die Seuchengefahr für die Bevölkerung sank. Zudem wurde das Stadtbild erheblich aufgewertet, nachdem die Abwasserrinnsäle verschwanden.

Nach dem Ersten Weltkrieg hatten andere Baumaßnahmen im Untergrund der Stadt Priorität. Die Regierungen der Weimarer Republik und ganz besonders der Nationalsozialisten leiteten Maßnahmen zum zivilen Luftschutz ein. Während der nationalsozialistischen Diktatur und verstärkt im Zweiten Weltkrieg nahmen diese ungeahnte Ausmaße für Berlin an. Aufgrund zunehmender Versorgungsengpässe mit Baustoffen waren und sind heute teilweise noch verschiedene Bautypen von Luftschutz- bzw. Bunkeranlagen in Berlin und Umland zu finden. Nach dem Krieg wurde zwar ein Großteil der Anlagen abgerissen, aber zu Beginn des Kalten Krieges errichtete man, angesichts der bedrohlichen Lage der Stadt, vor allem in West-Berlin Bunkeranlagen, bzw. man nahm schon vorhandene wieder in Betrieb. Heute gibt es nur noch wenig funktionierende Anlagen, da die Instandhaltung zu kostenintensiv ist. Die derzeitige politische Situation birgt zudem keine direkte Gefahr mehr für die Berliner Bevölkerung.

Tiefgaragen und großräumige Versorgungsareale zählen gegenwärtig zu den neuen Bauprojekten, die den Berliner Untergrund bestimmen. Mit der Funktion Berlins als Hauptstadt hat sich viel in der Stadtentwicklung verändert, was seine Spuren natürlich auch im Untergrund hinterlässt.

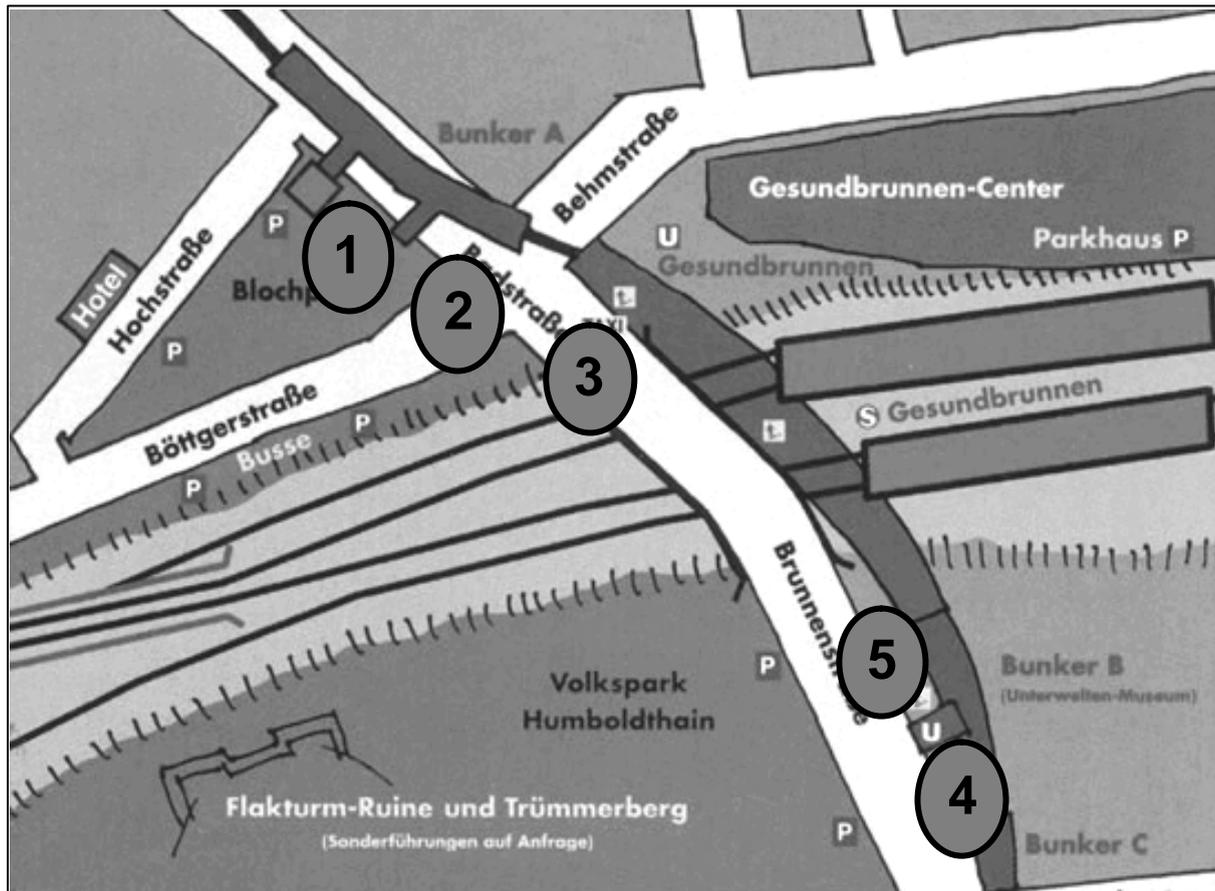


Abb. 70: Exkursionsroute Berliner Untergrund

Literatur:**ARNOLD, D. und I., SALM, F. (1997):**

Dunkle Welten – Bunker, Tunnel und Gewölbe unter Berlin. CH. Links Verlag. Berlin.

BERLINER UNTERWELTEN e. V., Hrsg. (2001):

Schattenwelt. Mitteilungsblatt des Vereins Berliner Unterwelten e. V.. Ausgabe 3/2001, S. 9/10, 26. Berlin.

DENKMALPFLEGE_VEREIN NAHVERKEHR BERLIN e. V. (DVN), Hrsg. (1994):

U8 – Geschichte(n) aus dem Untergrund. Gesellschaft für Verkehrspolitik und Eisenbahnwesen (GVE) e. V.. Berlin.

MEYER-KRONTHALER, J. (1996):

Berlins U-Bahnhöfe – Die ersten hundert Jahre. be.bra Verlag GmbH & Co. KG.. Berlin.

Internet:

<http://www.bvg.de/ueber/zeit1998.html>

<http://www.berliner-unterwelten.de>

<http://www.berliner-unterwelten.de/german/index.html>

Weitere Quellen:**ARNOLD, Dietmar:**

Gründungsmitglied des „Berliner Unterwelten e. V.“: Vortrag. Urania, 05/2002

MÜLLER, Jürgen:

Mitglied des „Berliner Unterwelten e. V.“ (09/2002)

13. WASSERVERKEHRSSTRAßEN BERLINS

Exkursionsroute: Wassertorplatz – Stegitzdamm/Erkelenzdamm – Urbanhafen – Fraenkelufer 38/44 – Hobrechtstraße/Maybachufer – Paul-Linke-Ufer – Paul-Linke-Höfe

Die Exkursion befasst sich mit den Wasserstraßen Berlins. In erster Linie werden diese am Beispiel des Landwehrkanals vorgestellt. Es wird die Bedeutung der Wasserstraßen für die Stadtentwicklung dargestellt und auf den Wandel derselben eingegangen. Des Weiteren wird die Nutzung der Wasserstraßen sowie die Veränderung der Nutzung im Laufe der Zeit erläutert, und der wasserstraßennahe Bereich wird in Bezug auf seine Funktionen und den Wandel dieser Funktionen mit einbezogen.

13.1 Einführung

Schon während der Bronzezeit (1700-700 v.Chr.) war das Berliner Gebiet besiedelt und die Wasserwege (Spree, Havel und Elbe) wurden für die Schifffahrt genutzt. Die Wasserwege waren die ersten Verkehrsadern. Handel fand z. B. zwischen Berlin und Hamburg über die Elbe statt. Auf dem Wasserweg wurde Roggen und Eichenholz nach Hamburg gebracht, und Berlin erhielt aus der Hansestadt z. B. Tuche und Gewürze (vgl. Natzschka 1971, S. 182). Aber auch zur Nahrungsbeschaffung mittels des Fischfanges und um das Vieh zu tränken wurden die Wasserwege genutzt. Schon bei der Doppelgründung von Berlin und Cölln machte man sich die Wasserwege zunutze. Die Spree wurde als Verteidigungsgraben umgeleitet und auch für die Herstellung von Mehl und zum Schneiden des Bauholzes wurde die Wasserkraft eingesetzt. Das Bauholz selbst wurde meist auch auf dem Wasserweg an seinen Bestimmungsort gebracht, da die Landwege zumeist noch sehr schlecht ausgebaut waren. Die Flüsse und später die Kanäle trugen somit in großem Maße zur städtebaulichen Erschließung sowie zur Entwicklung Berlins bei, und noch heute wird das Stadtbild Berlins durch die Wasserstraßen geprägt.

13.2 Zielstellung

Das Ziel dieser Exkursion ist es die Bedeutung der Wasserstraßen für die Stadtentwicklung zu erläutern. Zum einen wird hierbei auf die historische Entwicklung der Wasserstraßen Berlins Bezug genommen, und es soll des Weiteren die Nutzung der Wasserwege selbst dargestellt werden. Diese Nutzung unterlag im Laufe der Zeit einem Wandel, und dieser Aspekt wird dem Exkursionsteilnehmer beispielhaft am Landwehrkanal erklärt, wobei dieser dazu angehalten ist verschiedene Aspekte durch eine aufmerksame Betrachtung der

Umgebung selbst zu entdecken. Ebenso wird auf die Nutzung des wasserstraßennahen Bereiches eingegangen.

13.3 Standort 1 – Wassertorplatz

Am ersten Standort wird einleitend zunächst eine Einführung in das Thema der Wasserstraßen gegeben. Man unterscheidet vier verschiedene Arten von Wasserwegen:

- a) natürliche Flüsse
- b) kanalisierte Flüsse
- c) Kanäle
- d) Wattenfahrwege

Natürliche Flüsse sind Wasserwege, die ohne Schleusen, Staustufen oder anderen wasserbautechnischen Eingriffen befahren werden können. Kanalisierte Flüsse, wie z. B. die Mosel oder der Main, sind erst durch wasserbautechnische Eingriffe für die Großschifffahrt befahrbar. Kanälen sind von vornherein künstlich angelegte Wasserwege und bei den Wattenfahrwegen handelt es sich um Wasserwege in den Wattengebieten der Nordsee.

Berlin selbst besitzt ein 182 km langes zusammenhängendes Wasserstraßennetz, mit zwölf schiffbaren Wasserwegen. Zu den natürlichen Wasserwegen zählen die Spree, die Havel und die Dahme. Schon vor der Stadtgründung Berlins wurde hier Schifffahrt betrieben. Bereits im Mittelalter ließen sich die Schiffe talabwärts mit der Strömung treiben und auf der Bergfahrt wurde getreidelt (vgl. Uhlemann 1987, S. 24), d.h. der Kahn wurde vom Treidelweg aus entweder vom Pferd oder von sieben bis zehn "Zugknechten" gezogen. An schwierigen Stellen wurde dahingegen Warpschifffahrt betrieben: Ein Treidelseil wurde an Land geworfen (warpen), das an einer Stelle stromaufwärts befestigt wurde und die Schiffsknechte mussten dann vom Kahn aus ziehen.

Zu den Kanälen Berlins gehören z. B. der Neuköllner Schifffahrtskanal, der Berlin-Spandauer Schifffahrtskanal und der Landwehrkanal, welcher im Folgenden dann noch genauer erläutert wird. Am zweiten Standort wird aber zunächst ein weiterer Kanal Berlins genauer betrachtet: Der Luisenstädtische Kanal. Dieser ist in seiner ursprünglichen Form allerdings nicht mehr vorhanden. Im Jahre 1962 wurde der Kanal zugeschüttet. Am Wassertorplatz befand sich vor 1962 ein kleines Hafenbecken. Nach diesem Hafenbecken, welches Wassertorbecken hieß, wurde nach der Zuschüttung des Kanal auch der Wassertorplatz benannt.

13.4 Standort 2 – Stegitzdamm/Erkelenzdamm

Dieser Standort befindet sich direkt in der Mitte des ehemaligen Kanals. Zu sehen ist hiervon allerdings nur noch eine symbolisch gebaute Brücke. Der Luisenstädtische Kanal wurde im Jahre 1838 von Peter Joseph Lenne geplant. Er sollte nicht nur der Entwässerung des köpenick'schen Feldes dienen, sondern auch zu einer Ansiedlung von Industrie mit Wasseranschluss führen. Der Kanal verlief von der Spree bis zum ehemaligen Urbanhafen am später erbauten Landwehrkanal. Er machte zwei fast rechtwinklige Biegungen am Engelsbecken (siehe Abb. 71) und am Wassertorbecken.

Der 22,5 m breite und 2,3 km lange Kanal wurde in den Jahren 1848 bis 1852 erbaut. Der Luisenstädtische Kanal diente allerdings lediglich in der Zeit der

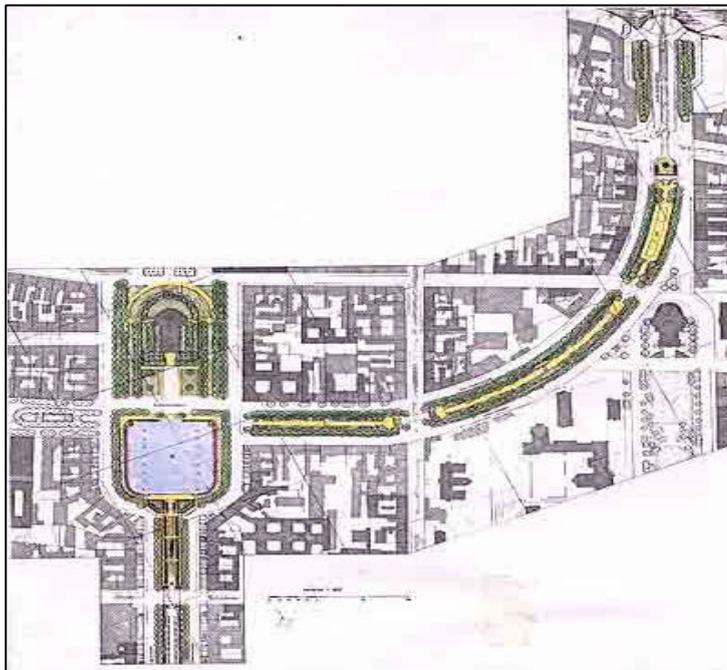


Abb. 71: Verlauf des Landwehrkanals am Engelsbecken
(Quelle: <http://www.s-und-h.de/projekte/luisenstadt/luisenstadt.html>)

Bebauung der Umgebung, also des köpenick'schen Feldes, als Transportweg für das Baumaterial. Er erlangte keine Bedeutung für die Schifffahrt, da das Gefälle des Kanals falsch berechnet worden war und es somit in dem Kanal zu keinem Wasseraustausch kommen konnte (vgl. Uhlemann 1984, S. 96). Durch die Einleitung von Abwässern glich der Kanal zunehmend einer Kloake. Des weiteren kam es nie zu der vorgesehenen Ansiedlung von Industriegewerbe, und um den U-Bahn-Bau (Gesundbrunnen-Neukölln) zu erleichtern, wurde der Kanal 1962 wieder zugeschüttet. Bemerkenswert ist, dass der Luisenstädtische Kanal sowohl durch Arbeitsbeschaffungs-Maßnahmen erbaut wurde, als auch 1962 durch Arbeitsbeschaffungs-Kräfte wieder zugeschüttet wurde. Heute finden wir an seiner Stelle einen Grünzug und lediglich Straßennamen, wie z. B. Wassertorplatz, erinnern heute noch an den Kanal.

13.5 Standort 3 – Urbanhafen

In den Jahren 1817 bis 1842 stieg die Bevölkerung Berlins von 196.000 Einwohnern auf 401.000 Einwohnern an. Somit war auch mehr Versorgung mit Lebensmittel, Getreide, Brennstoffen und Baustoffen notwendig. Trotz des einsetzenden Eisenbahnverkehrs fand diese Versorgung in erster Linie über den Wasserweg statt. Schon 1820 war der Verkehr auf der Spree so stark angestiegen, dass die durchfahrenden Schiffe sechs bis acht Tage auf



Abb. 72: Urbanhafen 1955
(Quelle:<http://www.bics.be.schule.de/son/wir-in-berlin/kiez/luisen/>)

die Durchfahrt warten mussten. Im Jahre 1840 hatte sich die Situation so stark verschärft, dass oft eine Wartezeit von mehreren Wochen in Kauf genommen werden musste. Um die Spree von diesem Verkehrschaos zu befreien, wurde der Landwehrkanal gebaut.

Der Landwehrkanal verläuft ungefähr im gleichen Verlauf wie der Landwehrgraben, welcher 1705 auf Befehl König Friedrich des Ersten durch die Verbindung von dem Heidekamp'schen Graben und dem

Wiesengraben entstand. Der Name Landwehr umschrieb im 13. und 14. Jahrhundert sowohl ein Bündnis, als auch ein Grenzgraben. Der Landwehrgraben bildete die Grenze der alten Köllnischen Feldmark gegen die benachbarten Feldmarken der Tempelherren und später den Johannitern gehörenden Dörfern Rixdorf und Tempelhof (vgl. Uhlemann 1987, S. 64). Es wird vermutet, dass der Graben das bei Spreeüberschwemmungen über das Ufer getretene Wasser schneller abführen sollte.

Schon 1816 gab es das erste Projekt zum Ausbau des Landwehrgrabens, welches aber wegen zu hohen Kosten wieder verworfen wurde. Im Hochwasserjahr 1830 wurde dieser Plan neu aufgenommen. Er scheiterte aber wiederum, da der Handel und der Verkehr durch die Julirevolution in Paris und durch eine Choleraepidemie fast zum Erliegen kam. Erst 1838 übernahm Lenne den Ausbau des Landwehrgrabens zum Schifffahrtskanal.

Der Kanal war allerdings unzureichend mit Häfen ausgestattet, so dass die Schiffe zum Löschen am Ufer anlegen mussten und der durchlaufende Verkehr dadurch gestört wurde. Deshalb wurde der Landwehrkanal erstmals in den Jahren 1883 bis 1890 erweitert. Da es lediglich einen viel zu kleinen Hafen an der Potsdamer Brücke gab, wurde 1896 der Urbanhafen fertiggestellt. Realisiert wurde dieser Hafen, indem von einer Erweiterung des Landwehrkanals auf 75 Metern ein 22 Meter breiter Seitenkanal abgezweigt wurde. Dadurch wurde eine Insel mit Entlade- und Ladungsmöglichkeiten geschaffen (siehe Abb. 72), die durch eine Brücke mit dem Festland verbunden war. Insgesamt konnten so 70 Kähne an der Land- und an der Inselseite zusätzlich aufgenommen werden (vgl. Natschka 1971, S. 64). Diese Hafendimension war allerdings immer noch zu klein bemessen, und für den Urbanhafen waren keine Ausdehnungsmöglichkeiten mehr vorhanden. Daher wurde in den Jahren 1907 bis 1911 zunächst der Osthafen gebaut und 1923 wurde bereits der Westhafen fertiggestellt. 1963/64 wurde der Urbanhafen dann schließlich zugeschüttet, um die

Erweiterung des Urbankrankenhauses zu ermöglichen. Die beiden neu gebauten Häfen Ost- und Westhafen übernahmen zu dieser Zeit die Aufgabe des Urbanhafens.

13.6 Standort 4 – Fraenkelufer 38-44

Die beiden Häuser am Fraenkelufer 38 und 44 (siehe Abb. 73) wurden 1983 nach Plänen von Hinrich und Inken Ballert erbaut. Zwei Baulücken wurden an dieser Stelle mit den sogenannten "Torhäusern" geschlossen. Merkmale dieser Bebauung sind die expressiv vorspringenden Balkone, die spitzen Dachgauben, schräg gestellt Betonstützen und ein begrünter Innenhof. Nach den Verfassern des Architektenführers Berlin handelt es sich um ein Musterbeispiel für die "behutsame Stadterneuerung" (vgl. [http://www.luise-](http://www.luise-berlin.de/tourismus/Fusstour/ft_57/5713.htm)



Abb. 73: "Torhäuser" von Ballert
(Quelle:
<http://www.bics.be.schule.de/son/wir-in-berlin/kiez/luisen/>)

berlin.de/tourismus/Fusstour/ft_57/5713.htm). Diese Häuser wurden in einem Selbstbauprojekt in Zusammenarbeit mit den Mietern erstellt. Es entstanden dabei jeweils zwölf Wohnungen, welche individuell gestaltet worden sind, um den Bedürfnissen der Bewohner gerecht zu werden. Ermöglicht wurde dies durch die Grundlage des sogenannten "Wohnregals". Zunächst wurde ein weitmaschiges Gerüst aus Stahlbetonteilen erstellt, in welches die Wohnungen dann quasi nur noch eingebaut wurden.

Die Torhäuser stellen das erste Beispiel für die Nutzung des wasserstraßennahen Bereiches dar: die Funktion des Wohnens. Angrenzend an diese Gebäude befinden sich die typischen Mietshauskasernen, welche am Standort Nr. 7 genauer erläutert werden. Ein weiteres Werk von Ballert befindet sich an der Ecke Admiralstraße 16. Durch dieses Haus sollte das Gesamtbild der Neubebauung komplettiert werden und somit ein harmonisches Beisammensein von Alt- und Neubau geschaffen werden.

13.7 Standort 5 – Hobrechtstraße/Maybachufer

An dieser Stelle wird auf die Nutzung der Wasserstraßen von der Vergangenheit bis zur Gegenwart eingegangen. Zur Zeit der Entstehung Berlins dienten die Wasserstraßen zur Gewinnung von Nahrung (Fischfang) und zur Viehtränkung. Die Mühlen konnten durch die Wasserkraft betrieben werden, und der Gütertransport fand auf dem Wasserweg statt. Des Weiteren konnte durch die Wasserwege die Verteidigung und die Entwässerung des Landes sicher gestellt werden.

Zur Zeit der Industrialisierung stellten die Wasserwege bevorzugte Industriestandorte dar, und sie dienten auch zur städtebaulichen Erschließung, da das Baumaterial zumeist auf dem Wasserweg befördert wurde. Der Landwehrkanal diente der Entwässerung des



Abb. 74: Primärenergiebedarf im Güterverkehr(Quelle: <http://www.wsv.de/wwwsv.html>)

anschließenden Gebietes, bis 1872 durch den Hobrechtplan eine Kanalisation in Berlin angelegt wurde. Bis dahin ähnelte der Kanal eher einer Kloake und die heute dominierende Funktion des Kanals für den Tourismus wäre ohne den Bau der Kanalisation nicht möglich gewesen. Zu den touristischen und den Freizeit - Angeboten der Wasserstraßen zählen

unter anderem der Personenverkehr und der Wassersport mit Segel- und Motorbooten, der Kanusport und das Rudern. Heute spielt der Personenverkehr auf den Wasserwegen in Berlin für den Tourismus eine große Rolle. Beispielsweise ist der Umsatz der Stern und Kreis Schifffahrt GmbH in der Saison 2001 um 4 % im Vergleich zur Saison 2000 gestiegen. Dem Wassersport in der Region Berlin/Brandenburg widmen sich ca. 200.000 Personen, woran ca. 5.000 Arbeitsplätze gebunden sind (vgl. <http://www.berlinews.de/archiv/624.shtml>). Alles in allem wurden 1999 in den Berliner Schleusen fast 70.000 Sportboote und Fahrgastschiffe geschleust. Bei der Betrachtung des Verkehrs auf den Wasserstraßen fallen auch in erster Linie die Personenschiffe auf. Güterschiffe prägen nur noch in geringem Maße das Bild der Wasserwege in Berlin. Wirtschaftlich hat der Güterumschlag auf dem Wasserweg heute stark an Bedeutung verloren. Der Schiffsgüterumschlag in den Berliner Binnenhäfen lag 1998 noch bei 1,6 Mio. t und ist in den zwei Jahren bis 2000 auf nur 1,0 Mio. t gesunken. Allerdings stieg die wirtschaftliche Bedeutung der Wasserwege im Bereich der Baustellenlogistik an. Beim Bau des Potsdamer Platzes wurden 10 % des Erdhubes über Binnenschiffe abtransportiert. Bei der Baustelle Spreebogen wurden 1998 sogar 80 % des Erdhubes auf diesem Wege abtransportiert und umgekehrt 400.000 Kubikmeter Beton zur Baustelle befördert. Da der Transport durch die Binnenschifffahrt sehr umweltfreundlich, sowohl in Bezug auf den Energiebedarf (siehe Abbildung 74) als auch in Bezug auf den CO₂-Ausstoß ist, zudem noch eine hohe Transportkapazität bietet und als sehr sicher gewertet wird, ist das Ziel der Bundes- und Landesregierung Berlin/Brandenburg die Stärkung der Binnenfahrt. Es soll ein innovatives innerstädtisches Gütersystem mit Binnenschiffen

entstehen, welches in Berlin den Vorteil eines gut ausgebauten vorhandenen Netzes bietet. Ein Beispielkonzept hierzu stammt aus einem Projekt der Freien Universität Berlin. Hierbei handelt es sich um ein Güterverkehrskonzept zur Ver- und Entsorgung von Krankenhäusern und Pflegeheimen (vgl.; <http://www.j-w-hoffmann.de/hospilog-frame.html>). Die meisten Krankenhäuser, wie z. B. die Charite, das Virchow-Klinikum, das Klinikum Steglitz und das Urbankrankenhaus, liegen alle in unmittelbarer Nähe eines Wasserweges. Vorteile einer Ver- und Entsorgung durch die Binnenschifffahrt sind zum einen die Verbesserung der verkehrlichen Situation im Bereich der Krankenhausstandorte, da diese Möglichkeit zu einer Reduktion von LKW-Fahrten führen würde. Des weiteren könnten Gelder im Bereich des Gesundheitswesens eingespart werden, da die Güterschifffahrt eine kostengünstigere Alternative zur Ver- und Entsorgung darstellt.

13.8 Standort 6 – Paul-Linke-Ufer

Im Vergleich zum Maybachufer ist deutlich zu erkennen, dass das Paul-Linke-Ufer anders gestaltet worden ist. Auffällig sind in erster Linie die Grünflächen und der Boulevard. Schon Lenne hatte beim Bau des Kanals einen mit vier Baumreihen bepflanzten Boulevard von 28,6 m Breite durchgesetzt, was zu seiner Zeit eher untypisch für die Gestaltung von Wasserwegen war. Lenne allerdings war Gartenbaudirektor und kein Wasserbauer, so dass ihm von Anfang an auch die Gestaltung des wasserstraßennahen Bereiches am Herzen lag. Meist jedoch wurden die Wasserstraßen nicht mit Grünflächen und Boulevards versehen, sondern lediglich die Zweckmäßigkeit der Kanäle spielte beim Bau derselben eine Rolle. So wie Lenne schon damals, versucht man aber auch heute die häufig unattraktiven Ufergebiete durch z. B. Grünflächen aufzuwerten. An den Kanälen soll eine Uferlandschaft entstehen, die von den Menschen als Naherholungsgebiet genutzt werden kann (Natzschka 1971, S. 193). Der wassernahe Bereich des Kanals hat allerdings nicht nur die Funktion der Naherholung, sondern auch die Funktion des Wohnens schließt sich unmittelbar an. Im Vergleich zum Maybachufer fällt auf, dass die Fassaden der Häuser des Paul-Linke-Ufers aufwendiger gestaltet sind. Dies ist auf die bevorzugte Lage am Boulevard zurückzuführen, an welchem auch die Mietpreise wesentlich höher sind als am Maybachufer. Es ist allerdings auch zu beobachten, dass die Häuser des Maybachufers über Balkone verfügen. Der Grund hierfür ist, dass diese zur Sonnenseite ausgerichtet worden sind. Insgesamt lässt sich feststellen, dass die Häuser des Paul-Linke-Ufers allerdings einen "schöneren" und gepflegteren Eindruck machen.

Innerhalb des halben Jahrhunderts zwischen den Gründerjahren (1871-1873) und dem Ersten Weltkrieg (1914-1918) entstanden besonders hier in der Luisenstadt jene Häuser mit mehreren Hinterhöfen, in denen Mieter mit Handwerks- und Gewerbebetrieben "unter einem Dach" zusammenlebten. Diese Häuser besitzen drei bis vier Hinterhöfe und werden als

Mietskasernen bezeichnet. Im Zweiten Weltkrieg war die Zerstörung in diesem Gebiet Westberlins nicht sehr groß, so dass hier auch heute noch viele dieser Mietskasernen stehen.

13.9 Standort 7 – Paul-Linke-Höfe

Die Gebäude der Paul-Linke-Höfe stammen aus dem Jahr 1910, und sie sind somit ein Beispiel für die typische Mietskasernenbauweise. Auch hier war eine Mischung der Funktionen Wohnen und Arbeit vorhanden. Die Produktionsstätte einer Telefonfabrik befand sich sogar noch bis 1993 im hinteren Teil des Gebäudekomplexes. Im Sommer 1997 wurde ein Investor zur Sanierung des Geländes gefunden. Entsprechend dem Nutzungskonzept für dieses Gebiet, welches eine Nutzungsmischung von individuell gestaltetem Wohnraum und Arbeiten auf einem hohem Niveau vorsieht, entstanden in den renovierten Fabriketagen Lofts mit unterschiedlichen Ausstattungsvarianten. Die Preise für diese Lofts liegen zwischen 3.300 DM und 5.500 DM je Quadratmeter. Angeboten werden auch verschiedene Serviceleistungen, wie z. B. Reinigungs- und Betreuungsdienste, Car-Sharing-Angebote und ein Wachdienst. Es handelt sich hierbei also um eine Form des "sicheren Wohnens", da der Innenhof durch einen "doorman" bewacht wird und nur für Anwohner zugänglich ist (vgl. GLASZE: 2001; S. 172). Das Gebäude verfügt des weiteren über ein eigenes Blockkraftwerk und eine Regenwassersammelanlage. Bei der Sanierung wurden ausschließlich ökologische Baustoffe verwendet. Bereits im Herbst 1998 waren alle Einheiten des Gebäudekomplexes verkauft. Diese Form des Wohnens stellt vor allem für neu nach Berlin ziehende Menschen einen attraktiven Wohnstandort dar. Hier haben die Menschen unter dem Motto "Loftliving" die Möglichkeit ihr Wohnen zu gestalten (vgl. http://www.langhof.com/deutsch/plh/aktuelles_presse.htm). Diese Form des Wohnen hätte wohl am Maybachufer nicht so viel Anklang gefunden, da hier die Gestaltung des wasserstraßennahen Bereiches in Bezug auf die Funktionen Naherholung (keine direkte Nähe zu Grünflächen) und Wohnen nicht sehr attraktiv ausgebaut worden sind.

13.10 Zusammenfassung

Sowohl in der Vergangenheit, als auch in der Gegenwart hatten die Wasserverkehrsstraßen eine große Bedeutung für die Stadt Berlin. Sie waren die ersten Verkehrsadern, lieferten Nahrung für die Bevölkerung und dienten der städtebaulichen Erschließung Berlins. Die Nutzung der Wasserverkehrsstraßen ist sehr vielfältig: Sie wurden als Gütertransportwege für die Versorgung mit Nahrung, Brennstoffen und Baumaterial genutzt und dienen heute dem Personenverkehr und dem Wassersport.

Die Nutzung des wasserstraßennahen Bereiches unterlag einem starken Wandel: Die einer Kloake gleichenden Wasserstraßen wurden im Laufe der Zeit zu einem Naherholungsgebiet umgewandelt und schließlich entstand an ihnen ein attraktiver Wohnstandort. Die Wasserstraßen prägen bis heute das Stadtbild Berlins und haben durch ihre vielseitigen Funktionen im hohem Maße zur Entwicklung Berlins beigetragen.

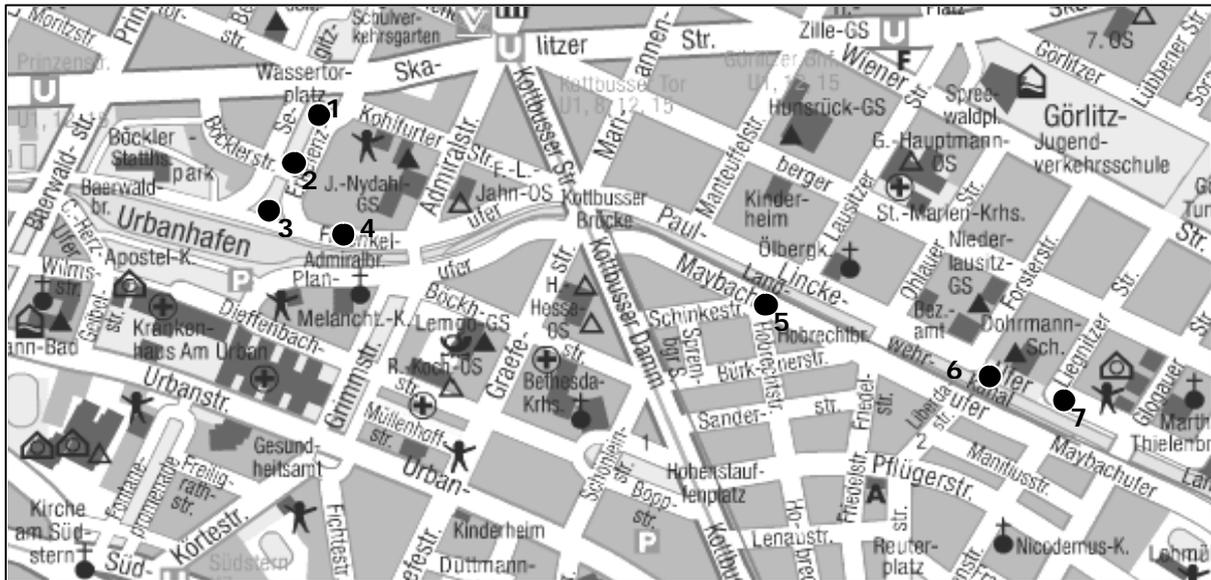


Abb. 75: Karte mit den Standorten der Exkursion

Literatur:**GLASZE, G.: (2001):**

Privatisierung öffentlicher Räume? In Berichte zur deutschen Landeskunde 75.

KARWELAT, JÜRGEN (1984):

Passagen – Geschichte am Landwehrkanal. Berlin.

NATSCHKA, WERNER (1971):

Berlin und seine Wasserstraßen. Berlin.

TROST, HEINZ (1979):

Zwischen Havel Spree und Dahme, Wesselburen u. Hamburg.

UHLEMANN, HEINZ-JOACHIM (1987):

Berlin und die märkischen Wasserstraßen. Berlin.

WOLF, FRANK (1993):

Gewässerführer Berlin. Hamburg.

Internet:

<http://www.berlinews.de/archiv/624.shtml>

<http://www.bics.be.schule.de/son/wir-in-berlin/kiez/luisen/>

http://www.gewos.de/assets/download/pub/GEWOS_Trendbrief_11-1999_Revitalisierung.pdf

<http://www.j-w-hoffmann.de/hospilog-frame.html>

http://www.langhof.com/deutsch/plh/aktuelles_presse.htm

http://www.luise-berlin.de/tourismus/Fusstour/ft_57/5700tour.htm#v

<http://www.siegfried-scheffler.de/bundestag/boot2001.doc>

http://www.stadtentwicklung.berlin.de/denkmal/denkmale_in_berlin/de/gartendenkmale/luisenstaedischer_kanal.shtml

<http://www.stadtentwicklung.berlin.de/wohnen/quartiersmanagement/de/nkz/index.shtml>

<http://www.s-und-h.de/projekte/luisenstadt/luisenstadt.html>

<http://www.wsv.de/wwwsv.html>

14. ABBILDUNGS- UND TABELLENVERZEICHNIS

Abbildungen

Seite 15:

Abb. 1: Exkursionsroute Kreuzberg

Seite 23:

Abb. 2: Ausstattung der Wohnungen 1991 in der östlichen Spandauer Vorstadt (Quelle: Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen 1991)

Seite 25:

Abb. 3: Exkursionsroute Spandauer Vorstadt

Seite 29:

Abb. 4: unterschiedliche Geschosshöhen

Seite 30:

Abb. 5: Gebäudealter im Komponistenviertel (SPAS 1993, S. 82)

Abb. 6 und 7: Hinterhofbestand Bizetstraße 78 und Tordurchfahrt mit Spurrillen

Seite 31:

Abb. 8: Markus-Reich-Platz

Seite 33:

Abb. 9 und 10: Arnold-Schönberg-Platz und Smetanatraße 16 mit Vorgarten

Seite 34:

Abb. 11: Gutenberg'sche Höfe

Seite 35:

Abb. 12: Zielebenen der Stadtsanierung im Komponistenviertel (vereinfacht nach MATTHES 1998, S.124-130)

Seite 36:

Abb. 13 und 14: Beginnende Sanierung in der Bizetstraße 109, entdichteter Hinterhof

Seite 37:

Abb. 15: Exkursionsroute Komponistenviertel

Seite 42:

Abb. 16: Die Gerichtslaube (Modell, STAHN 1985)

Seite 43:

Abb. 17: Gasthaus „Zum Nussbaum“

Seite 44:

Abb. 18: Die Schmuckelemente befinden sich nur an den Vorderfronten

Seite 45:

Abb. 19: Im Viertel dominieren 1-Raum-Wohnungen

Seite 46:

Abb. 20: kleine Schaufenster in der Rathausstraße

Seite 48:

Abb. 21: Exkursionsroute Nikolaiviertel

Seite 50:

Abb. 22: Schwarzplan der Fischer -insel 1953 (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Seite 51:

Abb. 23: Historische Entwicklung von Cölln (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Abb. 24: Berlin und Cölln um 1650 (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Seite 52:

Abb. 25: Schwarzplan der Fischerinsel 1940 (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Abb. 26: Luftbild der Fischerinsel 1999 (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Seite 53:

Abb. 27: Bebauungsplan Wohngebiet Fischerkietz 1965 (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Seite 54:

Abb. 28: Vergleich zwischen Historie und Bestand (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Seite 55:

Abb. 29: Petrikirche um 1920 (Burg 1997, S.56)

Seite 56:

Abb. 30: Gertraudenstraße 1999 (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Abb. 31: Cöllnischer Fischmarkt um 1885 (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Seite 57:

Abb. 32: Ansicht der Gertraudenkirche 1783 (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Seite 58:

Abb. 33: Der Spittelmarkt um 1935 (Hoffmann-Axthelm; Strecker 1992, S.11)

Seite 59:

Abb. 34: Der Spittelmarkt von der Leipziger Straße aus gesehen 1954 (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Abb. 35: Spittelmarkt 1990 (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Seite 60:

Abb. 36: Perspektivische Ansicht des Spittelmarktes in Richtung Osten (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Seite 61:

Abb. 37: Stadtmodell (Bestand hell) (www.stadtentwicklung.berlin.de)

Seite 62:

Abb. 38: Exkursionsroute Spittelmarkt

Seite 66:

Abb. 39: Die Parzellierung aus dem Jahr 1936. (unten). Wolfgang Schäche, 1998 S. 14ff. Nr. 2 = amerikanische Botschaft; Nr. 4 = Akademie der Künste;

Seite 69:

Abb. 40: Die Karte von 1989 zeigt anschaulich die Bedeutungslosigkeit als repräsentativer Platz (Funktion) im Vergleich mit der Karte von 1998 (Abb. 42). Die Grenze für Passanten und Touristen liegt zwischen den Grundstücken 75 und 77. Lediglich ein Gebäude der Akademie d. K. blieb erhalten. aus: Landeskartenwerk von Berlin

Seite 71:

Abb. 41: Das Bild zeigt die Parzellierung von 1998. Deutlich erkennbar der Unterschied zu 1936 in Parzelle Nr. 5 und 70/71 (Abb. 1.)

Seite 72:

Abb. 42: Grundriß des Pariser Platzes von 1998. Die Bedeutung des Platzes durch Niederlassungen von Banken und Botschaften.

Seite 73:

Abb. 43: Im Vergleich die Südfassade von 1926 (oben) und 1998 (unten; geplant). Wer eine nahezu historische Rekonstruktion erwartet, stellt anhand dieser Abbildung vielleicht das Gegenteil fest. Quelle: Wolfgang Schäche, 1998 S. 14ff.

Seite 84:

Abb. 44: Mietskaserne an der Gubener Straße (eigenes Foto)

Seite 85:

Abb. 45: Luftbild der Frankfurter Allee 1928 (NICOLAUS/OBETH 1997 S.27)

Seite 86:

Abb. 46: Lageplan der Wohnbauten an der Weberwiese (NICOLAUS/OBETH 1997, S.88)

Seite 87:

Abb. 47: Hochhaus an der Weberwiese (eigenes Foto)

Seite 88:

Abb. 48: Laubenganghaus (eigenes Foto)

Seite 89:

Abb. 49: Generalaufbauplan Juli 1949 (NICOLAUS/OBETH 1997, S.44)

Abb. 50: Eingangsbereich des Blocks E-Nord der ehemaligen Stalinallee (eigenes Foto)

Seite 91:

Abb. 51: Lageskizze der Stalinallee (<http://userpage.fu-berlin.de>)

Seite 92:

Abb. 52: Wohnensemble Auer-,Löwestraße, Entwurf 1953 (KÖHLER 1993, S.104)

Abb. 53: Verwaltungsgebäude der Allianz (eigenes Foto)

Seite 93:

Abb. 54: Wegweiser zu den Geschäften der Stalinallee 1954 (PETERS 1997, S.143)

Seite 94:

Abb. 55: Straßenfest in der Allee(NICOLAUS/OBETH 1997, S.285)

Seite 95:

Abb. 56: Plattenbauten in der Karl-Marx-Allee (eigenes Foto)

Abb. 57: Deutsche Sporthalle 1952 (NICOLAUS/OBETH 1997, S.86)

Seite 96:

Abb. 58: Karl-Marx-Allee 1970 (NICOLAUS/OBETH 1997, S.285)

Seite 70:

Abb. 59: Route zur Exkursion Stalinallee (eigene Darstellung)

Seite 109:

Abb. 60: Exkursionsroute Frohnau

Seite 118:

Abb. 61: Die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße. Lithographie von B. Klieneck (YONAN, G., 1993, S.13)

Seite 120:

Abb. 62: Konzentration der Moscheen in Berlin (JONKER, G.; KAPPHAN, 1999, S. 14)

Seite 121:

Abb. 63: Der Dalai Lama bei seinem Besuch im Buddhistischen Haus (YONAN, G. 1993, S.107)

Seite 124:

Abb. 64: Exkursionsroute (<http://www.yahoo-maps.com>)

Seite 137:

Abb. 65: Exkursionsroute Tiergartendreieck

Seite 141:

Abb. 66: Das U-Bahnnetz Berlins und seiner Vororte 1914 (DOMKE/HOEFT 1998, S. 75)

Seite 145:

Abb. 67: Autobahnplanungen in Berlin, oben: Planungsstand 1965, unten: Stand 1978 (SENATOR FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN 1978)

Seite 148:

Abb. 68: Querschnitt der Überbauung (SENATOR FÜR BAU- UND WOHNUNGSWESEN 1980)

Seite 151:

Abb. 69: Exkursionsroute Verkehrsbauten

Seite 166:

Abb. 70: Exkursionsroute Berliner Untergrund

Seite 170:

Abb. 71: Verlauf des Landwehrkanals am Engelsbecken (Quelle: <http://www.s-und-h.de/projekte/luisenstadt/luisenstadt.html>)

Seite 171:

Abb. 72: Urbanhafen 1955 (Quelle: <http://www.bics.be.schule.de/son/wir-in-berlin/kiez/luisen/>)

Seite 172:

Abb. 73: "Torhäuser" von Ballert (Quelle: <http://www.bics.be.schule.de/son/wir-in-berlin/kiez/luisen/>)

Seite 173:

Abb. 74: Primärenergiebedarf im Güterverkehr (Quelle: <http://www.wsv.de/wwwsv.html>)

Seite 176:

Abb. 75: Karte mit den Standorten der Exkursion

Tabellen

Seite 44:

Tab. 1: Die Wohnungen im Nikolaiviertel (Quelle: STAHN 1991)

Seite 74:

Tab. 2: Die einzelnen Standorte (Mit Ausnahme der Britischen Botschaft) werden in dieser Darstellung ihrer Nutzung nach den verschiedenen Epochen (I - IV) zugeteilt. Quelle: Wolfgang Schäche, 1998 S. 14ff. (eigener Entwurf)

Seite 75:

Tab. 3: Die wichtigsten Daten der Standorte 1-3 seit 1990. Quelle: Wolfgang Schäche, 1998 S. 14ff. (eigener Entwurf)

Seite 78:

Tab. 4: Die wichtigsten Daten der Standorte 4-6 seit 1990 mit ihrer Nutzung. Quelle: Wolfgang Schäche, 1998 S. 14ff. (eigener Entwurf)

Seite 112:

Tab. 5: Christliche Religionsgemeinschaften in Berlin 2000

Tab. 6: Jüdische Religionsgemeinschaften in Berlin 2000

Tab. 7: Islamische Religionsgemeinschaft in Berlin 2000

Seite 113:

Tab. 8: Weitere Religionsgemeinschaften in Berlin 2000

Seite 132:

Tab. 9: „Wohnschlüssel der Stadtvillen“

Seite 135:

Tab. 10: „Wohnschlüssel der Mietwohnungen im Tiergartendreieck“

Seite 136:

Tab. 11: „Wohnschlüssel der Eigentumswohnungen im Tiergartendreieck“